

SPRACHE DER GEGENWART

Schriften des Instituts für deutsche Sprache

Gemeinsam mit

Hans Eggers, Johannes Erben, Hans Neumann und Hugo Steger

herausgegeben von Hugo Moser

Schriftleitung: Ursula Hoberg

BAND XV

LEO WEISGERBER

DIE GEISTIGE SEITE DER SPRACHE
UND IHRE ERFORSCHUNG



PÄDAGOGISCHER VERLAG SCHWANN
DÜSSELDORF

© 1971 Pädagogischer Verlag Schwann Düsseldorf
Alle Rechte vorbehalten · 1. Auflage 1971
Umschlagentwurf Paul Effert
Gesamtherstellung Schwann Düsseldorf
ISBN 3-7895-0118-2

INHALT

Vorwort	9
Zur Bestimmung des Standortes	11
Widersprüchlicher Ausgang	11
Das Überschreiten des Sinnlichen	12
'Geistiges' in der Sprache	13
Geistiges in der Gemeinschaftsform der Sprache	14
Aussichtsreiche Ansatzpunkte	15
Zeitliche oder systematische Ordnung?	16
Abgestufte Einsichten	18
Fünf Festpunkte des Forschungsganges	19
Erschwerte Bedingungen	20
Folge der Fragen	21
Literarische Anhaltspunkte	24
Die Erforschung der geistigen Sprachseite	26
Erster Umriß des Geistigen in der Gemeinschaftsform der Sprache	27
I. Gestalt als Ausgang und Grenze (Das Assoziationsmodell)	31
Naiver Sprachrealismus	32
Isolierte Sprachgestalten?	33
Benennungen für Sachen	35
Die Scheidung zwischen Sprachwelt und Sachwelt	37
Die Grenzen des Assoziationsmodells	42
Modernes Experiment	45
Künstliche Isolierung?	46
<i>Meaning</i> -freie Forschung?	50
Die Konsequenzen für den Wortschatz	51
II. Gestaltbezogenes Ausgreifen auf die geistige Seite (Das Bedeutungsmodell)	55
Außenwelt und Innenwelt	56
Außersprachliche Wirklichkeit und innersprachliche Welt	57
Lautgestalten mit Zeichencharakter	59

Bedeutung und Funktion	64
Bedeutungslehre	66
Die Grenzen des Bedeutungsdenkens	71
Die Funktionen von Sprachformen	76
III. Die eigenständige Erforschung der geistigen Sprachseite (Das inhaltbezogene Modell)	81
Die methodische Rolle der Bezogenheit	82
Das Fundament für die inhaltbezogene Forschung	84
Die Wortinhalte	86
Haben die Wörter einer Muttersprache einen Inhalt?	86
Summe von unten und Geltung von oben	88
Überindividuelle Geltung des Geistigen	90
Das Abstreifen der Gestaltbezogenheit	95
Geltung ohne festen äußeren Halt	96
Das inhaltbezogene Modell	98
Geltung ohne ausdrückliche Setzung	100
Innersprachlich bewirkte Geltungen	101
Das sprachliche Feld	105
Inhaltbezogene Wortbildungslehre	110
Die Wortstände	112
Die inhaltliche Geltung von Kompositionstypen	115
Besondere Formen der inhaltlichen Bestimmtheit	119
Die Erforschung von Sinnbezirken	122
Der geistige Gehalt der syntaktischen Sprachmittel	124
Formulierte Sätze und geltende Satzpläne	125
Die geltenden Satzbaupläne	127
Die Betrachtung der Satzelemente nach Satz- stücken, Satzteilen und Satzgliedern	129
Die Denkkreise der Wortarten	131
Die Satzstücke und ihre Valenzen	135
Satzteile und Satzglieder	136
Die geistige Geltung eines Satzbauplanes	138
Offene Fragen	144
IV. Die geistigen Sprachzugriffe und Sprachausgriffe (Das energetische Modell)	149
Die sprachliche Gestaltung der Welt	150
Statisches oder energetisches Modell	151
Muttersprache als Energiea	153

Das Worten der Welt	155
Sprachliche Zugriffe und sprachliche Ausgriffe	158
Die Gerichtetheit der Sprachzugriffe und Sprachausgriffe	160
Die Grenzlinie zwischen Innersprachlichem und Außersprachlichem	164
Geltender Zugriff (Ausgriff) als Erscheinungsform von Geist	167
Gerichtete muttersprachliche Geltung als Daseinsform des Geistes in der Sprache	170
Zur Konstitution der geistigen Sprachseite	172
Die Schauplätze des Wortens der Welt	173
Die geistigen Gestaltungsrichtungen	178
Wortschatz	179
Satzbau	184
Die vergleichende Sprachwissenschaft	193
Sprachverschiedenheit als Mannigfaltigkeit sprachlicher Weltgestaltung	194
Die Verschiedenheit sprachlicher Weltgestaltung als Anstoß und Aufgabe	196
V. Muttersprachfreie Geistigkeit? (Gestaltferne Versuche)	206
Die freisteigenden Ideen des Geistesfluges	207
Die sich selbst fortpflanzenden Ideen des Psychologismus	211
Vorsprachliche Geistigkeit	217
Eingeborene Ideen	217
Die semantischen Universalien	221
Übersprachliche Bezugssysteme	229
Außersprachliche Geistigkeit	231
Keine muttersprachliche Geistigkeit ohne geltende Zeichen	232
VI. Die geistige Sprachseite in der Computerlinguistik	236
Computerlinguistik und maschinelle Übersetzung	236
Erreichbare Ziele	238
Wortschatz	239
Syntaktische Strukturen	245

Die maschinellen Übersetzungsgrammatiken	248
Umbiegung angemessenerer Forschung unter Computereinfluß	251
Besorgte Prognose	252
VII. Das Herausarbeiten der geistigen Sprachseite in der Vierstufenlehre	255
Die geistige Leistung als Ansatzpunkt	256
Das Aufsuchen der energetischen Fragestellung	257
Das Einbeziehen der muttersprachlichen Wirkungen	260
Themennachweis zur wirkungsbezogenen Betrachtung	263
Ganzheitliche Sprachbetrachtung	268

VORWORT

Zum Abschluß meiner Vorlesungstätigkeit an der Universität Bonn hatte ich im Wintersemester 1966/67 ein einstündiges Kolleg über 'Die geistige Seite der Sprache und ihre Erforschung' angekündigt. Es ist das Thema, das meine Lebensarbeit bestimmte und über dessen Stand ich mir selbst Rechenschaft ablegen wollte. Zugleich war es gedacht als Eröffnung eines Gemeinschaftswerkes über den inhaltlichen Aufbau der deutschen Sprache. Der Schlußpunkt gab mir damals die innere Beruhigung, die nächsten beiden Jahre für den Abschluß weitschichtiger Arbeiten keltologischen Untergrunds, insbesondere zur römischerzeitlichen Namenkunde der Rheinlande vorzusehen. Die Ruhe wurde allerdings bald beeinträchtigt und hätte nicht der Zwang eines eingeleiteten Druckes bestanden, so wäre die höhere Verpflichtung, in die sich dramatisch entwickelnde Diskussion über die Zukunft der Sprachwissenschaft einzugreifen, alsbald durchgebrochen. Die Zeitspanne des Beobachtens wurde dann beendet durch den Entschluß, im Sommersemester 1970 nochmals eine Vorlesung zum letzten Thema zu halten. In diesem Zusammenhang wurden auch die Vorentwürfe zum selbständigen Druck ausgearbeitet, wobei die Hilfe der Deutschen Forschungsgemeinschaft und die Sachkunde von W. Kummer die entstandenen Lücken rascher und besser ausfüllen ließen, als ich es allein vermocht hätte. Ich lege sie vor in dem Bewußtsein, daß man in Zeiten jugendlichen Aufbruchs zwar selbst für 250 Seiten der Besinnung nicht die nötige Geduld erwarten darf, daß aber in der raschen Folge modischer Strömungen auch die Gedanken nicht lange übergangen werden können, auf denen die Existenz der Sprachforschung als einer wirklichen Fundamentalwissenschaft beruht.

28.10.1970

Leo Weisgerber

ZUR BESTIMMUNG DES STANDORTES

Widersprüchlicher Ausgang

Die Sprache ist eine der Grundbedingungen des geistigen Lebens der Menschheit. Diese Behauptung ist allgemeiner Zustimmung sicher, sowohl in der unmittelbaren Reaktion, wie erst recht im Zuge eingehenderen Nachdenkens. Umso enttäuschender ist die Antwort auf die anschließende zweite Frage, wie und wo die Sprache innerhalb der menschlichen Geistigkeit stehe. Die Antworten setzen ebenso zögernd wie unbestimmt ein. Im naiven Allgemeinbewußtsein verlieren sie sich rasch in sekundären Erscheinungen wie Verständigung oder Mitteilung. In wissenschaftlichen Kreisen bleiben sie ebenso vielgestaltig wie bruchstückhaft, so daß der Versuch, eine *communis opinio* herauszuschälen, von vornherein nur geringe Aussichten hat. Insbesondere zieht sich auch die zuständige Wissenschaft, die Sprachforschung, unerwartet rasch zurück und überläßt in viel zu großem Umfang die Antwort anderen Disziplinen, insbesondere des philosophischen Bereiches. Aber auch dort sind die Voraussetzungen für eine ausreichende Antwort nicht beisammen.

Unter solchen Bedingungen ist es verständlich, daß auch die Antworten, die versucht wurden, es ebenso an Geschlossenheit wie an Überzeugungskraft fehlen lassen. Die Spannweite zwischen Überschätzung und Unterschätzung erscheint als besonders groß. Erweckt die oft gehörte Formel, daß die Sprache das charakteristische Kennzeichen des Menschseins sei, vielleicht den Eindruck der Übersteigerung, so wird man auch die Klage über die Schranken, die die Sprache der menschlichen Einsicht setze, auf ihre tatsächliche Tragweite prüfen müssen. Für das eine wie für das andere werden sich Gründe aufweisen lassen. Über allen solchen Überlegungen steht aber das alte Wort, daß man über die Sprache nicht anders als mittels der Sprache selbst, und sei es einer Metasprache, nachdenken kann. Auch das ist richtig. Aber es ist kein Grund zur Resignation, sondern viel eher ein Ansporn, die Erkenntnismittel der Sprache auszuschöpfen und die angemessenen Fragestellungen aufzuspüren. Das gilt in ganz besonderem Maße für die Aufhellung der geistigen Seite der Sprache. Wir müssen allerdings darauf

gefaßt sein, daß wir nicht wie Außenstehende die fruchtbarsten Ansatzpunkte erspähen können, sondern uns mühsam aus der Umwicklung durch die Sprache entwinden und von innen her an die Ausblicke heranarbeiten müssen, die uns unsere Situation erkennbar machen.

Das Überschreiten des Sinnlichen

Um einen festen Ansatzpunkt zu gewinnen, muß man auf die sprachliche Urtatsache zurückgehen: daß nämlich zu allem Sprachlichen eine sinnliche Grundlage gehört, die in der Lage ist, eine sprachliche Zeichenfunktion zu übernehmen. Im Vollzug dieser symbolischen Funktion konstituieren sich Sprachganzheiten, in denen sinnliche Sprachgestalten zeichenhaft am Aufbau außersinnlicher Größen beteiligt erscheinen, die wir zunächst einmal als sprachliche Gehalte ansprechen können.

Es ist zugegeben, daß selbst in dieser anspruchslosen ersten Bestimmung fast jedes Wort einer näheren Erklärung bedarf. Das liefe aber auf eine ganze Prinzipienlehre hinaus, die an dieser Stelle nicht einmal angedeutet werden kann. Eine immer noch sehr gedrängt auf Allgemeinverständlichkeit zielende Gesamtübersicht findet sich in meinem Buch 'Das Menschheitsgesetz der Sprache', ²1964. Wir geben also diesen Versuch als ersten Anhalt, dessen wesentliche Bestandstücke im Laufe der weiteren Überlegungen dort, wo sie vorrangig werden, zu erläutern sind.

Vorweg sei betont, daß nichts Sprachliches ohne spezifische sinnliche Gestalt bestehen kann, daß aber in der Einzelausprägung dieser Gestalten ein weiter Spielraum gegeben ist. Das gilt im Hinblick auf das Sinnesgebiet, aus dem Sprachgestalten entnommen werden können (grundsätzlich können sinnliche Gestaltansätze an die Empfindungen aller Sinnesorgane anknüpfen, wenn es natürlich auch tief begründet ist, daß die menschliche Sprache primär auf dem Gehörsinn aufbaut, der im Hinblick auf das Hervorbringen wie auf das Aufnehmen wie auf die Variationsbreite von sprachlich brauchbaren Gestalten alle anderen Sinne bei weitem übertrifft). Es gilt auch in Bezug auf die Art der Realisierung (eine lautliche Sprachgestalt braucht nicht immer hörbar vollzogen zu werden; sie ist auch in anderen, allerdings abgeleiteten Formen wirksam, bis in die visuelle und taktile Übermittlung hinein). Natürlich stellt

der Aufbau einer ganzen Sprache an das Bereitstellen geeigneter Gestalten große Anforderungen, denen die menschlichen Sprech- und Hörorgane am besten gewachsen sind. Unentbehrlich ist nur, daß sie zur Übernahme der geistigen Sprachaufgaben geeignet sind. Das Hervorbringen bloßer Lautfolgen (oder anderer Sinnesreize) ist noch nicht Sprache. Entscheidend bleibt die Stelle, an der die Sinnlichkeit überschritten wird und solche sinnlich-geistigen Ganzheiten ausgeprägt werden, denen man Sprachcharakter zuschreiben kann.

‘Geistiges’ in der Sprache

Dieses das Sinnliche überschreitende Plus, das auch eine sinnliche Folge erst zu einer Sprachgestalt umprägt, ist das eigentliche Ziel unserer Untersuchung. Wie man es fassen, untersuchen, beurteilen kann, ist ein Problem, das alle Erforschung der sinnlichen Sprachseite in doppelter Weise überbaut: einmal in dem Erarbeiten völlig neuer Kriterien, mit denen man dieser übersinnlichen Sprachseite beikommen kann; sodann in der Tragweite, die jeder derartigen Erkenntnis für die Beurteilung der Sprache und des geistigen Lebens der Menschheit zukommt.

Es ist verständlich, daß die ersten Schritte in der Richtung auf die geistige Sprachseite zu nur sehr vorsichtig gewagt werden können. Im Grunde genommen enthält die Rede von der ‘geistigen’ Sprachseite schon zu viel Vorwegnahme. Gewiß bietet sie sich von selbst an und ruft auch im Alltagsgebrauch kaum Bedenken hervor. Aber es ist bekannt, daß die so geläufigen Wörter *Geist* und *geistig* bei kritischem Zusehen zu schwierigen Problemen führen. Da gerade für unsere Überlegungen ein möglichst klarer und fest begründeter Gebrauch dieser Wörter unumgänglich ist, werden wir ihn bei jedem Vorkommen erneut zu überprüfen haben.

Darum ist bereits an den Anfang eine Unterscheidung zu stellen, die aus dem Grundcharakter der Sprache selbst folgt. Das Phänomen *Sprache* ist systematisch dem Menschsein als solchem zugeordnet. Wenn man immer wieder das ‘Haben’ von Sprache als kennzeichnendes Merkmal des Menschseins hervorhebt, so ist damit gesagt, daß wir ein Wesen ohne Sprache nicht als Menschen anerkennen würden, wäh-

rend umgekehrt der Mensch in seiner dreifachen Erscheinungsform als Menschheit, als Gemeinschaft und als Individuum in einem abgestuften Grundverhältnis zur Sprache steht. Die Auswirkungen dieser dreifachen Bindung bilden ein Ganzes, jedoch so, daß zu jeder dieser Stufen sprachliche Erscheinungsformen von typischer Art zugeordnet sind. Daraus folgt, daß wir auch die geistige Seite der Sprache auf jeder dieser Ebenen jeweils eigenständig aufsuchen müssen, so wie umgekehrt erst aus der Dreiheit dieser Ergebnisse entnommen werden kann, wie sich das Phänomen der menschlichen Sprache umgrenzen läßt. Da sich von der sinnlichen Seite her nur schwer eine entscheidende Grenze zwischen menschlichen und tierischen Lauten ermitteln läßt, kommt dem genauen Herausarbeiten der geistigen Sprachseite eine ganz besondere Bedeutung zu.

Geistiges in der Gemeinschaftsform der Sprache

Um diese einleitenden Bemerkungen möglichst geschlossen zu halten, verfolgen wir den Begriff der Geistigkeit nicht vorweg durch die genannten drei Erscheinungsformen des sprachlichen Menschen hindurch. Vielmehr setzen wir an der Stelle an, die sich auch bei den weiteren Überlegungen als die entscheidende erweisen wird: der Gemeinschaftsform von Sprache.

Wer sich über die sinnliche Seite der Sprache orientieren will, kommt nur voran, wenn er systematisch seine Beobachtungen konzentriert auf jeweils eine der geltenden Gemeinschaftsformen von Sprache, eben das, was man gemeinhin eine Sprache nennt. Das schließt Überlegungen allgemeinsten und speziellester Art und den Rekurs auf individuelle Verhältnisse nicht aus. Aber die Stellen, an denen das einen Zusammenhalt und eine fruchtbare Auswertungsmöglichkeit findet, sind nun einmal die geltenden Gestalten einer geschichtlichen Sprache. Das Gleiche gilt für die geistige Seite der Sprache. Das mag zuerst überraschend klingen. Geistige Seite der deutschen, der französischen Sprache? Gewiß, das hört sich durchaus vernünftig an. Aber wer weiß darüber etwas Zusammenhängendes auszusagen? Und wie soll man aus Einzelbeobachtungen individueller Art oder allgemeinen Überlegungen etwas entnehmen, was in dem Bestand der deutschen, der französischen Sprache den geltenden

Gestalten auch nur annähernd zur Seite gestellt werden kann? Kommt nicht das Geistige überhaupt erst mit den individuellen Sprachzeugnissen ins Spiel? Diese scheinbaren Schwierigkeiten und Widersprüche werden uns noch hinreichend beschäftigen; aber sie sind mehr ein Hinweis auf Mängel der Forschung, als auf Wesenszüge des Phänomens Sprache selbst. Wir dürfen hier keine Ergebnisse vorwegnehmen. Aber als Forschungsmaxime dürfen wir festhalten: Wenn Sprache in allen ihren Erscheinungsformen eine sinnlich-geistige Ganzheit ist, und wenn sich nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch für die sinnliche Seite als zentrale Bezugspunkte die Gemeinschaftsformen von Sprache, die deutsche, die französische Sprache durchsetzen, dann müssen wir zuerst an diese Gemeinschaftsformen anknüpfen, wenn wir den systematischen Zugang zu der geistigen Sprachseite suchen. Unsere Überlegungen konzentrieren sich also zunächst auf die Form von 'Geistigkeit', die wir in der Gemeinschaftsform der Sprache antreffen. Daß die Rede von *Geist* und *Geistigkeit* besonders eng mit Erscheinungsformen des sozialen Lebens verbunden erscheint, kann uns durchaus zur Bestätigung dieses Ansatzes dienen, enthebt uns aber nicht der Pflicht, diese tragenden Begriffe immer wieder kritisch zu prüfen und auf ihre Tragweite zu erproben.

Aussichtsreiche Ansatzpunkte

Schon aus dem ersten Überblick über die ins Spiel kommenden Tatsachen geht hervor, daß wir beim Umgrenzen der aufzunehmenden Aufgaben besonders darauf achten müssen, leichter und schwerer lösbare Probleme voneinander zu trennen. Nicht als ob wir die größeren Schwierigkeiten einfach zurückstellen könnten; alles für ein Problem Relevante muß an seiner Stelle ins Gespräch kommen. Aber mindestens im Sinne der leichteren Isolierbarkeit der Fragen wird man die Folge der Schritte überlegen.

Auch in dieser Hinsicht ist der Ansatz bei der Gemeinschaftsform der Sprache am ratsamsten. Der sprachliche Einschlag in der menschlichen Geistigkeit ist zwar an vielen Eigentümlichkeiten des menschlichen Lebens zu verfolgen; aber ihn zu isolieren und herauszuschälen aus den komplexen Abläufen menschlichen Denkens und Tuns ist eine Aufgabe,

die keinesfalls an den Anfang gestellt werden kann. Ebenso ist einleuchtend, daß die sprachlichen Handlungen des Individuums erst durchsichtig werden, wenn wir sie zurückführen können auf die dreifache sprachliche Bindung des Einzelnen als Mensch, Mitglied der Sprachgemeinschaft und Individuum. Auch das kann nicht den Ausgang der Überlegungen bilden. Dagegen ist die Gemeinschaftsform der Sprache mit ihren beiden Grundtatsachen von Sprachgemeinschaft und Muttersprache (= geltende Sprache in konstitutiver Wechselwirkung mit ihren Angehörigen) hinreichend deutlich herausgehoben, um in ihren sprachlichen Wesenszügen gekennzeichnet zu werden.

Auch hier bleiben Schwierigkeiten genug. Interne, die vor allem darin bestehen, die Einsichten in die sozialen Sprachtatsachen deutlich genug abzuheben von den menschheitlichen und individuellen Sprachbedingungen und doch im Ganzen der menschlichen Sprachkraft zu verstehen. Besondere Aufmerksamkeit erfordert die Einordnung einiger soziologischer Grundbegriffe: *Muttersprache* als Terminus für die Gemeinschaftsform der Sprache in ihrer besonderen Wechselwirkung mit ihrer Sprachgemeinschaft; *Sprachgemeinschaft* selbst u.a. Am wichtigsten wird es sein, das klar herauszuarbeiten, was in den soziologischen Überlegungen mit *Geist*, *Geistigkeit*, *geistig*, *geistiger Sprachseite* gemeint ist. Auf der einen Seite ist alles zu meiden, was zu einem Abrutschen von *geistigen* sozialen Tatsachen zu psychischen individuellen Prozessen führt. Auf der anderen Seite muß man auch der Furcht entgegenarbeiten, die auf vielen Seiten vor *geistigen* Hypostasierungen besteht. Die Daseinsform des *Geistigen* kann mindestens in soziologischen Zusammenhängen so genau bestimmt werden, daß man mit diesem Wort unverfänglich richtig an der richtigen Stelle arbeiten kann.

Zeitliche oder systematische Ordnung?

Für den Ertrag dieser Untersuchung hängt natürlich vieles ab von der Schlüssigkeit, mit der die Fakten vorgeführt werden. Da wir eine Gesamtübersicht anstreben, müssen wir uns für eines der beiden möglichen Ordnungsprinzipien entscheiden: eine chronologische oder eine systematische Folge. Man kann für beides Gründe vorbringen.

Soweit es sich um eine Entwicklungsfolge handelt, vermittelt die historische Untersuchung zugleich den besten Einblick in den systematischen Aufbau, mindestens soweit er sich auf die Ergebnisse ausgewirkt hat; zugleich müßten die fruchtbarsten Ansatzstellen für die Fortsetzung und die Vertiefung der Forschung sichtbar werden. Da zugleich die Kontinuität der Problemstellungen eine der wichtigsten Voraussetzungen für eine zunehmende Klärung und Bewältigung der sich aufdrängenden Fragen bildet, so wird man die Zusammenhänge eines einheitlichen Forschungsganges soweit wie möglich festhalten und verdeutlichen. Die Geschichte der Sprachforschung muß also immer gegenwärtig sein.

Trotzdem müssen wir für die geistige Sprachseite den systematischen Überlegungen den Vorrang geben. Denn der geschichtliche Ablauf bringt nur ein sehr bruchstückhaftes Bild von ihrer Problematik. Das ist zugleich charakteristisch für die Fragen, auf die wir treffen werden. Es ist die Grundproblematik aller Sprachforschung, daß die sinnlich-geistige Doppelseitigkeit der Sprache nur schwer in gleichzeitigem Miteinander, sondern nur in irgend einer Form des Nacheinanders behandelt werden kann. Dabei hat fast zwangsläufig die sinnliche Seite einen Vorsprung vor der geistigen Seite (nicht nur zeitlich, sondern auch in der Priorität des greifbaren Ansatzes). Das wirkt sich dahin aus, daß das vom Wesen des Gegenstandes aus gesehene Sekundäre für die Forschung primär zu werden droht, während der eigentliche geistige Kern des Phänomens Sprache in die Rolle des sekundären Forschungsobjektes gerät. Diese Problematik wird uns immer wieder begegnen. Die Vorherrschaft der sinnlichen Sprachseite bestimmt auch den geschichtlichen Gang der Sprachforschung so stark, daß deren Tragweite für die Erkenntnis der geistigen Sprachseite undurchsichtig bleibt. Da zugleich der Gedanke einer etwaigen Parallelität der Befunde auf der sinnlichen und auf der geistigen Seite sich sehr rasch als unzutreffend erweist, so muß die Folge der aufzugreifenden Fragen aus den systematischen Bedingungen der geistigen Sprachseite selbst abgeleitet werden.

Abgestufte Einsichten

Damit wird allerdings unsere Aufgabe zunächst um ein Doppeltes erschwert. Es fallen nicht nur die Handhaben, die mit dem Bevorzugen des Lautlich-Sinnlichen gegeben sind. Vielmehr zeigen sich zugleich all die Eigentümlichkeiten, die bisher eine adäquate Erforschung der geistigen Sprachseite verhindert haben. Wenn wir auch nur annähernd klare Einsichten in den Aufbau und die Bedingungen der geistigen Elemente der Sprache besäßen, könnten wir unser Vorgehen darauf aufbauen. Aber diese Einsichten sind ja erst das Ziel und erhoffte Ergebnis unserer Bemühungen. Nicht umsonst haben wir gleich zu Anfang darauf hingewiesen, daß wir über kaum etwas anderes so im Ungewissen sind wie über die Geistigkeit der Sprache. Das gilt für uns Heutige, auch wo wir die geistige Sprachseite bewußt in unseren Arbeiten in den Vordergrund stellen. Es gilt aber auch für die Ansätze, die nicht über diese Probleme reflektieren. Denn auch das gehört zu den Widersprüchen dieses Teiles der Sprachforschung, daß auch dort, wo man sich der Absicht nach auf die sinnliche Sprachseite beschränkt, unreflektiert ein bestimmtes Verhältnis zur geistigen Seite mitspielt und den Gang der Forschung mitbestimmt. Der geistige Charakter der Sprache ist so dominant, daß man ihn gar nicht ausschalten kann. Aber wie sein Einfluß sich auswirkt, das bleibt den Forschern selbst undurchschaut, und von da aus erklären sich die Schwierigkeiten, den Beitrag der einzelnen Positionen zu der Gesamtaufgabe aufzudecken und abzuschätzen. Das gilt unverändert von den Anfängen der Sprachforschung bis zum heutigen Tag. Dadurch ist auch das Aufweisen einer Systematik und Kontinuität der Erforschung der geistigen Sprachseite noch mehr erschwert. Trotzdem muß auch dazu der Versuch gemacht werden aus dem doppelten Grunde, weil jeder auch undurchdachte Schritt auf diesem schwierigen Gelände etwas von unmittelbarer Sacherkenntnis mit sich bringen kann; sodann aber auch weil die mittelbare Rolle der geistigen Seite ein grundlegendes Kriterium für die Tragweite des Beitrages einer sprachwissenschaftlichen Strömung zu der Gesamtaufgabe der Sprachforschung ist.

Es sind also recht zwiespältige Voraussetzungen, unter denen unser Versuch unternommen werden muß. Es kommt hinzu, daß die Erueierung nicht ausdrücklich ausgesprochener Prinzipien nur in einigen Bei-

spielfällen (die wir unter den gegenwärtig am meisten diskutierten Strömungen auswählen) ausdrücklich möglich ist. Umso zwingender ist ein Verfahren auf systematischer Grundlage, in das dann auch hier nicht berücksichtigte Varianten eingeordnet werden können.

Fünf Festpunkte des Forschungsganges

So sicher es nicht zwei Forscher oder gar Strömungen gibt, die sich in ihrem Verhalten zur geistigen Seite der Sprache völlig gleichen (wobei auch noch Abstufungen je nach den Grundformen der sprachlichen Fakten wahrscheinlich sind), so braucht dadurch doch eine heuristische Großordnung nicht versperrt zu sein. Eine Übersicht über die faktisch eingeschlagenen Wege gehört zwar unter die zusammengefaßten Ergebnisse, wobei zugleich die zunehmende Einsicht in das, was unter geistiger Sprachseite zu verstehen ist, herauszustellen ist. Aber bereits vorher sind Gesichtspunkte nötig, die das geordnete Sammeln von Beobachtungen ermöglichen. Sie müssen aus einem möglichst einprägsamen Kriterium gewonnen sein, das ebenso sachnahe wie unvoreingenommene Beobachtungen ermöglicht. Am weitesten führt die Frage, in welchem Verhältnis und mit welchem Ertragswert die beiden Sprachseiten, die sinnlich-gestalthafte und die geistig-inhaltliche, beteiligt sind.

Gehen wir von der Grunderkenntnis aus, daß alle als sprachliche Grundeinheiten anzuerkennenden Fakten sinnlich-geistige Ganzheiten sind, so ist die Forschung darauf angewiesen, zunächst mit sinnlichen Kriterien die bestehenden, einer Sprache zugehörigen Gestalten bewußt zu machen und festzuhalten. Wenngleich bereits diese Arbeit nicht ohne geistige Kriterien auskommt (wie soll man sonst einer Lautfolge ansehen, ob sie bloßer Schall oder Sprachelement ist?), kann sie als Ausgangsposition angesehen werden: gestalthafte Feststellung mit Inhaltskontrolle. Der nächste Schritt bringt ein stärkeres Heranziehen der geistigen Sprachseite unter dem Titel der Bedeutung; wir werden ihn charakterisieren als gestaltbezogenen Ausblick auf eine undifferenzierte geistige Landschaft. Diese Annäherung setzt sich fort in dem Bemühen, in dem Bedeutungsbereich das legitim Sprachliche unter dem Titel der Sprachinhalte herauszusondern, und so Gestalt und Inhalt gleichberechtigt nebeneinander zu stellen. Aus diesem Nebeneinander von

Sprachgestalt und Sprachinhalt läßt sich dann unter dem Titel der Sprachzugriffe eine dem Wesen der Sprache angemessene geistbezogene Rangordnung gewinnen, die in einem ausreichenden Einblick in die Bedingungen und Erscheinungsformen der geistigen Sprachseite gipfelt; eine Kontrollbetrachtung, wie von der geistigen Sprachseite aus die sinnliche Seite sich darstellt, wird immer förderlich sein. Wie weit wir mit einer fünften Möglichkeit rechnen müssen, daß Elemente der geistigen Sprachseite untersucht werden unter zunehmendem Übergehen der sinnlichen Gestalten, gehört mit zu den interessantesten Ausblicken.

Das sind also fünf Ausgangsstellungen, von denen aus Aufschlüsse über die geistige Sprachseite zu erwarten sind. Natürlich werden die von ihnen aus anzustrebenden Ergebnisse nicht gleichwertig sein. Aber es ist doch schon vor auszuschicken, daß im Grunde keine entbehrlich ist. Ebenso ist aber auch zu betonen, daß man den Rundgang bis zu Ende führen muß. Wenn wir sachgemäß anerkennen, daß das Herausarbeiten der gestalthaften Elemente einer Sprache die erste Etappe ist, so müssen wir die darin beschlossene Tatsache ebenso wichtig nehmen, daß diese Bestandsaufnahme von Anfang an unter der maßgebenden Kontrolle der geistigen Sprachseite steht, die unmittelbar darüber entscheidet, was zu einer bestimmten Sprache gehört. Bereits hier geht es nicht an, in einer isolierenden Fortsetzung das Lautliche ausschließlich zu betrachten. In anderer Weise erweist sich das zweitgenannte Verfahren als Durchgangsstufe: das Bedeutungsdenken wird sich uns enthüllen als gestaltbezogener Ausblick auf eine 'Inhaltslandschaft'. Das kann keine Lösung sein. Trotzdem ist das Zusammentragen inhaltlicher Elemente unter der Kontrolle der Sprachgestalten unentbehrlich, — wenn es nur in seiner systematischen Stellung richtig durchschaut und so früh wie möglich auf eine eigengesetzliche Erkenntnis der geistigen Sprachseite abgestellt wird.

Erschwerte Bedingungen

Man kann sicher sagen, daß ein Durchschreiten dieser fünf Arbeitsgänge die der Sache angemessenste Verfahrensform ist; man wird sie als

den normalen Weg der Behandlung anerkennen. Deshalb wird man in Fällen, in denen die angeführte Folge nicht möglich ist, sich um Ausgleichsformen bemühen müssen. Zwei Formen seien hier schon im voraus erwähnt, weil sie auch über ihren eigenen Bereich hinaus Einfluß haben.

Das eine sind die Bedingungen der sog. toten Sprachen, also der Sprachen, die uns nur durch ein Corpus überlieferter Texte zugänglich sind. Bei ihnen fehlt die tragende Sprachgemeinschaft und damit die Kontrollinstanz für viele aus den Texten abgeleitete Feststellungen. Der oben dargelegte Rundgang läßt sich zwar dem Grundgedanken nach anstreben. Aber die verfügbare Kenntnis kann nur durch mancherlei Ersatzformen gewonnen werden, dort wo die unmittelbare Autorität der Sprachgemeinschaft nötig wäre. Deshalb läßt sich auch die sehr weit geförderte Erforschung der klassischen toten Sprachen, des Griechischen und des Lateins, nicht einfach als Vorbild auf lebendige Sprachen, also unmittelbare Wechselwirkungen zwischen Sprachgemeinschaften und Muttersprachen, übertragen.

Sinngemäß sind diese Überlegungen auch dort anzustellen, wo man sich absichtlich auf den Standpunkt der 'toten Sprache' stellt. Die extreme Form, in der man versuchte, unbekannte (exotische) Sprachen ausschließlich oder vorwiegend aus einem Corpus von aufgenommenen Texten zu entnehmen, ist zwar zunehmend durch das auch methodische Einbeziehen eines Originalzeugen (*native speaker*) ergänzt worden. Trotzdem bleibt von den Methoden der Textbefragung her manche Nachwirkung, die das Bild beeinträchtigt (vor allem im Kontextualismus oder der Bewertung von Ersatzproben).

Folge der Fragen

Die oben abgeleitete Großordnung für die Folge unserer Überlegungen erscheint als das natürliche Ergebnis eines Weges, der von zwei Tatsachen bestimmt ist. Einmal dem anfänglichen Übergewicht des Sinnlich-Gestalthaften, das sich als erstes auch in der Forschung greifen läßt und damit in die Rolle des Festgestellt-Gegebenen kommt. Sodann die Art des Daseins der gesuchten geistigen Sprachseite, die nicht unmittelbar 'greifbar' ist, sondern erst im Fortschreiten der Untersuchung für

das Bewußtsein 'Gestalt' gewinnt. Damit können dann schrittweise auch die Wesenszüge des geistigen Daseins ermittelt und mit zunehmender Präzision beschrieben werden.

Wenn damit auch die Folge der Kapitel mit ihren jeweiligen Grundfragen festgelegt ist, so wird es doch nötig sein, noch einen Schritt weiter zu gehen. Bei jeder der hier einbezogenen Positionen wäre ein bestimmtes Minimum von Fragen einzubauen, die ohne Schematisierung des einzuschlagenden Weges den jeweiligen Standort charakterisieren ließen. Der Beitrag eines solchen Ansatzes zur Erkenntnis der geistigen Sprachseite müßte allseitig beurteilbar werden. Dazu wäre wohl sechserlei festzustellen:

- 1) Welche ausdrücklich auf die geistige Sprachseite zielenden Fragestellungen herausgehoben werden.
- 2) Da oft eine explizite Begründung nur unvollkommen oder gar nicht gegeben wird, müßte man aus dem tatsächlichen Verfahren das unreflektiert darin beschlossene Erkenntnisziel zu eruieren suchen.
- 3) Es wären dann die für das ausdrücklich (oder implizit) aufgenommene Ziel angewandten Methoden auf ihre Angemessenheit und ihren Ertragswert zu prüfen.
- 4) Entscheidend wird aber eine von allen Vorüberlegungen unabhängige Beurteilung der konkreten vorgelegten Ergebnisse im Hinblick auf das Gesamtbild der geistigen Sprachseite sein. Nirgends ist es dringender, die möglichen Divergenzen zwischen proklamierten Zielen, praktizierten Methoden und gewonnenen Ergebnissen einzurechnen.
- 5) Dabei bleibt es notwendig, sich bei jedem der Ansätze auch zu vergewissern, wo in seiner Sicht oder Konsequenz die Fakten bleiben, die in der Sicht anderer Ansätze für die geistige Sprachseite eine Rolle spielen.
- 6) Wichtig wird auch eine Einordnung jedes Ansatzes in die Gesamtheit der auf die geistige Sprachseite abgestellten Verfahrensweisen sein, um im Vergleich die positiven und die negativen Züge festzustellen.

Diese Fragen brauchen nicht in uniformer Weise durchexerziert zu werden. Aber sie werden das Urteil über die größere oder geringere Annäherung an das Ziel erleichtern und insgesamt ein Bild von den möglichen

und nötigen Operationen ergeben. Zugleich lassen sich die Auswirkungen auf das Gesamtziel der adäquaten Erforschung einer Sprache feststellen.

Sodann ist in diesen Aufbau seit drei Jahrzehnten eine Unruhe gekommen, von der man noch nicht sagen kann, ob sie letztlich fördernd oder hemmend sein wird. Die Anfänge der Anwendung der elektronischen Datenverarbeitung auf die Sprache wurden unerwartet früh mit den Problemen der geistigen Sprachseite konfrontiert und zwar in einer ihrer schwierigsten Formen. Als man kaum angefangen hatte, die Arbeiten vorzubereiten, bei denen der Computer mit seiner Geschwindigkeit und Kapazität zur Erleichterung und Ausweitung sprachlicher Aufgaben beitragen kann, wurde an ihn das Problem der Übersetzung herangetragen. Und zwar nicht gemäß dem internen, aus dem Aufbau der Sprache und Sprachforschung folgenden Rhythmus, sondern aus einer Forderung von außen, der Idee, die ungeahnten Möglichkeiten des Computers könnten auch für eine Übersetzer- und Dolmetschertätigkeit nutzbar gemacht werden. Und diese Anstöße drängten sich in den Vordergrund, nicht weil die sachlichen Notwendigkeiten sie vorrangig gemacht hätten, sondern weil hinter ihnen große Geldmittel standen, die in den Umkreis des Kalten Krieges gehörten. Für uns hier handelt es sich nun um folgendes: Mit dem Thema der Übersetzungsmaschine, deren Ausgangspläne sicher nicht von Sprachforschern entworfen waren, drängten nun zunehmend Fragen der geistigen Sprachseite in den Vordergrund. Die naiven Vorstellungen eines Wort für Wort Übertragens mittels koordinierter Wörterbücher waren rasch überholt. Andererseits setzt ein einigermaßen adäquates Übersetzen ein Aufarbeiten zweier Sprachen primär unter inhaltlichen Gesichtspunkten voraus. Wie das unter den besonderen Bedingungen des Computers möglich sein könnte, war die Frage, die nun Tausende von Forschern in Atem hielt. Und da hier nun einmal für eine sprachwissenschaftliche Aufgabe Geldmittel in einem ganz ungewöhnten Umfang verfügbar waren, erwuchs eine Computerlinguistik in so breitem Umfang, daß sie nicht nur die normale Sprachwissenschaft überwucherte, sondern auch in der Vielfalt ihrer Ansätze und der Übereiltheit von zu erzielenden Ergebnissen eine Verwirrung schuf, deren Lösung noch nicht abzusehen ist. Wir werden sie natürlich in unsere Überlegungen einbeziehen, aber doch in einem besonderen Ab-

schnitt auf ihre Anstöße, Wege und Ergebnisse zu untersuchen haben.

Literarische Anhaltspunkte

Bei einem so vielschichtigen Problembereich wäre es natürlich gut, wenn man auf eine Zusammenfassung von Grundgedanken verweisen könnte, die zu möglichst vielen der aufzunehmenden Fragen eine Verbindung herstellt. Nun gibt es natürlich zahllose Werke, in denen man zu einem Fragenkreis 'Der Geist und die Sprache' Beobachtungen und Aussagen finden kann, die für uns relevant wären. Aber das kann uns hier nur wenig voranhelfen.

Wie weit man ausschauen muß, läßt sich am ehesten aus den philosophischen Darstellungen entnehmen, die den 'Geist' in der Sprache in der Mannigfaltigkeit seiner Wirkungsweisen durch eine Vielheit von Lebensgebieten hindurch verfolgen. Als Ansatz sind die Verhandlungen des achten deutschen Kongresses für Philosophie in Heidelberg 1966 besonders geeignet, die unter dem Titel 'Das Problem der Sprache' von H.G. Gadamer veröffentlicht wurden. Was dort in Abteilungen wie 'Die Sprache als menschliche Grundsituation', 'Die Sprache in der Wissenschaft und Logik', 'Die Sprache im politischen Leben', 'Geschichtlichkeit der Sprache und das hermeneutische Problem', 'Sprache und Ontologie' usw. behandelt wurde, eröffnet ebenso viele Zugänge zu dem Geistigen in der Sprache.

Aber die Konkretisierung bleibt doch als Aufgabe für die Sprachwissenschaft. Und da wiederholt sich der merkwürdige Widerspruch, von dem wir ausgegangen waren: Es wäre wahrscheinlich durchaus zutreffend zu sagen, daß hinter allen sprachwissenschaftlichen Bemühungen die Suche nach den geistigen Wirkungen der Sprache als Antrieb steht. Aber bis zu welchem Grade der Bewußtheit und vor allem der Konsequenz der Durchführung das kommt, steht auf einem anderen Blatt. So lassen sich zwar Zehntausende von Beiträgen nennen, deren Bezug zur geistigen Sprachseite schon aus dem Titel zu entnehmen ist und deren Zusammenfassung in dem von H. Gipper und H. Schwarz herausgegebenen 'Bibliographischen Handbuch zur Sprachinhaltsforschung' (1962 ff) ebenso eindrucksvoll wie förderlich ist. Aber wie daraus eine sachlich und methodisch angemessene Einsicht in den geistigen Aufbau

der einbezogenen Sprachen gewonnen werden soll, wird sich erst mit dem Fortschreiten dieser Sammlungen herauskristallisieren. Ein ausdrücklicher Versuch für die deutsche Sprache ist 1950 vorgelegt worden in meinem Buch 'Vom Weltbild der deutschen Sprache'; die Weiterentwicklung läßt sich aus der dritten Auflage entnehmen, die 1962 in den beiden Bänden 'Grundzüge der inhaltbezogenen Grammatik' und 'Die sprachliche Gestaltung der Welt' vorgelegt wurde. Die seitherige Entwicklung legt es nahe, die ganze solchen Fragen zugewandte Arbeit systematisch und methodisch zu überdenken.

DIE ERFORSCHUNG DER GEISTIGEN SPRACHSEITE

Man kann sicher mit Recht sagen, daß es keine Art von Sprachbetrachtung gibt, in die nicht auch die geistige Sprachseite hineinspielt. Es wäre mehr als merkwürdig, wenn sich eine Fragestellung entwickeln und durchführen ließe, die das Lebenselement der Sprache, den Geist, ganz ausschaltete. Mit Absicht wird das wohl niemals versucht werden; und selbst bei Forschungen, die auf die Sprachgestalt ausgerichtet sind, finden sich immerzu Anlässe, auch einen Blick auf die geistige Sprachseite zu werfen. Diese Aufschlüsse mögen von ganz unterschiedlichem Wert sein. Aber es ist nötig, sie zu beachten und festzuhalten, weil sie gerade in ihrer Beiläufigkeit auf etwas führen können, was der planmäßigen Erforschung sich anders darstellt.

Aber unsere Aufmerksamkeit gilt doch in erster Linie den Forschungsrichtungen, die sich primär und systematisch der geistigen Sprachseite zuwenden oder doch wenigstens in zusammenhängender Weise dafür brauchbares Material bereitstellen. Das Wesentliche sind dabei die Gesichtspunkte, unter denen dieses Material erarbeitet wird; von ihrer Tragweite hängt der Aussagewert der Ergebnisse ab. Wir versuchen, diese Grundbegriffe zu ermitteln und auszuwerten, indem wir sie beurteilen im Hinblick auf die sinnlich-geistige Doppelseitigkeit der sprachlichen Grundphänomene. Es sind in der Forschung alle früher genannten Formen des Verhältnisses nicht nur möglich, sondern auch aus der Praxis nachweisbar: von einer der Absicht nach rein gestaltbezogenen Forschung mit kaum beachtetem geistigen Einschlag bis hin zu einer rein dem Geistigen zugewandten Arbeit, die sich über ihre Bindung an lautliche Sprachgestalten kaum mehr Rechenschaft ablegt. Wir werden dieser Folge von Verschiebungen vom Sinnlichen zum Geistigen hin Schritt für Schritt nachgehen. Keiner ist für unseren Forschungsgang ganz ergebnislos, und sei es auch nur in mittelbaren Hinweisen. Und aus der Übersicht über alle sich anbietenden Methoden wird sich die entnehmen lassen, die am folgerichtigsten zum Ziel führt. So sehr wir überzeugt sind, daß es den angemessensten, den 'richtigen' Weg zur Aufhellung der geistigen Sprachseite gibt, so wenig liegt uns daran, die

Beiträge, die von anderen Ansatzpunkten herkommen, zu mißachten. Auch sie werden eine Begründung wenn nicht in der Sache, so doch mindestens im Forschungsgang haben und müssen dementsprechend eingeordnet werden. Besonders verwickelt wird es sein, den Beitrag der Computerlinguistik zu diesen Problemen zu ermitteln.

Erster Umriß des Geistigen in der Gemeinschaftsform der Sprache

Durch alle sich abwandelnden Fragestellungen wird aber ein Gesichtspunkt unverändert festzuhalten sein: wie sich nämlich der geistige Kern der Sprache darstellt und wie demgemäß der Geistbegriff der Sprachwissenschaft seine Gestalt gewinnt. Unser Ansatz bleibt klar und folgerichtig: Sprache ist ein Phänomen des geistigen Lebens; alles Sprachliche manifestiert sich in sinnlich-geistigen Ganzheiten. In diesen Erscheinungsformen das Geistige aufzuzeigen, es angemessen bewußt zu machen und begrifflich zu bestimmen ist ein folgerichtiges Bemühen, für das nur eines notwendig ist: ein angemessener und entwicklungs-fähiger Begriff vom Geistigen in der Sprache.

Ein Anfang zur Entfaltung dieser Fragestellung ist hier zu machen. Der zunächst aufgenommene naive Geistbegriff ist viel zu unbestimmt und auf einem zu einfachen Gegensatz zum Sinnlichen aufgebaut, als daß er für unsere genaueren Überlegungen ausreichen könnte. Andererseits können wir auch nicht einen festen Standpunkt eines philosophischen Geistbegriffes zum Ausgang nehmen. Einmal da die Rede vom Geist auch in der Philosophie umstritten ist; sodann weil die dazu gehörigen Begründungen und Ableitungen viel zu verwickelt sind, als daß ihr Zusammenhang mit unseren Überlegungen durchsichtig gemacht werden könnte; wenn überhaupt, so kann ein solcher Versuch am Ende, aber gewiß nicht am Anfang unserer Untersuchung stehen. Praktisch werden wir die für die Sprache entscheidenden Wesenszüge des Geistigen im Verlauf unseres Vorgehens selbst entwickeln müssen. Wie schwierig das sein wird, läßt sich schon bei einem ersten Blick auf den landläufigen Bereich *Geist* in der deutschen Sprache, so wie ihn in klassischer Weise R. Hildebrand in seinem Artikel *Geist* bei Grimm herausgearbeitet hat, ermessen.

Eine sehr wichtige Feststellung ist aber bereits jetzt möglich. Es war davon zu sprechen, daß die Sprache als Bedingung dem menschlichen Leben als solchem inhärent ist, und daß sie konkret den drei Erscheinungsformen des Menschen, als Menschheit, als Gemeinschaft und als Individuum zugeordnet ist. Was besagt das für die geistige Seite der Sprache? So gewiß wir das Phänomen Sprache als ein Ganzes anzusehen haben, so gewiß ist es, daß die verschiedenen Erscheinungsformen jeweils einen besonderen Zugang erfordern. Das Problem des Geistigen gliedert sich dementsprechend auf und wir müssen, wenn wir induktiv verfahren wollen, mit vier Stellen erhöhter Aufmerksamkeit rechnen: allgemeinemenschliche, soziale, individuelle, insgesamt menschheitliche Bedingungen kommen ins Spiel und erfordern für die Betrachtung der Sprache als ganzer und dementsprechend für die Untersuchung der geistigen Sprachseite verschiedene Ansatzpunkte und Methoden.

Damit ist nicht gesagt, daß wir die Phänomene des Geistigen auseinanderreißen wollten. Wenn wir also erwarten, daß die Untersuchung der Gemeinschaftsform der Sprache uns vor allem sozial bedingte und demnach soziologisch zu interpretierende Tatbestände erbringt, oder daß im Bereich des Individuellen psychische Abläufe im Vordergrund stehen, die entsprechend psychologisch anzufassen sind, so sind das im Hinblick auf die geistige Sprachseite nicht zwei verschiedene getrennte Gebiete, sondern Variationen, die gerade durch ihren inneren Zusammenhang ihren besonderen Aufschlußwert gewinnen. Entscheidend ist nur, daß sie an ihren jeweiligen Stellen mit den dort angemessenen Methoden behandelt werden: im sozialen Bereich unter soziologischen, im individuellen Bereich unter psychologischen Gesichtspunkten, die ihrerseits aber aus der Erforschung der anderen Erscheinungsformen nicht nur aufschließende Hinweise, sondern auch entscheidende Einsichten in das Wesen der angetroffenen Tatsachen gewinnen. Wechselseitige Aufhellung ist eine wesentliche Vorbedingung für das Durchschauen des Ganzen.

Die Tatsachen, die uns auf die soziale Form des Sprachlichen, die Muttersprachen von Sprachgemeinschaften, hingeführt hatten, entscheiden nun auch über unseren Ansatz zur Erforschung des Geistigen in der Sprache. Unter den denkbaren Wegen philosophischer, soziologischer, psychologischer Überlegungen treten die soziologischen in den Vordergrund. So gewiß wir festhalten, daß der 'Geist' in der Sprache

kein reines soziales Phänomen ist, so sehr wir betonen, wie wichtig es ist, daß ein Objekt wie die Sprache uns offenkundig macht, daß ihre geistige Seite umfassend angegangen werden muß, so ändert das nichts daran, daß wir die sozialen Erscheinungsformen des Sprachlichen primär mit soziologischen Denkmitteln zu fassen suchen. Das ist vor allem zu betonen, weil die Anwendung unangemessener Denkmittel immer wieder zu verhängnisvollen Irrtümern geführt hat. Insbesondere hat die sich scheinbar von den Erscheinungsformen der Objekte her aufdrängende psychologische Behandlungsweise der Sprache seit je zu Verwirrungen geführt und psychologistische Irrtümer hervorgerufen. Daß diese vor allem die geistige Sprachseite betreffen, ist nicht verwunderlich. Diese einseitige Psychologisierung der geistigen Sprachphänomene ist eines der Haupthindernisse für die angemessene Durchleuchtung des Gesamtbereiches der Sprache. Wir werden hier, bei aller Anerkennung der individuellen Sprachbedingungen, häufig gegen psychologistische Verschiebungen in der Beurteilung sprachlicher Tatsachen Einspruch erheben müssen, so wie auch die Grenzen gegen sprachphilosophische Überlegungen klar eingehalten werden müssen.

Mit diesem Ansatz bei der Gemeinschaftsform von Sprache wird unser Problem in die Richtung 'Geistiges in einer (der deutschen, der französischen) Sprache' geführt. Das ist Vorteil und Gefahr zugleich, und wir müssen beides vorweg kurz kennzeichnen. Um mit dem letzten zu beginnen: es gibt eine Rede von dem 'Geist einer Sprache', die sich als recht verfänglich erwiesen hat, sowohl was die Grundgedanken wie was die Folgerungen angeht. Sie ist alten Herkommens, mehr dem 19. als dem 20. Jahrhundert zugeordnet, mehr auf globale Kennzeichnung als auf Einzelerkenntnisse abgestellt und insgesamt nicht so durchdacht, daß man erfolgreich mit ihr arbeiten könnte. Einen solchen 'Geist der Sprache' haben wir nicht im Auge, wenn wir nach den Wegen suchen, auf denen man, immer den einzelnen Sprachelementen folgend, die geistige Seite dieser sinnlich-geistigen Ganzheiten bewußt machen kann. Wir müssen sogar ausdrücklich ablehnen, mit Spekulationen in Zusammenhang gebracht zu werden, die auf einem ungeklärten Geistbegriff aufbauend zu summarischen Urteilen führen, mit denen niemandem geholfen ist. — Andererseits sind solche überholten Versuche kein Anlaß, um die Rede vom *Geistigen* aus der Sprachforschung zu verbannen: es gibt weder in der Umgangssprache noch in der Fachsprache ein

Wort, das an die Stelle treten könnte. Und die richtige Folgerung ist nicht, eine *geist*-lose Sprachbetrachtung zu betreiben, sondern dort, wo die Rede von *Geist* und *Geistigem* sich aufdrängt, ausreichend zu überlegen, was damit sinnvoll gemeint sein kann. — Diese Forderung gilt auch gegenüber der Rede vom *objektiven Geist*, die in der Untersuchung der Gemeinschaftsform von Sprache ihren legitimen Platz hat. Hier gilt es vor allem, den nötigen Abstand von philosophischen Spekulationen zu halten und sich auf das zu beschränken, was die Soziologie mit Hilfe dieses Begriffes aufhellen kann. Das ist nicht auf die Sprache beschränkt, sondern überall in Rechnung zu stellen, wo es sich um Erscheinungen der 'geistigen Kultur' handelt und insgesamt um die Phänomene, die wir als 'Kulturgüter' in Wechselwirkung mit Menschengruppen antreffen. Wie man diese Kulturgüter, zu denen in erster Linie auch die Sprache gehört, richtig beurteilt, wird uns in späterem Zusammenhang noch beschäftigen. Die Rede vom objektiven Geist löst nicht alle Probleme, hat aber doch vieles dem Verständnis näher gebracht; das gilt ebenso für die Daseinsform einer Sprache selbst, wie für die Wirkungsweise des Geistigen in einer Sprache. Die Ergebnisse, die die Soziologie unter diesem Titel erarbeitet hat, behalten für die Sprachwissenschaft dauerhaften Wert. Entscheidend ist, daß sie streng auf die Analyse der sozialen Tatbestände beschränkt bleiben und die Gefahr einer unkontrollierbaren Ausweitung konsequent vermieden wird.

I. GESTALT ALS AUSGANG UND GRENZE

(Das Assoziationsmodell)

Alle Beschäftigung mit einer Sprache wird angestoßen und fortgetrieben durch das Bemühen, etwas bewußt zu machen und zu durchschauen, was man im sprachlichen Tun einer Menschengruppe als lebendig wiederkehrend und zusammengeordnet antrifft. Sie hat als erstes Ziel, einen Bestand aufzunehmen und festzuhalten, der insgesamt eine Sprache ausmacht. Bei der Umgrenzung eines solchen Bestandes spielt die Verständlichkeit innerhalb einer Sprachgemeinschaft die Hauptrolle. Bei allen Komplikationen, die namentlich unter den Bedingungen moderner Kultursprachen auftreten, gilt das Ziel, eine Sprachgemeinschaft herauszuheben und die in ihr 'lebende' Muttersprache angemessen zu buchen, als erreichbar.

Wenn wir diese Arbeit des Bewußtmachens und Buchens als grammatische Verfahrensweise kennzeichnen, so läßt sich als ein erstes Ziel der Sprachwissenschaft die grammatische Darstellung einer Sprache herausheben. Sie muß vor allem bemüht sein, die angemessenen Methoden des Feststellens, Ordners und Auswertens eines Sprachbestandes zu erarbeiten. Diese Arbeit bildet in sich ein Ganzes, wenn auch die herkömmliche Trennung in Sammlung des Wortschatzes (Wörterbuch) und Aufdeckung des syntaktischen Systems (Grammatik i.e.S.) ihre guten Gründe hat. Aber gegenüber einem allzuweiten Auseinanderrücken achtet man heute verstärkt auf die Wechselbeziehungen zwischen Wortschatz und Mitteln der Redefügung, so daß die Rede von der grammatischen Betrachtung einer Sprache beides umfaßt.

Es liegt in der Natur der Sache, daß als Ausgang für dieses Bewußtmachen einer Sprache die sinnliche Gestalt dient. Dieser zeitliche Vorrang gibt aber Anlaß zu einer sehr wichtigen Bemerkung: die sinnliche und damit zeitliche Priorität neigt dazu, sich auch über ihren legitimen Bereich auszudehnen. Das gilt sowohl für den Umfang der aufgewandten Mühe, wie für die Einschätzung von Wichtigkeit und Dringlichkeit. Systematisch ist an den sinnlich-geistigen Sprachgantheiten natürlich die geistige Seite am wichtigsten; denn um ihretwillen wird eine Sprache aufgebaut; die sinnliche Seite, so wichtig die genaue Erforschung ihrer

Bedingungen ist, ist nur Mittel zum Zweck. Viele Umstände treffen zusammen, um die Priorität der lautlich-sinnlichen Forschung festzuhalten auch dort, wo das Weiterschreiten zur inhaltlich-geistigen Sprachseite fällig ist. Es wird daher ganz besondere Aufmerksamkeit erfordern, die Stellen klar herauszuarbeiten, wo der zeitliche Vorrang der Gestaltforschung abgelöst werden muß durch den sachlichen Vorrang der Inhaltsforschung, sowohl gemäß Zeitpunkt und Art des Einbeziehens der geistigen Sprachseite, wie gemäß der Verteilung des Schwergewichts der Arbeit, wie gemäß der Zielsetzung der ganzen Untersuchung.

Naiver Sprachrealismus

Die Wurzel für die Ungleichmäßigkeit der Entfaltung sitzt allerdings sehr tief. Sie ist darin zu suchen, daß nicht nur in anspruchslosen sondern selbst bis in hochgezüchtete Formen der Forschung hinein Nachwirkungen einer Geisteshaltung anzutreffen sind, die man als naiven Sprachrealismus bezeichnen muß. Naiver Sprachrealismus ist im Grunde die Normalform des Verhaltens des Menschen im Bereich der Sprache. Er ist zu allen Zeiten und bei allen Schichten anzutreffen, weil er eine Teilerscheinung des natürlichen Vorgangs der Spracherlernung ist. Auch in der Spracherlernung geht die sinnliche Sprachseite voran sowohl der Zeit wie der Bewußtheit nach. Hinter den Sprachgestalten entwickelt sich in einem Prozeß eigener Gesetzlichkeit die inhaltlich-geistige Sprachseite, unreflektiert aus unzähligen Erfahrungen zusammenwachsend, so daß der Lernende selbst sie nicht durchschaut, auf jeden Fall kaum eine Ahnung von ihrem sprachlichen Charakter hat. Jede ausreichende Untersuchung der Spracherlernung trifft auf diese Verwirklichung der muttersprachlichen Geisteswelt im Einzelbewußtsein, deren Gesamtbedingungen es verständlich machen, daß für den Einzelnen die geistige Seite seiner Muttersprache zur selbstverständlichen Denkwelt wird, die er dann sein Leben hindurch als vorgegeben-allgemeingültig ansieht. Der naive Sprachrealismus betrifft also vor allem die geistige Sprachseite und beläßt diese in einer unbewußten Mitgestaltungskraft in allen sprachlichen Akten des Menschen.

Was hier ganz kurz angedeutet wurde, macht uns auch die ungleichmäßige Verteilung des Nachdrucks in der Erforschung der sinnlichen und

der geistigen Sprachseite verständlicher. Der naive Sprachrealismus, für den es im Bewußtsein der großen Menge keine Lockerung gibt, der aber auch den Schichten höherer Bildung kaum durchschaubar ist, setzt sich auch bei den Sprachforschern bis in ihre Auffassung von den notwendigen Forschungsaufgaben hinein fort. Nach den Beobachtungen eines langen Lebens kann ich versichern, daß auch bei den Sprachforschern der Abbau des Sprachrealismus nur stufenweise vor sich geht und daß vor allem die Einsichten in die geistige Seite der Sprache zu unvollkommen bleiben, als daß daraus eine adäquate Forschung erwachsen könnte. Mit dieser Tatsache muß man rechnen. Die Aussagen über die geistige Sprachseite sind von der Wurzel her bedroht durch die immer wieder durchschlagende urtümliche Selbstverständlichkeit, mit der die kindliche Spracherlernung der geistigen Sprachseite den Rang des 'Natürlichen' aufprägt. Die Stufen, die nötig sind, um von der sich aufdrängenden Erforschung der Sprachgestalt bis an den geistigen Kern der Sprache vorzudringen, sind so mühsam, daß sie nicht mit einem einzigen Anlauf bewältigt werden können. Damit wird auch die Tradition für die zentralen Aufgaben immer wieder unterbrochen. Bis zum Ziel ist noch keiner gelangt.

Isolierte Sprachgestalten?

Nach alledem müssen wir damit rechnen, in dem Gang des Bewußtmachens einer Sprache auf Formen des Verfahrens zu treffen, die ganz auf die lautlichen Gestalten abgestellt sind und die geistige Sprachseite jedenfalls der Absicht nach nicht einbeziehen. Für uns könnten diese Forschungen ganz am Rande bleiben, wenn wir sie nicht schon der Vollständigkeit halber erwähnen müßten und dabei die überraschende Feststellung machten, daß sie mehr an Aufschlüssen über die geistige Sprachseite enthalten, als sie beabsichtigen. Offenbar lassen sich die sinnlich-geistigen Sprachganzheiten schwerer aufbrechen und schon gar aufteilen, als den Anschauungen und Plänen der Bearbeiter entspricht. Wir müssen daher auch diese Formen, wenn auch in äußerster Kürze daraufhin durchgehen, was aus ihnen über das Inhaltliche zu entnehmen ist.

Unter den Verfahrensweisen, die sich absichtlich oder tatsächlich einseitig auf die sinnlich-lautliche Sprachseite verlegen, kann man drei Grundformen unterscheiden: solche, denen es ausdrücklich nur um die Sprachgestalten geht; solche, die den Nachwirkungen des Sprachrealismus ausgesetzt sind, und solche, die bewußt die geistige Seite zurückzustellen suchen. Dabei müssen wir damit rechnen, daß diese Grundeinstellung sich verschieden auswirkt, je nachdem es sich um den Wortschatz oder um die Mittel der Redefügung handelt.

Die ausdrücklich auf die (phonetisch-) phonologischen Bedingungen der Sprachgestalten abgestellten Untersuchungen erheben keinen Anspruch darauf, mehr zu erarbeiten als sinnlich-lautliche Spracheigenarten. Ungewollt werden sie aber vielfach auf inhaltliche Faktoren gestoßen. Allein schon der Umkreis des einzubeziehenden Materials kann nicht anders als durch Inhaltskriterien bestimmt werden, da nur sinnhafte Gestalten Sprachcharakter besitzen; was in eine Untersuchung der deutschen Sprache von den Lautgestalten *tag, teg, tig, tog, tug, taug* usw. einzubeziehen ist, kann nur von der geistigen Seite her entschieden werden. Noch mehr ist die Unterscheidung und Beurteilung der für eine Sprache anzusetzenden Phoneme und der bedeutsamen Oppositionen an 'Bedeutungs'kriterien gebunden. Das phonologische System soll zudem auf seine Stellung im Sprachganzen hin beurteilt werden, was wiederum ohne inhaltliche Kriterien nicht möglich ist. Es ist überraschend, wie oft die geistige Sprachseite ganz unbeabsichtigt einbezogen wird, schon allein um die lautlichen Bedingungen zu präzisieren und zu klären. Es wäre verwunderlich, wenn darüber nicht auch Fragestellungen auftauchten, die einen Eigenwert im Hinblick auf die inhaltliche Analyse besitzen (etwa im Hinblick auf Homonymie, Lautsymbolik oder auf dem Wege der Sprachstatistik). Es kann hier diesen Fragen nicht nachgegangen werden; aber es bleibt festzuhalten, daß eine reine Lautforschung nicht durchführbar ist: wenn die Unterscheidung zwischen bloßen Lautfolgen und sprachlichen Gestalten nicht anders als von der geistigen Seite her begründet werden kann, so muß dieser Hinweis auf die sinnlich-geistige Sprach Ganzheit mit allen seinen Konsequenzen beachtet werden.

Einige Besonderheiten kommen dort hinzu, wo eine Sprache für die Zwecke der Schrift bereitgestellt wird. Ein Rechtschreibwörterbuch könnte sich auf die reinen Gestalten beschränken, und ist tatsächlich

die Kürzung eines vollständigen Wörterbuchs, bei der die Stichwörter festgehalten, die Bedeutungsangaben gestrichen sind. Aber dabei bleibt doch ein solcher Einschlag von Grammatikalischem erhalten, daß eine enge Verzahnung von stammhafter Rechtschreibung und geltendem Formensystem entsteht. Doch erbringen diese Besonderheiten für unsere Problematik kaum etwas Neues.

Nun bleiben diese Formen der Beschäftigung mit sprachlichen Erscheinungen noch ganz am Rande unserer Problemstellung. Weder die phonetisch-phonologische Forschung noch das Bemühen um Schrift und Rechtschreibung braucht sich ausdrücklich mit Fragen der geistigen Sprachseite auseinanderzusetzen. Sie brauchen noch nicht einmal Stellung zu nehmen zu vorgebrachten Meinungen. Wenn sie trotzdem etwas erbringen, was im Gesamtgang unserer Überlegungen erwähnt werden muß, dann geschieht das mehr unbeabsichtigt und zufällig, ohne daß ein Urteil über Begründung und Tragweite gesucht wird. Die sachliche Beschränkung läßt die prinzipielle Entscheidung durchaus offen.

Es gibt allerdings auch Bedingungen, die selbst bei anspruchsvolleren Forschungsvorhaben darauf hinwirken, daß die eigentlich sprachwissenschaftliche Aufgabe als gelöst erscheint, wenn sie auf der gestalthaften Seite durchgearbeitet ist. Wir müssen hier einige Schrumpfformen von Disziplinen vorwegnehmen, die uns erst später in ihrer vollen Problematik begegnen, die aber zu häufig mitspielen, als daß wir sie übergehen könnten.

Benennungen für Sachen

Den Anlaß geben einige der Wirkungsformen, in denen der Sprachrealismus im Grunde alle Menschen ihr Leben hindurch begleitet, sicher bei genauerem Nachdenken durchschaubar, praktisch aber meist selbstverständlich hingenommen. Nichts ist uns im täglichen Leben geläufiger, als daß uns sprachliche 'Benennungen' zur Verfügung stehen für die 'Sachen', mit denen wir umgehen. *Ich kann alle Sachen in diesem Raum benennen*: wer findet an dieser Feststellung etwas auszusetzen? Und doch schlummern in ihr drei Gefahren, die das Mühen um Einsichten in die geistige Sprachseite (und damit den Aufbau einer angemessenen

Sprachforschung) zu vereiteln drohen. Sie sollen hier soweit aufgewiesen werden, daß wir sie bei den weiteren Überlegungen einrechnen können. Im Grunde fassen wir aber nur Zipfel von schwierigsten Problemen.

Wir versuchen an dieser Stelle einen ersten Zugang von der Terminologie aus zu bahnen. Nicht alle geläufigen Ausdrücke des täglichen Lebens sind auch für die wissenschaftliche Arbeit brauchbar und wir müssen uns darauf beschränken, sie rechtzeitig aus dem Wege zu räumen. Das ist nun weder bei *benennen* noch bei *Sache* möglich. So kommt es also darauf hinaus, die förderlichen Umgangsformen mit diesen Wörtern zu finden.

Für *benennen* ist folgendes wichtig: Vielleicht würde schon der tägliche Sprachgebrauch es verlangen, das Wort *benennen* sorgsamer abzuwägen. Vor allem ist die Abhebung gegenüber *bezeichnen* wichtig, die auch in der Umgangssprache durchaus vorgenommen wird, auch wenn Gründe und Tragweite zumeist undurchschaut bleiben. Am spürbarsten ist der Unterschied darin, daß das *Benennen* vorwiegend mit *Namen* geschieht, das *Bezeichnen* mit *Wörtern*. Dahinter steht im Grunde eine Spannung zwischen naivem und aufgeklärtem Sprachrealismus: *Namen* können sich erschöpfen in einer Lautgestalt, die ich für ein Einzelding bereit habe; *Wörter* erheben höhere Ansprüche, die über die Einzeldinge hinausweisen. Wir werden auf diesen Grundunterschied noch häufig zurückkommen müssen. Mit dem Abstand zwischen *Name* und *Wort* hängt auch die Differenzierung zwischen *Benennung* und *Bezeichnung* zusammen. Bei diesen Wörtern, die schon höhere Ansprüche stellen, sollten die Gebrauchssphären schon bewußter geschieden werden. Mit dem lässigen Gebrauch von *benennen* und *Benennung* sind Einbruchsstellen sprachrealistischen Denkens gegeben, die sich für die Sprachforschung schädlich auswirken können, zumal sie gerne einen lässigen Gebrauch von *bezeichnen* und *Bezeichnung* nach sich ziehen. Die wissenschaftliche Disziplin der Bezeichnungslehre weist manche Rückfälle dieser Art auf.

Man wird sich vielleicht wundern, daß diese Unklarheiten in enger Verbindung gesehen werden mit dem Wort *Sache*, ob ich eine *Sache benennen* kann oder ob und wann ich sie *bezeichnen* muß. Auch mit diesem Problem der Sachwelt werden wir uns auseinandersetzen müssen, wenn wir nicht gleich beim ersten Schritt in die geistige Sprachwelt

stolpern wollen. Hier soll zunächst terminologisch etwas vorgearbeitet werden. Bei einem so weittragenden Wort wie *Sache* ist es doppelt bedauerlich, wenn es undurchdacht gebraucht wird. Nach zwei Seiten gilt es zu lockern: gegenüber *Ding* und gegenüber *Gegenstand*. Der Abstand zwischen *Sache* und *Ding* ist durchaus spürbar, aber schwer angebbbar, weil die darin liegende Unterscheidung praktisch oft vernachlässigt wird. Wo man ihr nachgeht, läuft es wesentlich darauf hinaus, daß *Sachen* Bestandstücke der Sachkultur, der materiellen Kultur von Technik und Wirtschaft sind, während die *Dinge* eher in der Natur angesiedelt werden. Beide können als *Gegenstände* erscheinen, soweit der Mensch sie zum Gegenstand seiner Aufmerksamkeit macht. Über allem schwebt aber noch die Problematik des generellen oder individualisierenden Gebrauchs. Was geht vor, wenn ich die *Sachen* in meinem Zimmer *benenne* oder *bezeichne* mit deutlichen Unterschieden (*das ist ein Tisch, ein Stuhl* gegenüber *da ist Markus* oder *ich würde das Sessel nennen/als Sessel bezeichnen*)?

Schließlich die Frage: Was bleibt von der geistigen Sprachseite bei dem Modell *Benennung für Sachen* und bei dem Modell *Bezeichnung für Sachen*? Hier muß eine präzisere Scheidung zwischen Sprachwelt und Sachwelt ansetzen.

Die Scheidung zwischen Sprachwelt und Sachwelt

Überlegungen dieser Art können leicht den Eindruck eines Kreisspiels erwecken, wo Gesuchtes und Gefundenes nicht klar genug getrennt sind. Wir müssen daher im Grundsätzlichen soviel weitere Klarheit schaffen, daß die tatsächliche Tragweite unserer Beobachtungen deutlich wird.

Fester Anhalt bleibt für uns, daß eine sinnliche Gestalt unentbehrlich ist, daß sie andererseits allein nicht ausreicht, um Sprache zu begründen. Unsere ganze Suche gilt dem 'Plus', das zur Lautgestalt hinzukommen muß. Man hat es in verschiedener Tiefe, Richtung und Entfernung gesucht. Wir müssen es hier zunächst von der Position des Sprachrealismus aus aufzudecken suchen. Dabei kommen zugleich die Modelle, nach denen verfahren wird, in die Diskussion.

Am einfachsten und natürlichsten erscheint zunächst eine Erklärung zu sein, die von einem Assoziationsmodell ausgeht. Eine Lautform, assoziiert mit einer Sache, kann die Erinnerung an diese Sache festhalten und über Raum und Zeit hinweg im Gedächtnis für diese Sache stehen. Das klingt einleuchtend, ist aber in entscheidenden Punkten unzutreffend, sowohl in dem, was damit ausgesagt ist, wie in dem, was nicht einbezogen wird. Um nur die wichtigsten Gegenargumente zu nennen: *Assoziation* ist (oder war) ein Begriff der Psychologie, der die Gefahr in sich birgt, daß das ganze Problem ins Individuell-Psychologische hinüberspielt wird, und damit ist uns nicht geholfen. Der Rekurs auf die *Sachen* ist noch verfänglicher; er wirft im Grunde die ganze Problematik der Sachwelt auf, von deren Verwickeltheit schon die ersten Überlegungen zeugen. Bereits im Psychologischen kommt man nicht durch. Eine Sprachgestalt *Schiff*, in einem persönlichen Erleben bezogen auf ein gesehenes Flußfahrzeug, will ja nicht *Eigenname* für dieses konkrete Fahrzeug sein, sondern ein *Wort*, das in Hunderten von Fällen angebracht ist und in dem dieselbe Sprachgestalt für reale Sachen recht verschiedenen Aussehens stehen kann. Bereits psychisch kann ein solches Schema Sprachgestalt (*Schiff*) : gedankliche Verbindung (Assoziation) : Gegenstand der Außenwelt (Sache) nicht zutreffen, da die *Sache* dabei nicht ein Einzelobjekt ist, sondern eine letztlich geistige Zusammenordnung einer Vielheit von Gegenständen zu einer übergreifenden 'Sache'. Erst recht ist dieses Assoziationsmodell unanwendbar in Fällen, wo es sich nicht um sinnliche, sondern um 'geistige Gegenstände' handelt. Die gleichen Überlegungen, noch erschwert, zeigen sich beim Versuch, dieses Erklärungsmodell auf die Gemeinschaftsform der Sprache zu übertragen: wie kommt eine Gruppe von Menschen dazu, von derselben Sprachgestalt gleichgerichtete Assoziationen zu einander treffenden 'geistigen Gegenständen' zu verwirklichen? Und dazu kommt noch die Frage: Welche Zugänge hat der Mensch überhaupt zu dem Bereich, den man gemeinhin Sachwelt nennt? Und wie sind überhaupt Verbindungen zwischen Sprachgestalten und 'Sachen' zu interpretieren? Mit einer naiven Reduzierung der geistigen Sprachseite auf eine Assoziation der Gestalten mit außersprachlichen Sachen kommen wir nicht weit.

Der naive Sprachrealismus, der sich in einer vorgegebenen festen Sachwelt zu bewegen glaubt und seine sprachliche Tätigkeit gewissermaßen im Aufkleben von Etiketten auf die angetroffenen Gegenstände bestehen sieht, ist also leicht als unzutreffend zu durchschauen. Von der Sachwelt her, indem er auf die Bedingungen des Zugangs des Menschen zu den Sachen stößt: woher und in welcher Form 'hat' der Mensch die Sachen, die er 'benennt' und dauerhaft und in einer gemeinschaftlichen Form mit Lautgestalten versieht? Und ebenso von dem 'Assoziationsprozeß' her, der im Grunde ein längst überholter Rest von der Individualpsychologie her ist und für den nicht nur mit der entschwindenden Sachwelt die Voraussetzungen entfallen, sondern auch die Grundlagen eines gleichgerichteten Vollzugs innerhalb einer Menschengruppe unsicher werden.

Nun ist es hier nicht unsere Aufgabe, den naiven Sprachrealismus einzudämmen; es wird schwer gelingen, da er in dem Prozeß der Sprachaneignung bei jedem Menschen neue Nahrung findet. Wohl aber müssen wir den Wirkungen nachgehen, die er im Gang der Sprachforschung und insbesondere bei der Aufgabe der Aufdeckung der geistigen Sprachseite ausübt.

Tatsächlich spielt der naive Sprachrealismus in der Forschung bis heute eine beachtliche Rolle, namentlich in den Formen, die von der geistigen Sprachseite gar nicht oder nur zögernd Notiz nehmen. Man könnte aus der ganzen Geschichte der Sprachforschung Beispiele bringen, in denen mit der Aufarbeitung der lautlichen Sprachseite die Aufgabe im wesentlichen als erfüllt angesehen wird. Um nur einige Hinweise aus gegenwärtigen Strömungen zu geben: Eine der interessantesten Disziplinen der Wortforschung, die Bezeichnungslehre (Onomasiologie), ist in der ständigen Gefahr, allzu früh und ungeprüft auf die Sachwelt zu rekurrieren. Nicht als ob man dort immer zu naiv vorgehe; im Gegenteil, ein Hauptarbeitsgebiet der Bezeichnungslehre, die Sprachgeographie, hat in dem fortschrittlichsten Typ des 'Sprach- und Sachatlas' sowohl für die Beschaffung des Materials wie für die Aufklärung des Verhältnisses von 'Wörtern und Sachen' viel Beachtliches geschaffen. Aber bei genauem Zusehen stößt man doch auf manche Rückfälle, die einerseits die Sachwelt allzu einseitig als Lautformreservoir, andererseits die Sachwelt als stabile außersprachliche Realität einrechnen. Hier ist kritischere Aufmerksamkeit vonnöten. Allgemein gesprochen: das sehr begrüßenswerte

Motto 'Wörter und Sachen' ist immer wieder darauf zu prüfen, ob dabei nicht *Wort* mit *Lautgestalt*, *Sache* mit *Gegenstand der Außenwelt* verwechselt ist und das unscheinbare *und* nicht eine Vereinfachung der Beziehung zwischen beiden umschließt, die der Rolle der Sprache nicht angemessen ist.

Nun soll man diese Vorbehalte gegenüber dem Arbeiten mit der 'Sachwelt' auf keinen Fall als Abneigung oder Geringschätzung interpretieren. Es ist merkwürdig, daß selbst sachkundige Beurteiler in der kritischen Beurteilung des Zugangs zu den 'Sachen' einen Hinweis darauf sehen wollten, daß die Realitäten der Außenwelt nicht zu ihrem Recht kämen. Festgestellt ist lediglich, daß der erste Versuch einer unmittelbaren Verbindung von Sprache (Sprachgestalten) mit den konkreten Dingen und Sachen von der Sachwelt zurückgewiesen wurde. Die naive Vorstellung einer einfachen Beziehung zwischen Sprache (wesentlich verstanden als Sprachgestalt) und Sachen (gedacht als sinnlich greifbare Gegenstände der Außenwelt) trifft nicht zu. Sie muß daher ausdrücklich und nachhaltig richtiggestellt werden. An dieser Stelle setzt dann wohl der Vorwurf des 'Idealismus' ein, der gegen die hier vertretene Sprachauffassung namentlich in Gebieten des Ostens erhoben und gelegentlich bis ins 'Weltanschauliche' ausgedehnt wurde. Nun, es handelt sich weder um Idealismus noch um Materialismus noch um irgend eine vorgefaßte Meinung, sondern lediglich um sachgemäße Analysen des Phänomens Sprache, die dann in angemessenen Formen weitergeführt werden müssen.

Also: nicht die Sachwelt soll ausgeklammert, sondern nur ein zu naives Forschungsmodell soll korrigiert werden. Eines bleibt allerdings als dauerhafte Erkenntnis: die Sprachgestalten treffen nicht unmittelbar auf außersprachliche Sachen (als Elemente der Natur oder der materiellen Kultur). In der Erforschung der Sprache kommt vor den 'Sachen' ein anderes Phänomen, mit dem die Sprachgestalten primär zu tun haben und hinter dem die konkreten Elemente der Sachwelt in den zweiten Rang zurücktreten. Und dieses Phänomen ist von geistiger Art.

Mancher wird hier sagen: Nun endlich! Ist es nicht ein Einrennen offener Türen, wenn als Partner sprachlicher Lautgestalten nicht konkrete Dinge und Sachen eingerechnet werden, sondern Vorstellungen und Ideen, mit denen diese Sachen ins menschliche Bewußtsein treten? Sicher ist

damit eine angemessenere Richtung eingeschlagen. Aber die Schwierigkeiten sind damit noch nicht überwunden, sondern sie fangen erst recht an.

Wir wollen nicht dabei verweilen, daß der naive Sprachrealismus die *Vorstellungen* nicht recht unterbringen kann, praktisch kaum mit ihnen operiert und daher an den Stellen, wo er auf den Gang der Sprachbetrachtung Einfluß gewinnt, tatsächlich über ins Vorstellungsleben umgesetzte Sachen nicht hinauskommt. Und für die Auswertung ist wesentlich, daß *Vorstellung* ein spezifisch individual-psychologischer Begriff ist. Mit ihm können wir bei der Ausdeutung der Elemente der Gemeinschaftsform von Sprache wenig ausrichten.

Ein aussichtsreicherer Weg zeichnet sich ab, wenn wir die Sprachgestalten statt mit *Vorstellungen* mit *Ideen* in Verbindung bringen. Mindestens ist damit nichts verstellt, wenn wir auch nicht geradlinig ans Ziel kommen können.

Indem wir für diese neu auftauchende Größe den Terminus *Idee* wählen, folgen wir einer doppelten Notwendigkeit: einmal einen gewissen Spielraum freizuhalten für etwas, was näher zu bestimmen kaum beim ersten Versuch gelingen wird; sodann um uns nicht mit den endlosen Diskussionen zu beladen, die um nahestehende Termini wie *Begriff* geführt wurden. Wir können das, solange wir es mit der Vorfrage zu tun haben, wo solche *Ideen* anzusiedeln sind, und wie sie in Verbindung mit Sprachgestalten kommen.

Vom Sprachrealismus aus, der die in der Sprache sich darbietende Wirklichkeit als die natürliche, vorgegebene Realität ansieht, müssen sich auch solche im Umgang mit den Sachen (oder auch über die Sachen hinaus) sich bemerkbar machende *Ideen* als außersprachliche Fakten darstellen: die Idee *Fluß*, die Idee *Schiff*, die Idee *tief*, - sind das nicht natürliche gedankliche Umgangsformen mit den Erscheinungen? Bedarf es für sie überhaupt besonderer Ableitung und Begründung? Die Frage, wie sie denn zustande kommen und wo sie existieren usw., ruft schon einige Verwunderung hervor, und die Rückführung auf den gesunden Menschenverstand, auf das menschliche Denkvermögen stellt sich rasch ein. Bohrt man tiefer, so werden die Antworten spärlicher, aber die Projektion dieser Ideen auf die 'Wirklichkeit' oder auch der syntaktischen Verfahrensweisen auf den gesunden Menschenverstand läßt sich kaum

lockern. Darüber wird aber auch kaum nachgedacht, und die Formen, in denen diese Spielart des Sprachrealismus in das Nachdenken über die Sprache hineinreicht, bleiben Beweise dafür, wie schwer der Mensch zu einem Durchschauen des Verhältnisses von Sprachgestalten, 'Ideen' und Sachen kommt. Auch Fragen etwa wie denn in einer Menschengruppe gleichgeartete Ideen zustande kommen und wieso diese Menschen sie gleichermaßen besitzen und benennen, führen nur im Kreise herum.

Viele Relikte in unseren Wörterbüchern und Grammatiken zeugen davon, wie schwer auch diese Form des Sprachrealismus zurückzudrängen ist. Eine der gefährlichsten Stellen ist die Unbekümmertheit, mit der nicht nur der Alltag, sondern auch kritisches Denken bis weit in die Sprachwissenschaft hinein mit dem Wort *Wort* umgeht. In fünf von zehn Fällen handelt es sich um die Wortgestalt, hinter der die geistige Seite allzu leicht sprachrealistisch verschwindet. Es bleibt dahinter das Grundbild von der Sprache mit Schwerpunkt in der lautlich-sinnlichen Seite, die sich mit gewisser Natürlichkeit mit außersprachlichen Fakten verbindet, nach deren Natur und Herkunft nicht mehr gefragt zu werden braucht. Eine Differenz zwischen sprachlichem Sein und natürlichem Sein wird noch nicht so deutlich empfunden, daß sie Anlaß zu Nachdenken und Forschung würde. Das ändert sich erst, wenn die sprachliche Lautgestalt aus der Rolle des mit Außersprachlichem assoziierten Namens herauskommt und in der Funktion des Zeichens für Geistiges erkannt wird. Der Scheinlösung in Richtung auf natürliche *Ideen* brauchen wir nicht weiter nachzugehen.

Die Grenzen des Assoziationsmodells

Wenn wir an dieser Stelle kurz einhalten, so soll vor allem die Tragweite der gewonnenen Erkenntnisse für die Frage nach der geistigen Sprachseite festgestellt werden. Zu Beginn war von dieser noch nicht viel zu merken, und wir müssen die systematische Bedeutung dieses Kapitels eher darin sehen, daß es die Notwendigkeit dieser Frage aufgewiesen und erste Anhaltspunkte zu ihrer Lösung geliefert hat.

Ausgehend von der natürlichen Einstellung zu Sprachfragen, eben der des Sprachrealismus, finden wir eine fast zwangsläufige Folge. Was die psychologische Schule von J. Piaget überzeugend nachgewiesen hat, wie lange das Kind braucht, bis ihm die Scheidung zwischen Name und Sache überhaupt vollziehbar ist, und wie es ebenso lange dauert, bis der Stufenunterschied zwischen dem Handhaben der Sachen und dem sprachlichen Umgehen mit den Gegenständen sich gedanklich entfaltet, hat seine Folgen auch im weiteren Leben. Rückfälle gibt es immerzu. Für den Alltag mag das weniger schädlich erscheinen. Für die Forschung ist es aber lebenswichtig, die Zusammenhänge immer bewußt zu halten und die Gefahrenstellen zu kennen; sie wirken sich selbst bei hochentwickelten Problemstellungen oft unerwartet hemmend aus.

Die Vorstellungen, die sich in diesem Verlauf von der geistigen Sprachseite ergeben, bleiben entsprechend verschwommen und unklar. Typisch ist für sie alle eine Art Assoziationsmodell: unbezweifelt sprachliche Lautgestalt 'assoziiert' mit etwas Außersprachlichem. Nach dem Daseinsort und der Daseinsart dieses Außersprachlichen wird schon seltener ernsthaft gefragt. Vielfach schrumpft die Assoziationsqualität zusammen auf eine Art Angelhaken, mit dem die Einzelnen aus ihren Erlebnissen ihnen Wichtiges herausfischen. Das ist wohl die äußerste Schrumpfform im Verhalten zur geistigen Sprachseite; denn ohne diese über sie selbst hinausweisende Funktion würde auch für das naive Bewußtsein die Lautform ihren Sprachcharakter einbüßen. Von diesem Minimum aus wird die Ahnung von der geistigen Sprachseite schon auf der Stufe des Sprachrealismus zu weiterführenden Fragen gedrängt, sowohl in der Überschreitung des individualistischen Standpunktes wie in der Aushöhlung des Assoziationsmodells. Für das Alltagsbewußtsein bleibt es im Rahmen des 'Selbstverständlichen', daß man sich unter den Sprachgenossen trifft in der Anwendung der Sprachgestalten; allenfalls wird die Belehrung der Kinder durch die Erwachsenen in Rechnung gestellt. Aber jeder gibt zu, daß die ausdrückliche Belehrung über Lautformen in konkreten Situationen sehr rasch zurücktritt gegenüber unmerklicheren und undurchsichtigeren Formen des Lernens; und erst recht wird er stutzig, wie rasch die 'Sachen' aufhören, die man sichtbar oder schön beschreibbar vorführen kann, ganz abgesehen von der Notwendigkeit, sie im richtigen Augenblick für alle die Einzelnen beizuschaffen. Wer je bei einem Kinde den Vorgang der Spracherlernung be-

obachtet hat, weiß, wie selten die Augenblicke der Befriedigung über eine geglückte Belehrung sind gegenüber den Überraschungen über das Vorhandensein von Wörtern, über deren Wachsen selbst die nächste Umgebung wenig aussagen kann. So wichtig diese ununterbrochen zu sprachlicher Tätigkeit herausfordernden Situationen sind, — das Bestehen und Funktionieren einer Sprache wird unvorstellbar, wenn es auf das Zusammentreffen individueller Erlebnisse angewiesen ist.

Damit wird aber auch der Aufschlußwert des Assoziationsmodells immer zweifelhafter. Die Übereinstimmung im (Erlernen und) Besitz der lautlichen Sprachgestalten voll gewürdigt, — wie kommt es, daß die 'Angelhaken' nicht nur auf geeignete, sondern ausgerechnet auf die richtigen Gegenstände treffen, und daß vor allem Hunderte, Tausende, Millionen bei denselben 'Sachen' ankommen? Das Schrumpfmmodell muß offenbar um wesentliche Gesichtspunkte ausgeweitet werden: Lautgestalt mit Assoziationscharakter reicht nicht aus. Es hat zur Voraussetzung, daß alle, denen es nützen soll, in derselben 'Sachwelt' leben. Auf identische Gegenstände kann man dabei nicht rekurrieren. Die Gegenstände dieser gemeinsamen Sachwelt müssen also anders aussehen: weder die Dinge und Sachen der Natur und materiellen Kultur, noch die Gegenstände 'unsinnlicher' Art können anders als in 'geistiger' Weise beteiligt sein. Das ganze Assoziationsmodell ist wertlos, wenn es keine Erklärung dafür hat, wo die geistigen Gegenstände begründet und beheimatet sind und wie die Einzelnen zu ihrem Anteil daran kommen. Und dann fängt das eigentliche Problem erst an: das sprachliche Verfahren der Einzelnen muß gerichtet sein und wird erst sinnvoll, wenn es innerhalb einer verbindlichen Ordnung bei allen Sprachteilnehmern ein geistiges Sich-Treffen garantiert. Diese Erfahrungen würden das Schrumpfmmodell Lautgestalt mit Assoziationseignung wesentlich füllen und der Wirklichkeit näherbringen: Funktionsfähigkeit in einer Umwelt von 'Sachen', die mit den Lautgestalten so abgestimmt sind, daß beides aufeinanderpaßt; die 'Assoziationen' müssen soweit prädestiniert sein, daß sie mit verhältnismäßig wenig (und im Grunde unzulänglicher) Nachhilfe die richtige Richtung einschlagen und zwar mit einer Verbindlichkeit, die Hunderte und Tausende von Einzelnen den gleichen Weg führt. Wer die Schrumpfvorstellung von der geistigen Sprachseite, den der lautlichen Seite anhängenden Befestigungshaken, auch nur in diesen nächsten Fragenkreis hinein

verfolgt, kommt um die Folgerung nicht herum, daß dieses Modell untauglich ist und bis in alle seine Ausläufer hinein durch ein zutreffenderes ersetzt werden muß.

Modernes Experiment

Damit könnten wir das anspruchsloseste der Sprachmodelle verlassen (und wir hätten uns vielleicht nicht so lange dabei aufzuhalten brauchen), wenn nicht das, was uns als natürliche Folgerung des Sprachrealismus an den Anfängen der Sprachbesinnung begegnet, ein überraschendes künstliches Gegenstück in der jüngsten Entwicklung der Sprachforschung hätte. Was dem naiven Bewußtsein aus Mangel an Einsicht unzugänglich blieb, wird nun in der Konsequenz bestimmter Meinungen absichtlich ausgeschaltet und es entsteht eine Sprachforschung ohne geistige Sprachseite. Natürlich muß man sich hüten, allzu einfache Parallelen zu ziehen; ja solche Parallelen sind angesichts des Abstandes der wissenschaftlichen Ausgangsstellung durchaus unzulässig. Der Anlaß und die Berechtigung, von dieser Entwicklung hier zu sprechen, liegt in ihrem Verzicht auf einen adäquaten Beitrag zur Aufhellung der geistigen Sprachseite. Nur muß man einer modernen Strömung gegenüber eine genauere Analyse der Gründe für diese Haltung vorbringen; vor allem wird man in der Konsequenz früherer Überlegungen neben den reflektierten Begründungen und Absichten auch die unreflektierten Motive herauszuheben versuchen. Diese spielen zugleich eine Hauptrolle auch bei dem, was uns hier systematisch am wichtigsten ist: wo bleiben bei diesem Experiment die Tatsachen der geistigen Sprachseite? Denn auch das gehört zu den Merkwürdigkeiten solcher Strömungen, daß sie sich im Grunde der Frage gegenüber, ob es eine geistige Sprachseite gibt, neutral verhalten, und daß sie es auch nicht a limine ablehnen würden, etwas über solche Dinge zu erfahren. Aber ihr beherrschender Gesichtspunkt ist, daß es keine exakten Methoden gebe, um diese Verhältnisse zu fassen. Also lieber Verzicht, um umso eindringlicher und vollständiger die Gestaltseite zu erforschen. Aber wohin werden derweil die Probleme der geistigen Sprachseite, die man nun einmal nicht verschwinden lassen kann, sich flüchten? Für den Beobachter ergibt sich rasch auch eine Frage, die den Anhängern dieser Methode wenig dringlich erscheint:

Kann man überhaupt eine sinnlich-geistige Ganzheit wie die Sprache adäquat erforschen, wenn man sich absichtlich auf die lautliche Seite beschränkt? Was für ein Bild von den gestalthaften Verhältnissen wird herauskommen? Wie wird der Raum der geistigen Bezüge ausgefüllt werden? Auf jeden Fall wäre es kurzsichtig, mit der Möglichkeit eines Vakuums zu rechnen. Und was wird geschehen, wenn die geistige Seite sich nicht länger eliminieren läßt? Denn dies sind die beunruhigenden Konsequenzen: Können Sprachforschung und Öffentlichkeit so lange auf angemessene Information über das Wichtigste an der Sprache verzichten? Werden die ausgeschalteten und zurückgestellten Probleme so lange schweigen?

Künstliche Isolierung?

Genauer durchdenken muß man einen solchen Fall reiner Gestaltforschung: die eine Zeitlang mächtige Strömung des absichtlichen Ausschlusses der Inhaltforschung, die in der Zwischenkriegszeit in den Vereinigten Staaten eingeschlagen wurde. Sie ist vor allem mit dem Namen L. Bloomfield verbunden und seiner These, daß eine exakte Sprachforschung nur im Bereich der Sprachgestalten durchführbar sei. Nicht als ob er die über die Gestalt hinausweisenden Fakten hätte leugnen wollen. Aber da er diese vor allem im Bereich des Psychischen suchte und in den Bedingungen außersprachlicher Situationen, befürchtete er eine so verwirrende und unübersehbare Fülle von Tatsachen, daß die Forschung darin ersticken müßte. Daher sei dieser ganze Forschungsausschnitt mindestens so lange zurückzustellen, bis man eine minutiöse, exakte Verarbeitung der sinnlichen Sprachseite erreicht habe. Das ist der Grundgedanke der vielverhandelten *meaning*-losen Sprachbetrachtung, die in der Zwischenkriegszeit in der nordamerikanischen Forschung herrschend war, und deren Auswirkungen kaum abschätzbar sind.

Was ist zu dieser Art der Heraushebung der Gestaltseite zu sagen? Sicher ist, daß eine geistige Sprachseite weder gesucht noch gefunden wurde. Soweit es überhaupt möglich war, wurde sie ausgeklammert. Da aber sprachliche Analysen immer wieder einen semantischen Anhalt suchten, wurde dieser immer mehr zurückgedrängt, aus der Gemein-

schaftsform der Sprache, deren Gestalten nun einmal beibehalten werden mußten, in die individuellen Sprechakte, weiter in die außersprachlichen Situationen, und schließlich in außersprachliche geistige Strukturen. Darüber verloren sie völlig ihren sprachlichen Charakter zugunsten von Konstruktionen, die am liebsten formelhafte mathematisierende Gestalt annahmen. Die Ausläufer aus einer taxonomischen Grammatik führten zu einer gedanklichen Zertrümmerung alles dessen, was über die Gestalt hinaus der Gemeinschaftsform der Sprache an geistiger Eigentümlichkeit zugeschrieben werden könnte.

Da immerhin ein fester Bestand gemeinsprachlich geltender Gestalten übrig blieb, mußte man sich Rechenschaft ablegen darüber, wohin sich die dazu gehörige 'Geistigkeit' verflüchtigt hatte. Wir werden einige dieser Reduktionen noch genauer zu besprechen haben. Beim Wortschatz war es die Aufhebung des Einzelwortes als sprachlicher Einheit und Ganzheit: was der Lautgestalt auf der 'geistigen' Seite entspricht, stellt sich nun dar als unübersehbare Fülle von Belegen in Satzzusammenhängen oder noch fernerer Bezügen auf eintretende Situationen. Der Absicht nach ist damit die geistige Seite völlig verneint. Die Grundeinstellung ist als sprachwissenschaftliche Auswirkung des Behaviorismus anzusehen. Was tatsächlich geschieht, wird uns in späterem Zusammenhang beschäftigen, wenn wir auf die Schwierigkeiten von Psychologismus und Kontextualismus stoßen: worauf denn ein erwartungsgemäßes Funktionieren der lautlichen Sprachseite in den Prozessen der sprachlichen Interpretation und Kommunikation gegründet sein kann. Wahrscheinlich steckt ein gut Teil naiver Sprachrealismus dahinter. — Auf eine Konsequenz ist noch hinzuweisen: auch die ganz auf die Gestalt ausgerichteten Betrachtungsweisen müssen bei einem Teilproblem noch über den unbewußten inhaltlichen Anteil hinaus ausdrücklich auf 'geistige' Kriterien zurückgreifen. Überall, wo morphologische Erscheinungen im alten Sinne der Flexionsformen u.ä. auftreten, können sie nicht als reine Gestalten vorgeführt werden, sondern nur als Träger einer Funktion. Und diese 'Funktionen' werden seit alters als geistige Sehweisen gefaßt, die den Gestalten aus dem System der Gemeinsprache zuwachsen (*Verb, Präsens, Dativ*). Soviel man nun an der Bestimmung solcher Funktionen herumgerätselt hat: daß hier geistige Sprachphänomene vorliegen, konnte nicht aus dem Wege geschafft werden. Wir werden auch auf diese Probleme zurückkommen müssen. Während

nun L. Bloomfield diese 'grammatischen Bedeutungen' als zur sprachwissenschaftlichen Analyse brauchbar anerkannte, lehnte die Weiterentwicklung in der 'taxonomischen Linguistik' auch diesen Bezug auf geistige Gehalte ab. Zum Teil war es berechtigtes Mißtrauen gegen überkommene grammatische Begriffe, zum Teil wirkte sich eine 'operationelle Wissenschaftsphilosophie' aus, die durch eine streng durchgeführte Stufenfolge von Befragungsformen aus einem bestimmten Corpus sprachlichen Materials die darin beschlossenen Gesetzmäßigkeiten (Strukturen, Bauformen) zu ermitteln suchte. Damit war der Absicht nach nicht nur das überkommene sprachwissenschaftliche Wissen, sondern auch der mögliche Bezug auf sprachliches Bewußtsein ausgeschaltet.

Was blieb von Aufschlußwerten solcher sprachwissenschaftlicher Verfahren? Man muß wohl zwischen Absicht und Tatsächlichkeit unterscheiden. Der Absicht nach sollte die Forschung beschränkt sein auf die exakt kontrollierbaren Spracherscheinungen, also die lautlich-sinnlichen Elemente. Darüber Hinausgehendes wurde vielleicht nicht immer ausdrücklich gelehnet, wohl aber als nicht exakt faßbar ausgeschaltet und psychologistischen Betrachtungen überlassen; ein Raum für Geistiges blieb nicht sichtbar. Das Rückgrat dieser geistfreien Sprachbetrachtung blieb die Phonologie, also eine auf rein sinnlichen Fakten aufbauende Analyse sprachlicher Gestalt. Die Suche nach den phonologischen Systemen der Sprache stand beherrschend im Vordergrund, bei allem Interesse eine Randerscheinung, die nur mittelbare Bedeutung hatte. Aber die daran ausgebildete Gewohnheit, Sprachliches rein als lautliche Erscheinung zu behandeln, setzte sich dann fort, als es nicht mehr um künstlich isolierte Phoneme ging, sondern um tatsächliche Sprachgestalten: von der Phonologie wurden die Methoden abgeleitet, die zum Ausbau einer Morphophonemik, einer morphemischen Analyse usw. führten. Diese Untersuchungen wurden nach reinen Kriterien der Lautung, der Stellung und Verteilung durchgeführt und blieben ohne Zusammenhang mit inhaltlichen oder gar geistigen Phänomenen, mit denen sie zu tun haben könnten.

Der Absicht nach war die Reduktion der Sprachforschung auf die Gestaltseite vollkommen. Die Wirklichkeit sah allerdings etwas anders aus. Exakt meßbare und beschreibbare Phoneme und Phonemgruppen wurden angestrebt; aber von Anfang an war auch ein Außersinnliches be-

teilt: die Anerkennung einer Lautfolge als Sprachelement, die Begründung phonologischer Differenzierung usw., blieb unlösbar verbunden mit dem Kriterium der Rolle in einem Sprachganzen. (Wir würden sagen: der 'Bedeutsamkeit') Daß nun diese Bezugsstelle von systematischer Untersuchung ausgeschlossen blieb, hatte zweierlei zur Folge: Es wurde unmöglich, die tatsächlichen Gesamtbedingungen einer Sprache aufzuzeigen oder auch nur hinter Formalisierung und Schematisierung erkennbar zu machen. Diese Form von Linguistik, vor allem auch in ihren europäischen Ablegern, führt zur Zertrümmerung der Sprachforschung. Und vor allem: da Sprache nun einmal nur als Vollzug von Geistigem an Hand von sinnlichen Zeichen Dasein hat, blieben hinter den verabsolutierten Gestalten Leerstellen, die von der Künstlichkeit der Aufstellung der Gestalten her nicht sinnvoll ausgefüllt werden konnten. In diese strömten vor allem methodisch ungeprüfte 'Inhalte' ein, besonders als die *meaning*-lose Forschung von außen her konfrontiert wurde mit Aufgaben, die das Schwergewicht völlig auf die Seite des 'Geistigen' verlagerten. Die Diskrepanz zwischen taxonomischer Linguistik und der plötzlich auftauchenden Idee der Übersetzungsmaschine war vollständig. Die Notwendigkeit, von der gestalthaft überzüchteten Betrachtungsweise zu inhaltlich brauchbaren Analysen zu gelangen, mußte zwangsläufig zu den krampfhaften Versuchen führen, die für die Computerlinguistik kennzeichnend sind. Davon wird später noch zu handeln sein. Auch von dem anderen Ausweg der Ratlosigkeit, dem Sprung zu den eingeborenen Ideen in der generativen Sprachbetrachtung, wird noch ausführlich zu sprechen sein. Es ist gut, sich solche Versuche der Sprachforschung auf der Grundlage der isolierten sinnlichen Sprachseite vor Augen zu halten. Zweierlei wird deutlich. Die Beschränkung auf die sinnliche Seite löst die Sprache aus fast all den Zusammenhängen heraus, in denen sprachliche Phänomene uns leibhaftig begegnen und über spezialisiertes Wissen hinaus ein allgemeineres Interesse gewinnen. Daß solche Forschung im Grunde an ihrem Gegenstand vorbei arbeitet, erweist sich auch daran, daß sie immer wieder gezwungen wird, wider ihre eigenen Prinzipien, 'Geistiges' einzubeziehen, sei es als stets gegenwärtiges Kriterium der Unterscheidung bloßer Lautfolgen von sprachlichen Gestalten, sei es als Maßstab für die nun einmal unentbehrlichen Zusammenordnungen. Was hierbei zu den sinnlichen Elementen hinzukommt, bleibt die eigentliche Frage.

Meaning-freie Forschung?

Es ist nicht leicht, eine angemessene Skizze der Strömungen zu geben, die in der nordamerikanischen und in ihrem Gefolge in großen Teilen der europäischen Linguistik in Jahrzehnten sehr folgenreicher Entwicklung im Vordergrund standen. Aus größerer Entfernung werden sie sich deutlicher als Ausschnitte erkennen lassen, sowohl im Forschungsgang als ganzem wie im Gesamtschaffen einzelner Repräsentanten. Aber im Zusammentreffen einer Reihe von äußeren und inneren Bedingungen sind sie in die Stellung einer repräsentativen Disziplin unserer Zeit gelangt, und der Ausschließlichkeitsanspruch, mit dem sie vielfach auftreten, macht es nötig, ihre Ausgangsstellung wie ihre Konsequenzen näher zu prüfen. (Die Gesichtspunkte, die für unsere Frage nach der geistigen Sprachseite die entscheidenden sind, sind innerhalb einer größeren Übersicht am deutlichsten herausgehoben bei W. Kummer, *Neue Methoden der Sprachbeschreibung in den Vereinigten Staaten*, *Studium Generale* 22, 1969, S. 254 ff. Ich verdanke dem Verfasser auch eine Reihe von persönlichen Auskünften, die namentlich allzu einseitigen Verallgemeinerungen vorbeugen helfen.)

Als Hauptbegründer der *meaning*-freien Sprachbetrachtung werden Leonard Bloomfield (*Language*, 1933) und Bernard Bloch mit George L. Trager (*Outline of Linguistic Analysis*, 1942) genannt. Gemeinsam ist die Absicht, für die Sprachbeschreibung ein möglichst strenges, exakt überprüfbares, nach Möglichkeit formalisierbares Verfahren zu gewinnen, das erschöpfende Analysen möglichst losgelöst von anderweit gewonnenem Wissen ermöglicht. Für solche Formalisierungen eignen sich im Grunde nur die gestalthaften Züge des sprachlichen Materials, und so wurde mit zunehmender Formelhaftigkeit der Aussagen über Lautverhältnisse, Stellungskriterien usw. der geistige Einschlag nicht nur praktisch, sondern auch theoretisch immer stärker zurückgedrängt, bis er schließlich als solcher Behandlung nicht erreichbar ausgeschaltet wurde. L. Bloomfield hatte sich noch darauf beschränkt, mit behavioristischer Begründung die semantische Behandlung des Wortschatzes als undurchführbar zu eliminieren, während er in den morphologischen Analysen das Operieren mit grammatischem *meaning* durchaus zuläßt. Auch hier wurden dann bei Bloch-Trager und vor allem Z.S. Harris (*Structural Linguistics*, 1951) im Namen eines strengen Strukturalismus mit

vorgeschriebenen Aufdeckungsmethoden alle vorausgenommenen geistigen Kriterien abgelehnt, so daß tatsächlich der Absicht nach in Wortschatz und Syntax geistige Kriterien nicht nur keine Rolle spielten, sondern bis zum Aufdecken der Tragweite akzeptierter Operationen als durchaus vorwissenschaftlich und unbrauchbar erschienen. In den Gleisen dieser Grundanschauung wurden zahlreiche Varianten ausgebildet, in denen schließlich das Beachten geistiger Sprachzüge nicht nur unerwünscht, sondern umso mehr unmöglich wurde, je stärker die Absicht hervortrat, Formen der Sprachanalyse zu finden, die für die elektronische Datenverarbeitung, insbesondere die seit etwa 1950 mit großem Aufwand gesuchte Übersetzungsmaschine, geeignet wären.

Die Konsequenzen für den Wortschatz

Solche Gedanken, wenn auch in wechselnder Stärke und Systematik, waren in der nordamerikanischen Linguistik durch etwa dreißig Jahre hindurch so wirksam, daß man sie als charakteristisch für eine Generation ansehen kann. Da heute der Ruf nach einer neuen Semantik auch dort immer stärker wird, ist es berechtigt zu fragen, was als Ergebnis dieser Jahrzehnte für die Erkenntnis der geistigen Sprachseite zu verzeichnen ist.

Daß eine Strömung, die grundsätzlich die *meaning*-Probleme als der exakten Forschung unzugänglich einschätzt, kaum nennenswerte Beiträge auf diesem Gebiete bringen kann, versteht sich von selbst (auch wenn *meaning* und *geistige Sprachseite* sich keineswegs decken). Auch den Einwand, den man früh der *meaning*-losen Forschung machte, daß sie zur Identifizierung ihrer *sames and items* immer auf die Bedeutungskontrolle angewiesen sei, mag hier aus dem Spiel bleiben. Dagegen ist mit vollem Ernst die Frage zu stellen: was ist in dieser Zeit aus den Elementen des Wortschatzes und ihren Untersuchungsmethoden geworden? Man wird auf dreierlei hinweisen: 1) Der Wortschatz selbst ist zerstückelt und in seiner Gesamtheit wie in seinen Einzelteilen seinen geistigen Elementen entfremdet worden. 2) Die geistige Seite des Wortbestandes einer Sprache ist in die Addition zufälliger Sachbezüge und individueller Verfahrensweisen aufgelöst worden. 3) Darüber ist auch die lautliche Sprachseite ihrer natürlichen Stützen beraubt und zum Experi-

mentierfeld für letztlich willkürliche Analysen geworden.

Am wichtigsten ist die Problematik unter 2. Da sie bereits von Bloomfield an zur Begründung der Unmöglichkeit einer Semantik herangezogen wurde, soll sie (auch im Hinblick auf unsere späteren Ausführungen über Bedeutung und Bedeutungslehre) kurz im Für und Wider veranschaulicht werden. Im Grunde ist es Bloomfields auf behavioristischer Grundlage entwickelte Meinung, daß nur die konkrete aktuelle Situation das Zustandekommen von *meaning* in der Äußerung eines Sprechers begründet. Hier allein ist ein faßbarer, exakt beschreibbarer Tatbestand gegeben, der sich sprachlich in einem *situational meaning* niederschlägt. Das sind die eigentlichen Quellen für sprachliche *meaning*-Bildung. Sie können in gewisser Weise verstärkt werden zu *linguistic meanings*, indem die Wiederholung, die Belehrung, die Übertragung in andere Situationen sie sozial verfestigt. Aber aus solcher Ausweitung ergibt sich gerade die Unmöglichkeit, ein *linguistic meaning* ausreichend zu beschreiben; es müßte der *meaning*-Gehalt aus so vielen Situationen extrahiert werden, daß schon ein bescheidener Ansatz praktisch undurchführbar wird. Es bleibt also nichts anderes übrig, als die Bemühungen um einen Zugang zur *meaning*-Seite der Sprache auf dieser Grundlage einzustellen. Diese Folgerung wurde umso bereitwilliger aufgenommen, als zur gleichen Zeit die phonologische Forschung sich durchsetzte, die eine exakte wissenschaftliche Erforschung der lautlichen Sprachseite versprach.

Diese Weiterentwicklung fordert natürlich die Frage heraus, ob sie in dieser Form begründet und notwendig war. Daß die gedachten Vorbedingungen für eine exakte Semantik unerfüllbar sind, ist ohne weiteres klar. Es fragt sich nur, ob sie zu Recht gesetzt wurden und an den richtigen Stellen ansetzten. Letztlich dreht es sich darum, aus was für einem Modell von der geistigen Sprachseite sie entstammten. Eine Sprachauffassung auf behavioristischer Grundlage hatte denkbar schlechte Voraussetzungen für das Problem, das uns hier beschäftigt: die geistige Seite der Gemeinschaftsform von Sprache. Die Frage ist, ob nicht das Phänomen selbst an den entscheidenden Stellen seine Eigengesetzlichkeit stärker hätte durchsetzen können. Ein genaues Durchgehen von Bloomfields Überlegungen zeigt manche Ansätze, die auch in anderer Richtung hätten weitergeführt werden können. Das soziologische Denken war weit genug entwickelt, um auch überpersönliche Wirkungen ver-

ständig zu machen. Aber die Ursachen werden weniger in den sprachlichen Bedingungen gesucht, als aus gemeinsamen Zügen der Situationen abgeleitet. Dabei liegt der Ausbau gerade in der Richtung der geistigen Sprachseite für Bloomfield besonders nahe, als er aus seiner Beschäftigung mit entlegenen Indianersprachen die Spannung zwischen Sprache und Wirklichkeit sehr genau kannte und in all den Zügen, die zu seinem Begriff der *inner form* gehörten, auch ausführlich untersuchte. Es ist im Grunde schwer zu verstehen, weshalb er für den Wortschatz die methodisch niedrigere Stufe so festhielt (und auch in den Wörterverzeichnissen von Indianersprachen beibehielt). Es muß doch früh eine gewisse Zurückstufung des Wortschatzes im Spiele sein, die nicht nur in der Behandlung des *meaning*-Problems und dem Aufgeben der Semantik als aussichtsreicher Disziplin, sondern in deutlich vernehmbaren Ansätzen, dem Wort den Charakter einer sprachlichen Grundeinheit abzusprechen, sich auswirkt.

Tatsache ist jedenfalls, daß die auf Bloomfield sich berufende Schule sich immer weiter von der geistigen Sprachseite entfernte. Insbesondere in ihrer taxonomischen Fortsetzung (Harris) stieß sie auch das geistige Gerüst ab, das Bloomfield noch für die syntaktischen Sprachelemente beibehalten hatte. Bei den letzteren spielt sicher die zunehmende Erkenntnis mit, daß hier viele der überkommenen morphologischen und syntaktischen Begriffe unvoreingenommen überprüft werden müssen und daß es schwierig ist, in diesem Umbau sofort neue geistige Bezugspunkte zu setzen. Aber insgesamt ist der radikale Umschwung nach der sinnlichen Seite schwer verständlich, auch wenn man berücksichtigt, daß andere Schulen, wie die von K.L. Pike, geistnäher blieben. Wahrscheinlich war das Gefühl, in der phonologischen Betrachtung ganz neue Aufschlußmöglichkeiten für die lautliche Sprachseite zu haben, so stark, daß diese ihrem Wesen nach *meaning*-freie Methode ihre Grenzen überschritt. Andererseits hätten die Erkenntnisse über geltende Phoneme mit ihren verschiedenen Einzelrealisierungen das Vorbild für die Überwindung von Bloomfields Ausgangsschwierigkeit abgeben können: hinter der unübersehbaren Fülle der greifbaren *meanings* von Einzelsituationen das eigentlich bindende sprachliche Element eines ganz anders gearteten an die Gemeinschaftsform der Sprache gebundenen *meaning*. Aber dazu wären tiefere Einblicke in die Bedingungen des Geistigen nötig gewesen. Daß sie nicht erreicht wurden, brachte nicht nur für die Sprachwissen-

schaft unübersehbare Schäden. Die eigenständige Arbeit an der geistigen Sprachseite wurde von den dafür Zuständigen abgebrochen oder mindestens zurückgestellt. Die daraus folgende einseitige Verlagerung der ganzen Forschungstätigkeit auf die sinnliche Sprachseite führte dort zu einer Hypertrophie, der die interne Regulierung fehlte. Noch schlimmer waren natürlich die Folgen für die geistige Sprachseite: Jahrzehnte der Abstinenz, die nicht selten in gefährliche Nähe zum Sprachrealismus kam, und das in einer Zeit, die einen stürmischen Ausbau sprachwissenschaftlicher Forschung brachte. Das mußte zu einem Vakuum führen, in das wesensfremde Elemente einsickerten. Als die *meaning*-freie Entwicklung sich überschlagen hatte, schauten ihre Vertreter auf allen Seiten nach 'geistiger' Stütze aus, nach psychologischem Material, nach philosophischer Einsicht, nach Logik und Logistik, nach Mathematik und naturwissenschaftlichen Formeln. Nur eines hatte man verlernt: die Sprache selbst nach ihrer geistigen Seite zu befragen, und so fehlten selbst die Aufnahmeorgane für die in der Zwischenzeit in Europa folgerichtig weiterentwickelten Methoden. Eine Selbstbeschränkung, die das Plus, das die Sprachgestalt von der bloßen Lautfolge unterscheidet, verkümmern ließ, — das ist der Eindruck, den die *meaning*-freie Forschung hinterließ, zu einem Zeitpunkt, in dem eine adäquate, vollgültige Sprachwissenschaft so nötig war, wie noch nie. — Der Gegenzug der generativen Grammatik N. Chomskys kam nicht nur reichlich spät, sondern er war selbst mit viel zu viel Unklarheit gerade über die geistige Sprachseite beladen, als daß er einen Ausweg hätte schaffen können.

II. GESTALTBEZOGENES AUSGREIFEN AUF DIE GEISTIGE SEITE (Das Bedeutungsmodell)

Der ungeheuerliche Versuch, um der exakten Erforschung der sinnlichen Sprachseite willen die Probleme der geistigen Sprachseite zurückzustellen oder ganz auszuklammern, findet von seinen Ergebnissen her eine recht widersprüchliche Beurteilung. Für die einen ist es der Anfang einer Sprachforschung, die sich in der Folgerichtigkeit der Methode und der Eindeutigkeit der Formulierungen mit den 'exakten Wissenschaften' vergleichen könne. Ihr erst komme voller Wissenschaftscharakter zu, und die herkömmlichen Forschungsarten (etwa Europas) haben nichts Dringlicheres zu tun, als sich diesem Vorbild anzupassen. — Für die anderen ist es ein grandioser Irrtum, der sich anbahnt mit einer Überschätzung des Sinnlich-Lautlichen, sich fortsetzt mit einer Kapitulation vor den Aufgaben der geistigen Sprachseite und schließlich endet in einem solchen Mißverhältnis zwischen verschiedenen Arbeiten der Sprachforschung, daß die Nachfolger der amerikanischen Linguistik in Deutschland sich auch lieber Linguisten nennen, wohl wissend, daß das Aufgabenfeld des Sprachforschers eine solche Einseitigkeit nicht verträgt.

Gewiß ist auch das Bemühen, im Gang der Forschung ein angemessenes Gleichgewicht in der Behandlung der Hauptaufgaben zu wahren, nicht gradlinig verlaufen. Es läßt sich nicht leugnen, daß die das 19. Jahrh. beherrschende Form historischer Sprachbetrachtung oft genug *meaning-los* verlaufen ist und das Scherzwort *Lautschieberei* geradezu herausgefordert hat. Aber das lag mehr an den vorherrschenden Problemen: Untersuchung älterer Sprachstufen, Rekonstruktion frühgeschichtlicher Sprachverhältnisse, das war so sehr auf die Aussagen bruchstückhafter Lautzeugnisse angewiesen, daß an eine entsprechende Behandlung der geistigen Sprachseite nicht gedacht werden konnte. Aber trotzdem sind bereits in der historischen Sprachforschung zahlreiche Ansätze für einen wissenschaftlichen Zugang zur geistigen Sprachseite zu verzeichnen, die sich zu einer, wenn auch recht unvollkommenen, Bedeutungslehre zusammenfanden. Erst recht brachte die Anerkennung der be-

schreibenden Sprachforschung als vollgültiger sprachwissenschaftlicher Methode das Wiederaufleben einer nie ganz abgerissenen Tradition der Bedeutungsforschung. In ihr finden sich die Niederschläge des Bemühens um die geistige Sprachseite. Wir müssen sie systematisch unter die Formen eines gestaltbezogenen Verfahrens rechnen. Das will sagen, daß auch die Beobachtungen über 'Bedeutungen' unter der Vorherrschaft der sinnlichen Sprachseite standen. Das ist nicht verwunderlich; denn wie hätte man sonst überhaupt zu Aussagen über die geistige Sprachseite kommen sollen? Aber diese Gestalten waren nicht nur Ansatz, sondern sie blieben auch Maßstab für das Denken in Bedeutungen. Diese Gestaltbezogenheit muß man immer bewußt halten, wenn man zu zutreffenden Urteilen über den Aufschlußwert und die Tragweite dieser Beobachtungen kommen will.

Außenwelt und Innenwelt

Die Überlegungen, zu denen wir nun geführt werden, sind durchzogen von einer Problematik, die wir am besten so weit voranstellen, daß sie nicht fortgesetzt zum Anlaß von Mißverständnissen wird. Sie kündigte sich schon an in einem Argument, das wir wiederholt gegen den Sprachrealismus vorbrachten: daß er zu naiv mit der Außenwelt umgeht, so als ob sie uns unmittelbar zugänglich wäre und die sprachlichen Lautgestalten ihre klaren Bezugspunkte in dieser vorgegebenen natürlichen Ordnung hätten. Daß die Idee einer solchen Harmonie eine schöne Selbsttäuschung ist, wird rasch offenbar. Da aber ihre Auswirkungen weit in die Sprachforschung hineinreichen, müssen wir die Tatsachen angeben, von denen aus sie korrigiert und durch eine bessere Grundkonzeption ersetzt werden kann. Das bringt eine wesentliche Vertiefung der Problemstellung.

Wir müssen zurückgehen bis zu der geläufigen, aber schärfer zu durchdenkenden Gegenüberstellung von Außenwelt und Innenwelt.

Sie versucht wenigstens das auseinanderzuhalten, was der Sphäre des Menschen angehört, gegenüber dem, was als menschenunabhängig gegeben ist. Allerdings haften ihr von Anfang an einige Mängel an, die bei jedem Fall des Arbeitens mit diesen Wörtern zur Vorsicht zwingen. Das Wort *Welt* hat seit seinem Aufkommen im Althochdeutschen zur

Wiedergabe recht verschiedener lateinischer Wörter gedient und auch später nie die inhaltliche Geschlossenheit erreicht, die zu einem ungefährdeten Arbeiten mit ihm nötig wäre. Auch die Unterscheidung von *Innen-* und *Außenwelt* behebt diese Schwierigkeiten nur zum Teil, wobei als Erschwerung noch hinzukommt, daß das einfache *Welt* z.T. seine eigenen Wege geht. Auf die philosophischen Probleme, die sich an den Begriff der *Welt* anschließen, kann hier nicht eingegangen werden. Aber auch für die höhere Umgangssprache bleibt die Diskrepanz zwischen *Außenwelt* und *Innenwelt* eine stete Quelle von Fehlurteilen; denn es sind doch zwei ganz verschiedene Daseinsarten, die hinter der Zuteilung zu der einen oder der anderen stehen. Die Kriterien für das eine werden im Außermenschlichen, die für das andere im Innermenschlichen gesucht. Die naiven Verwechslungen (auch des Sprachrealismus) sind damit im Prinzip eingeschränkt. Aber für die Aufhellung des Verhältnisses ist nur wenig gewonnen, zumal das gleichbleibende Grundwort *Welt* entgegengesetzte Folgerungen auslöst. Im ganzen kann man wohl sagen, daß *Welt* (auch in eine Reihe seiner Zusammensetzungen hinein) den inneren Bezug zunehmend zur Geltung bringt; eine Verlagerung von naiven Projektionen nach außen hin ins Innere ist unverkennbar. Aber die Rede von *Welt = mundus* bleibt unerschüttert im Einbeziehen der Außenwelt und wird durch das Ausgreifen auf den *Weltraum* u.ä. so verstärkt, daß der einmal aufkommende Gedanke, den genannten Schwierigkeiten durch eine konsequente Einschränkung von *Welt* auf *Innenwelt* entgegenzuarbeiten, wohl kaum aussichtsreich ist.

Außersprachliche Wirklichkeit und innersprachliche Welt

Wir könnten dieses Problem auf sich beruhen lassen, wenn die Erforschung der geistigen Sprachseite nicht immerzu zu Entscheidungen zwänge, die damit zusammenhängen. So wie erst die Überwindung des naiven Sprachrealismus auf der 'Inhalts'seite der Sprache die 'Realitäten' der Außenwelt und die sprachlichen Zugangswege auseinander-treten ließ, so müssen die daraus folgenden Konsequenzen nun folgerichtig, verständlich und anwendbar abgeleitet werden. Und hierzu müssen wir noch einen Schritt weitergehen.

In der Auflösung des Sprachrealismus steckt letztlich die Aufgabe, die Grenze zwischen Innersprachlichem und Außersprachlichem festzustellen. Für die sinnliche Sprachseite erscheint das als relativ einfach; unter der Großbedingung der Lautsprache hat alles den Anspruch, als innersprachlich anerkannt zu werden, was durch das Kriterium der 'Verständlichkeit' herausgehoben ist: *nacht*, *nicht* sind deutsche Sprachgestalten, *nocht* und *nucht* sind es nicht; der Abstand des verständlichen Wortes von der unverständlichen Lautfolge ist jedem Sprachangehörigen deutlich. Was aber gehört zur geistigen Sprachseite? Man könnte meinen, die Trennung von Innenwelt und Außenwelt reiche zu einer Entscheidung aus: alles was zur Außenwelt gehört, ist außersprachlich, alles was zur Innenwelt gehört, ist innersprachlich. Das erstere ließe sich rechtfertigen, das letztere aber nicht (auch wenn man *Innenwelt* durch *innermenschliche Welt* ersetze). Worin ist diese Schwierigkeit begründet?

Am leichtesten läßt sich verstehen, daß nicht alles Innermenschliche ohne weiteres als innersprachlich betrachtet werden kann, schon gar nicht als prädestiniertes Bestandteil der geistigen Sprachseite; *Haar* und *Zahn* gehören primär ebenso zum Außersprachlichen wie *Gras* und *Stein*. Zum Innersprachlichen gehört erst das, was die sprachliche Verarbeitung geistig aus beidem macht. Aber die Dinge werden komplizierter: wenn Innersprachliches gebunden ist an Innermenschlichkeit, sind dann *Zorn* oder *Haß* ohne weiteres innersprachliche Größen? Es muß also noch etwas ins Spiel kommen, eben das, was die Sprache in einer überpersönlichen Weise aus innermenschlichen Bedingungen macht. Diese Überlegungen ließen sich noch weiter ausspinnen. Aber wir müssen uns zuerst das Handwerkszeug für solche Arbeit zurechtlegen. Das Ergebnis vieler Versuche ist folgendes: wir müssen die beiden 'Welten' im besonderen Hinblick auf die sprachlichen Bedingungen trennen. Das läßt sich zunächst terminologisch ohne größere Gewalt so erreichen, daß wir für das Außersprachliche den Terminus *Wirklichkeit* auswerten (der also nicht nur das Außermenschliche umfaßt, sondern auch das nichtsprachliche Innermenschliche), während wir das Innersprachliche grundsätzlich der *menschlichen Innenwelt* zurechnen, mit dem Vorbehalt, daß nicht alle Innenwelt als sprachlich angesehen werden darf, sondern nur in den in einer bestimmten Weise der menschlichen Bewußtheit zugänglichen Teilen. Die gesuchte Trennung

würde also auf der Linie *Wirklichkeit* : *sprachliche Bewußtheit für Menschen* liegen, wobei die letztere einen Teil der (*Innen-*) *Welt* bildet. — Die Unterscheidung ließe sich auch von anderen Positionen aus ableiten, etwa *Seiendes* — *bewußtes Sein für Menschen*. Aber der gewonnene Ansatz reicht aus für die Fortführung unserer Überlegungen, und auch eine gekürzte Gegenüberstellung von *Wirklichkeit* und *Welt* bleibt verständlich.

Lautgestalten mit Zeichencharakter

So unentbehrlich diese Unterscheidungen sind, insbesondere die zwischen (außersprachlicher) *Wirklichkeit* und (inersprachlicher) *Welt*, so dringend ist es, neben den Grundlinien der Trennung auch die Grundformen der Verbindung zu präzisieren. Was wir in dem Kapitel 'Gestalt als Ausgang' skizzierten, gehörte nach seinen Grundgedanken zu einer Auffassung, die nach dem Assoziationsmodell verfuhr: das Sprachliche reduziert auf die lautliche Seite, die gewissermaßen mit einem 'geistigen' Haken versehen war, der dann jenseits der Sprache an ein Element der Wirklichkeit mit passender Öse angehängt werden könnte. (Dieser Grundgedanke bleibt erhalten bis in die verfeinerten Formen, die schließlich praktisch den Versuch aufgeben, die passenden Ösen in der Wirklichkeit ausfindig zu machen). Was wir gegen dieses Modell einwenden mußten, war vor allem zweierlei: Einmal der psychologische, letztlich einer überholten Individualpsychologie entstammende Assoziationsgedanke; zum mindesten müßte er in eine auf die Gemeinschaftsform der Sprache anwendbare Form umgedacht werden. Und dabei taucht das zweite Hindernis auf: woher hat eine Menschengruppe einen so adäquaten und gleichartigen Zugang zur Wirklichkeit, daß eine solche Sprachbegründung überhaupt denkbar wäre?

Spätestens an dieser Stelle müssen wir eingestehen, daß der Mensch in vieler Hinsicht ein beschränktes Wesen ist. Ein unmittelbarer Zugang zur 'Wirklichkeit' ist ihm nicht gegeben; er kann das Seiende nicht in sich hereinholen so wie es wirklich ist, sondern nur so, wie er es mit seinen sinnlichen und geistigen Kräften fassen kann. Das richtigere Grundmodell ist also das der sinnlichen und geistigen Auseinanderset-

zung mit der Lebenswirklichkeit. Sie muß eingefangen, verarbeitet, vermenschlicht werden, so weit, daß der Mensch sich in ihr bewegen, mit ihr menschlich fertig werden kann. Nicht das Seiende, so wie es ist, sondern das Seiende, so wie der Mensch es gemäß seinen Kräften ergriffen, sich anverwandelt hat, ist die tatsächliche Lebenswelt des Menschen.

Von diesem Grundmodell aus gewinnen auch die Sprachfragen ein völlig anderes Aussehen: Sprache nicht eine Sammlung von Etiketten für die vorgegebene Außenwelt; sondern Sprache als Eröffnung von Zugängen zur Lebenswirklichkeit, als Orientierung in einer immerzu bewegten Welt, als Erarbeiten geistiger Stützpunkte in zu erforschendem Land, als Ausgang und Erprobung von immer weiter ausgreifenden Fragen an das nie adäquat zu bewältigende Sein. Man braucht sich das nur vor Augen zu halten, um zu erkennen, wie sehr das Assoziationsmodell an der Sprachwelt vorbeigeht: wo bleiben die Ösen, an denen bereitgehaltene Haken ihren prädestinierten Halt finden? Und wohin kommen die Schwimmer, die in diesem Meer als Einzelne ihr Ziel suchen?

Auch der bestwillige Beurteiler wird zugeben, daß eine solche Sprachwelt Anspruch auf wesentlich andere wissenschaftliche Bearbeitungsformen hat. Aber woher sind deren Prinzipien zu nehmen? Sicher müssen sich die ersten Anhaltspunkte aus dem Umgang mit dem Gegenstand selbst ergeben. Aber zugleich muß ein Durchdenken der Gesamtbedingungen des Gegenstandes einsetzen, das letztlich in philosophische Zusammenhänge einmündet. Dort war auch die Betrachtungsweise vorbereitet, die schließlich zum grundlegenden Wandel der sprachwissenschaftlichen Betrachtungsweise führte: Die Philosophie des Zeichens.

Die Grundgedanken der Philosophie des Zeichens können hier nicht entwickelt werden. Das für die heutige Auffassung charakteristische Werk ist E. Cassirers 'Philosophie der symbolischen Formen', deren erster Band (1923) dem Problem der Sprache gewidmet ist. Wir versuchen Begründung und Tragweite dieser Position in kurzen Leitsätzen so weit vorwegzunehmen, daß wir den Anschluß an die Probleme der Sprachforschung gewinnen.

1) Das gedankliche Verfahren des Menschen ist weithin gekennzeichnet durch die Stellung, die darin der Gebrauch sinnlicher Zeichen einnimmt.

- 2) Das Wesen des Zeichens ist, daß ein sinnliches Element für etwas über es Hinausgehendes steht, und dieses für das Bewußtsein repräsentieren kann.
- 3) Den einfachsten Zeichengebrauch zeigt das natürliche Zeichen, wenn aus einem sinnfälligen Komplex ein Ausschnitt ausgesondert wird, um das Ganze für die Erinnerung festzuhalten und reproduzierbar zu machen.
- 4) Weitaus häufiger und wichtiger ist das künstliche Zeichen, das, absichtlich in einen weiteren Zusammenhang eingefügt, in der Lage ist, dieses Ganze in neuer Weise für das Bewußtsein gegenwärtig zu halten.
- 5) Mit Hilfe künstlicher Zeichen gelingt es vor allem, Tatbestände oder Erlebnisse verschiedener Art unter einem Gesichtspunkt so weit zusammenzufassen, daß das Bewußtsein mit ihnen als mit einer geistigen Einheit operieren kann.
- 6) Solche Zeichen können auch überindividuell so viel Bedeutung gewinnen, daß sie für ganze Menschengruppen verbindlich werden.
- 7) Damit wird das Zeichen zu einer Grundstütze für den Aufbau geistigen Lebens.

Alle diese Eigentümlichkeiten des Zeichengebrauchs treffen auch für die Sprache zu. Die Sprache ist geradezu der Musterfall für die Wirkungsweise der Zeichen. Wenn wir das, was sich in den drei Erscheinungsformen menschlicher, gemeinschaftlicher und individueller Sprachentfaltung beobachten läßt, im Hinblick auf die Gemeinschaftsform zusammenfassen, so ergibt sich folgendes Bild:

Jede Gemeinschaftssprache umfaßt ein gewaltiges System sprachlicher Zeichen. Jede Lautgestalt hat Anteil am Zeichencharakter. Und zwar gehören alle Sprachzeichen zu den künstlichen Zeichen (also auch die scheinbar lautmachenden). Ihnen allen ist gemeinsam, daß Menschen sie als Zeichen setzen, sei es zu Erkennungsmerkmalen, sei es zu Urteilsmaßstäben, sei es zu Sichtungsgrenzungen, sei es zu Verfahrenswegweisern. In allen diesen Formen greifen die Lautzeichen über ihren sinnlichen Ursprungsbereich hinaus auf die dem Menschen sinnlich und gedanklich zugängliche Lebenswelt und führen zu Zugriffen, die das Sprachjenseitige in geistigen Formen dem menschlichen Bewußtsein verfügbar machen. Es ist ein echter Prozeß der geistigen Anverwandlung, in dem die Erfahrungsweisen, die Aufmerksamkeitsrichtungen, die

Verstehensansätze, die Anstöße der Wirklichkeit von außen und von innen über den Augenblick des Vorübereilens in einem bleibenden Eindruck und Ertrag festgehalten und dem Menschen verfügbar gemacht werden. Die sinnlichen Zeichen verbinden sich mit den durch sie herbeigeführten Trennungen und Zusammenfassungen, im Aufwerten von Eindrücken zu Merkmalen, in der Verteilung von Beachten und Übersehen und in zahllosen Formen des Beurteilens zu Ganzheiten, denen vor allem der Charakter des Bleibenden und Wiederholbaren zukommt. Hier ist das eigentliche Aktionsfeld der menschlichen Sprachkraft, und in dem Erarbeiten von sprachlichen Gemeinschaftsformen gelingt es, diesem Ertrag der sprachlichen Auseinandersetzung mit der Umwelt Dauer, Vermehrbarkeit, Überprüfbarkeit, die Rolle einer sprachlichen Beherrschung der Lebenswelt zu verleihen. Die feste Grundlage bleiben die einzelnen Zeichen, die mit den durch sie ermöglichten und getragenen Zugriffen eine untrennbare Ganzheit bilden. Die sinnliche Sprachseite konstituiert eine übersinnliche Wirkungsform, die erst in diesem Prozeß der Zeichensetzung Dasein und Dauer gewinnt. Eine Gemeinsprache ist ein Kosmos solcher sinnlich-geistiger Ganzheiten, und als Muttersprache einer Sprachgemeinschaft ist sie die lebendig wirksame Form, in der die sprachliche Arbeit der Generationen den Heutigen verfügbar ist als Grundlage der geistigen Auseinandersetzung mit den Aufgaben menschlichen Lebens auf allen Gebieten.

All dies wird erkennbar und verständlich, wenn wir das Grundmodell der Lautform mit Assoziationswert ersetzen durch das Modell der Sprachgestalt mit Zeichenkraft. Wie die Auswertung dieser Grunderkenntnis vor sich geht, wird noch viele Überlegungen verlangen; ihnen sind die folgenden Abschnitte gewidmet. Vorauszuschicken ist nur noch ein terminologisches Problem. Wir sind gewohnt, unter *Zeichen* vorzüglich die Zeichengestalt zu verstehen. Das ist die Verwendung, die im Deutschen vorwiegt, schon seit Herder, von dessen 'Ursprung der Sprache' (1771) an der Zeichenbegriff im deutschen Sprachdenken eine große Rolle spielt. Sie setzt sich auch fort neben dem Symbolbegriff, mit dem E. Cassirer 1923 Herders Zeichenlehre aufnahm und fortführte. Eine gewisse Unsicherheit besteht, seit F. de Saussure in seinem 1915 veröffentlichten 'Cours de linguistique générale' dem französischen Begriff *signe* eine besondere Rolle zuwies. In dieser wirksamsten Belebung des Zeichengedankens von der neueren Sprachfor-

schung her bleibt nur ungewiß, was mit *signe* genau gemeint ist; Saussure unterscheidet ausdrücklich zwischen *signifiant* und *signifié*, deren Zusammenhang er als außerordentlich eng ansieht ('wie die beiden Seiten eines Blattes'); er wählt für die Ganzheit von *signifiant* und *signifié* den Terminus *signe*, der also die beiden Seiten, und zwar als sprachliche Fakten, umfaßt. Das ist ein durchaus begründetes und im Kern richtiges Verfahren. Aber es hat zwei schwache Stellen: einmal scheint auch im Französischen bei *signe* die sinnliche Gestalt im Vordergrund zu stehen, so daß gerade die wichtigere Seite des *signifié* mehr im Hintergrund bleibt. Sodann haben sich Saussures Ansätze zur genaueren Bestimmung der Natur des *signifié* als zu schwach erwiesen. Die Folge war, daß die Wirkungen, die von Saussure für die Erforschung der geistigen Sprachseite hätten ausgehen können, weit zurückblieben hinter dem weltweiten Erfolg der Phonologie, der systematischen Erforschung der lautlichen Sprachseite. Es sieht so aus, als ob die Erforschung der 'Sprachinhalte', deren Bevorzugung man der deutschen Sprachforschung der Zwischenkriegszeit oft genug als ein Zurückbleiben hinter der phonologischen Mode vorgehalten hat, auch im Sinne Saussures durchaus an der richtigen Stelle ansetzte. Beide Strömungen könnten sich letztlich vom Begriff des *signe* aus treffen und ergänzen. Wir werden es aber der Unmißverständlichkeit zuliebe vorziehen, mit deutschem *Zeichen* vor allem die sinnliche Lautgestalt, wenn auch schon in ihrer grundlegenden Zeichenfunktion, vorzustellen, und dort, wo die Ganzheit von Zeichengestalt und Zeichen'gehalt' gemeint ist, das ausdrücklich zu vermerken und an den konkreten Sprachganzheiten (*Wort* und *Syntaktikum*) in Erinnerung zu rufen. Zuerst ist es aber nötig, den Weg zur Erforschung der mit Hilfe der Lautzeichen aufgebauten geistigen Sprachseite frei zu machen. Dabei wird sich auch zeigen, wie die Problematik von Saussures *signifié* sich löst. Erst recht wird sich der Aufschlußwert anderer oft seltsamer Wege und Umwege beurteilen lassen, bis hin zu der letztlich aus der Doppelseitigkeit von Saussures *signe* entnommenen Glossematik von L. Hjelmslev. Wesentlich bleibt, ob dabei auftretende Ansätze von inhaltlichem Strukturalismus primär aus den Bedingungen des *signifié* oder sekundär aus der strukturalistischen Analyse des *signifiant* abgeleitet sind.

Bedeutung und Funktion

Bei dem Bahnen dieses Weges sind drei deutlich geschiedene Strecken auseinanderzuhalten, die sich systematisch und zeitlich gegeneinander abheben (was Abschnitte des Nebeneinanderlaufens nicht ausschließt). Wir werden sie in der Folge der Betrachtungsweisen nach *Bedeutungen*, *Sprachinhalten* und *Sprachzugriffen* vorführen. Begründung und Rechtfertigung dieser Unterscheidungen werden sich aus unserem Gedankengang selbst ergeben.

Wenn wir sogleich mit den *Bedeutungen* beginnen, so kommen wir auf ein viel beachtetes, aber immer noch recht umstrittenes Gebiet. Wir müssen darauf gefaßt sein, daß diese Gegensätzlichkeiten sich bis in die Terminologie hinein bemerkbar machen. Daher sind, um Mißverständnissen nach Möglichkeit vorzubeugen, einige terminologische Bemerkungen vorzuschicken. Die deutsche Terminologie um *bedeuten*, *Bedeutung* und *Bedeutungslehre* ist von der Gestalt her in sich geschlossen; aber abgesehen von dem Grundbegriff *bedeuten* selbst zeigt sich die Richtung der Weiterbildung *Bedeutung* für einen exakten wissenschaftlichen Gebrauch als klärungsbedürftig. Für die französischsprachige Wissenschaft sind die Termini *signifier*, *signification*, *sémantique* (*sémasiologie*) grundlegend, wobei auch das mögliche Hineinspielen von *désigner* zu beachten ist. Die englischsprachige Forschung arbeitet mit *signify*, (*meaning*), *semantics*. Auch einige andere Termini verlangen Beachtung. Auf jeden Fall muß man sich vergewissern, wie weit diese Termini in den verschiedenen Sprachen und in den verschiedenen wissenschaftlichen Strömungen übereinstimmen. Es scheint, daß bereits hier Quellen für Verschiedenheiten der Auffassung und des Vorgehens zu finden sind.

Die Problematik der *Bedeutung*, die üblicherweise auf die Elemente des Wortschatzes beschränkt erscheint, hat ihr Gegenstück in der Rede von der *Funktion*, die vor allem den Elementen der Formenbildung (Flexion), aber auch einigen auch stärker syntaktischen Verfahrensweisen zugesprochen wird. Obwohl hier die wissenschaftlichen Methoden stark auseinandergehen, scheint der Terminus *Funktion* ziemlich nahe Entsprechungen in frz. *fonction* und engl. *function* zu haben. Doch ist das noch keine Garantie dafür, daß die Entwicklung dieser Gedanken identisch ist.

Hier sollen zunächst die Grundlinien des Operierens mit *Bedeutungen* aufgezeigt werden. Für das Deutsche gilt, daß die Rede von *bedeuten* und *Bedeutung* ziemlich stark vom vorwissenschaftlichen Sprachgebrauch her bestimmt ist. Daher sind auch einige Unterschiede nicht ausgeglichen, die in der wissenschaftlichen Entwicklung Schwierigkeiten bringen können. *Geist bedeutet hier soviel wie esprit, die Bedeutung von dt. Geist ist sehr schwer zu umschreiben.* Immerhin zielen beide auf die nichtsinnliche Seite der Sprache, wenn auch nicht in gleicher Weise. Für unsere Zwecke ist die Analyse der Rede von der *Bedeutung* am dringlichsten.

Offenbar ist, daß unter dem Titel der *Bedeutung* die geistige Sprachseite viel stärker in das Blickfeld des Nachdenkens gerückt wird. Gegenüber der Sprachauffassung, für die ein *Wort* vorwiegend aus einer Lautform besteht, die nur einen Bezug auf Nicht-Sinnliches haben muß, um sich als Sprachgestalt zu erweisen, ist *Bedeutung* nicht nur Hinweis auf Außersprachliches, sondern Einbeziehen geistiger Elemente in die Sprache. Das besagt zugleich, daß mit *Wort* etwas von der konstitutiven Wirkung des Zeichencharakters gegenwärtig ist: *ein Wort hat Bedeutung*, nicht als Anhängsel an eine Lautform, sondern als Wesenselement einer sinnlich-geistigen Ganzheit. Insofern gehört das *Bedeutungsdenken* zu den fortschrittlicheren Formen des Fassens und Aufhellens der geistigen Sprachseite.

Aber dieses Ausgreifen ist doch noch recht unsicher. Das zeigt sich in dem Umgehen mit dem Wort *Bedeutung*. Nicht nur, daß es zwar Anteil hat an den zwei Ausbaurichtungen, die über die Ableitung mit *-ung* verlaufen (Verbalabstrakt und Erzeugnis der Handlung), aber sich doch nicht ganz einfügt in das klare Wortstandverhältnis (*beschreiben- bei der Beschreibung des Vorgangs- er kaufte eine Beschreibung der Stadt; dagegen bedeuten- in seiner vollen Bedeutung (?) -er kannte die Bedeutung dieses Wortes nicht*). Vor allem die wichtigste aller Verwendungsweisen, die Rede von der *Bedeutung eines Wortes*, bleibt unklar. Auch von individuellen Unsicherheiten abgesehen, sind in der Prägung dieses Wortes zwei Mängel angelegt, die sich nicht beseitigen lassen. Einmal gehen alle Bemühungen um die Bedeutungsseite davon aus, daß sie die Lautseite der Sprachelemente zum Maßstab nehmen; *Bedeutung* impliziert ein *Bedeutendes*, und das ist immer ein Element des sinnlichen Anhaltes. Das ist gemeint, wenn wir das Operieren mit *Bedeutungen* als

ein gestaltbezogenes Verfahren kennzeichnen. Damit hängt ein Zweites zusammen: was diesem Gestaltmaßstab auf der 'Innenseite' der Sprache entspricht, läßt sich nicht von den Aufbaugesetzen des Inhaltlichen aus feststellen. Das wäre nur denkbar, wenn Gestalt und Inhalt soweit parallel liefen, daß mit der einen auch der andere ausreichend bestimmt wäre. Diese Parallelität gibt es nicht, und darin sind die unüberwindlichen Schwierigkeiten des Denkens in Bedeutungen gegründet. — Noch gefährlicher ist eine zweite Schwierigkeit, die sich sofort zeigt, wenn wir die Rede von der *Bedeutung eines Wortes*, die uns so geläufig über die Lippen kommt, etwas näher betrachten. Was ist da unter *Wort* verstanden? Primär sicher die Lautgestalt des Wortes. Und wie verhält sich dazu die 'Bedeutung', die dieses 'Wort' 'hat'? Ein enger Bezug ist vorausgesetzt, wenn wir nur der 'bedeutsamen' Lautfolge Sprachcharakter zusprechen. Aber darüber hinaus bleibt alles im Ungewissen. Wie die 'Bedeutungsseite' aufgebaut, umgrenzt, bestimmt wird, läßt sich vom Beobachtungsstand der Gestalt aus nicht ermitteln. Für einen ersten Ausblick mag dies dienlich, vielleicht unentbehrlich sein. Aber sowie man ins Einzelne geht, verschwimmen die Grenzen: die Grenzen zu Nachbarbedeutungen, die Grenzen zwischen der Tragweite der lautbestimmten 'Wörter', und vor allem die Grenzen zwischen der geistigen Sprachseite und der Wirklichkeit. Diese Nachteile machen den Terminus *Bedeutung* dafür ungeeignet, bei der Aufhellung der geistigen Sprachseite eine entscheidende Rolle zu spielen.

Wir verfolgen das kurz an den Bemühungen, aus Beobachtungen über Bedeutungserscheinungen eine wissenschaftliche Disziplin, eine Bedeutungslehre zu machen.

Bedeutungslehre

Es ist ein vielversprechender Titel, unter dem das Mühen um die Bedeutungsseite der Sprache uns entgegentritt: eine Bedeutungslehre müßte uns alle erwünschte Auskunft über die in den Wörtern greifbaren Bedeutungen geben. Dazu ist von vornherein zweierlei zu sagen. Das Suchen nach den *Bedeutungen* ist ein ebenso begründetes wie aufschlußreiches Verfahren auf dem Wege der Aufhellung der geistigen Sprachseite. Aber zu einer adäquaten Einsicht in die sprachlichen Verhältnisse kann es

nicht führen, erst recht nicht zu einer in sich geschlossenen wissenschaftlichen Disziplin.

Wir veranschaulichen das mit kurzen Hinweisen auf die Geschichte der neueren Bedeutungslehre, wobei wir zwei Einschränkungen machen müssen. Einmal ist eine Diskussion der philosophischen Bemühungen um das Bedeutungsproblem hier nicht möglich (so wie auch der vielgestaltige Inhalt des mittelalterlichen Traktatentyps *de modis significandi* außer Betracht bleiben muß). Sodann ist es nicht möglich, die feineren Unterschiede zwischen den Richtungen der *Bedeutungslehre*, der *sémasiologie* (*Semasiologie*), der *semantics* (*sémanitique*, *Semantik*), die in den einzelnen Sprachkreisen spürbar differenzierte Ziele verfolgen können, herauszuarbeiten. Wir müssen hauptsächlich die Gesichtspunkte der deutschsprachigen Bedeutungslehre kennzeichnen. Zur Veranschaulichung der Problematik kann der Hinweis auf meine Aufsätze 'Die Bedeutungslehre — ein Irrweg der Sprachwissenschaft?' (1927) und 'Sprachwissenschaft und Philosophie zum Bedeutungsproblem' (1930) dienlich sein (beide wieder abgedruckt in der Aufsatzsammlung 'Zur Grundlegung der ganzheitlichen Sprachauffassung', hrg. v. H. Gipper 1964). Einen Gesamtüberblick gibt H. Kronasser, *Handbuch der Semasiologie*, 1952, ³1970. Zu jüngeren Entwicklungen s. H.M. Gauger und H. Henne — H. Wiegand am Ende dieses Abschnitts.

Rohmaterialien in der Richtung einer ordnenden Bedeutungslehre sammelten sich an, seit die umfangreicheren Wörterbücher der Neuzeit auf eine größere Sammlung von Belegen aus waren. Für die Anordnung dieser Belege war neben der nicht recht befriedigenden zeitlichen Folge und der bloßen Ziffernordnung das Kriterium der inneren Zusammenhänge der nicht ganz übereinstimmenden 'Einzelbedeutungen' wesentlich, was dann zu detaillierten Gliederungen führte. Diese zahlreichen Einzelaufgaben erbrachten mancherlei Grundsätze, nach denen die Bedeutungsgliederung der einzelnen Wörter vorggeführt werden könnte (Beispiele vor allem aus der lateinischen Lexikographie, den späteren Grimm-Bänden usw.). Starke Anstöße kamen dann aus der historischen und vergleichenden Wortforschung, wo in der Sehweise von *Bedeutungsdifferenzierung*, *Bedeutungswandel* usw. seit etwa 1897 (M. Bréal) soviel Material zusammenkam, daß man unter dem Titel der *sémanitique*, *Semasiologie*, *Bedeutungslehre* eine vorwiegend historische Betrachtungsweise entwickelte, die nach Grundformen, möglicherweise

'Gesetzen' des Bedeutungswandels suchte. Diese Art von Bedeutungslehre war etwa ein halbes Jahrhundert hindurch die Disziplin, die der geistigen Sprachseite am nächsten kam. Allerdings spielte sie gegenüber der lautlich-etymologischen Forschung immer nur die Nebenrolle einer Hilfswissenschaft. Und seit etwa 1930 wurde sie durch die neueren Forderungen der beschreibenden Sprachforschung überholt. Zur gleichen Zeit wurde ihr Kernbegriff *Bedeutungswandel* kritisch angegriffen: was wandelt sich bei einem 'Bedeutungswandel'? Liegt hier tatsächlich ein geschichtlicher Vorgang zugrunde? Oder ist es ein Scheinergebnis, das nur durch die eingeschlagene Beobachtungsrichtung vorgetäuscht wird? Ist nicht Bedeutungswandel ein Phänomen, das in erster Linie dadurch bedingt ist, daß ich die Gestaltseite der Sprache zum Maßstab nehme, um Vorgänge auf der geistigen Sprachseite zu messen? Wer garantiert, daß ich in adäquater Weise auf die eigenständigen Gesetzmäßigkeiten der Sprachinhalte stoße?

Entscheidend ist, ob die Einwände, die an das Kompositum *Bedeutungswandel* anknüpfen, auch für das Simplex *Bedeutung* gelten. Das müßte sich in dem Verfahren der Bedeutungslehre zeigen. Die Entwicklung verlief verschieden. In der Erforschung des Deutschen trat eine gewisse Besinnung ein, die sich vor allem in den Auseinandersetzungen der Bedeutungslehre und der später zu besprechenden Feldforschung zeigte. Lebhaft verlief die Untersuchung der Bedeutungsverhältnisse des Französischen. In der französischsprachigen Forschung, die schon lange eine Vorliebe für semasiologische Fragen zeigte, blieb das Interesse an den *significations* unverändert; es wurde auch zunächst wenig durch die Diskussionen um Saussures *signe*, *signifiant*, *signifié* beeinflusst. Auch die deutschsprachige Romanistik beteiligte sich lebhaft, wobei sich allerdings zunehmend in den Diskussionen über Bedeutungsmodelle der Einfluß der gewandelten Wortauffassung bemerkbar macht, ohne sich konsequent durchzusetzen. — Für den englischsprechenden Raum erscheint es als charakteristisch, daß für die *meaning*-freien amerikanischen Strömungen natürlich auch die Bedeutungsprobleme sehr an Bedeutung verloren. Andererseits stammen aus England die 'Principles of Semantics' von St. Ullmann (1951), die zweifellos die durchdachteste Darstellung eines Fragenkomplexes sind, dessen Weite und Eigenart aus dem Untertitel 'A linguistic approach to meaning' hervorgeht. (Am besten jetzt zugänglich in der Übersetzung von S. Koop-

mann, Grundzüge der Semantik. Die Bedeutung in sprachwissenschaftlicher Sicht, 1967; dort auch die Nachträge aus späteren Auflagen und Nachträgen Ullmanns.) Aus der umfassenden Sachkenntnis, der Weite des Blickfeldes und der Aufnahmebereitschaft auch für fremde Gedanken ergibt sich in den drei Hauptkapiteln zur deskriptiven, historischen und allgemeinen Semantik das farbenreichste Bild von der Bedeutungsseite der Sprache, das wir heute besitzen. Dabei zeigt sich auch, daß das engl. Wort *meaning* einen weiteren Bereich umfaßt als deutsch *Bedeutung* und auch französisch *signification*, so daß diese Semantik trotz ihrer letztlich gestaltbezogenen Begründung eine sehr gute Vermittlung auch zur inhaltbezogenen Betrachtung bietet und ausdrücklich eine Ausweitung etwa durch die Feldlehre wünscht.

Für eine Reihe der dem Bedeutungsdenken aufsteigenden Probleme finden sich interessante Varianten in der slawistischen Forschung (vgl. B. Spillner, *Studium Generale* 22, 1969, S. 275 ff.). In den vielverhandelten Problemen der Polysemie, der Haupt- und Nebenbedeutungen, der usuellen und der okkasionellen Bedeutung ist das Festhalten an der Lautgestalt als Maßstab verhältnismäßig starr. Dem entspricht die Neigung, bei den Bedeutungsvariationen die Rolle des Kontextes stärker hervorzuheben (J. Kuryłowicz, A. Schaff). Das ist insofern etwas verwunderlich, als der Kontext gewiß für die sachliche Füllung des Einzelbeleges wesentlich ist, aber an die Größenordnungen einer Wortbedeutung offenbar nicht heranreicht. Es sind auch hier manche Hindernisse wegzuräumen bis zu der Erkenntnis, daß kein Kontext eine jeweilige Bedeutungsvariante konstituieren kann, sondern daß er nur zu verdeutlichen vermag, um welche der in der Sprache insgesamt ausgeprägten Variationen es sich im einzelnen Verwendungsfall handelt. — Eine der Quellen für solche Unsicherheiten zeigt sich in Anschauungen über das Zustandekommen der Bedeutungen. Selbst A. Schaff bedient sich einer Widerspiegelungstheorie, die in dem ungeklärten Zusammenwirken von Mensch und Sprache und Außenwelt eine Art von schlecht umschreibbarer und kaum lokalisierbarer Bedeutung hervorrufen soll (sprachliche Inhalte als mehr oder weniger adäquate Widerspiegelungen der objektiven Realität). Auf eine Kritik kann hier nicht eingegangen werden. Offenbar spielt ein allzu rasches Vorstoßen auf Außenwelt und Wirklichkeit mit, das seinerseits angetrieben ist durch das Bestreben, möglichst alle Verwicklungen in 'Geistiges' zu vermeiden. Die guten Ansätze, die

in der Semantik der slawischen Sprachen vorlagen, scheinen sich nun – soweit sie nicht durch die Computerlinguistik abgebogen wurden – etwas freier zu entwickeln. Nach Beseitigung einiger Mißverständnisse dürften auch die 'idealistisch-geistigen' Überlegungen etwas von ihrem Schrecken verloren haben und anerkannt werden als das, was sie wirklich sind: das Bahnen von sachgemäßen Wegen zu dem, was zu den muttersprachlichen Lautgestalten hinzukommen muß, damit es Sprache wird.

Schwerer zu beurteilen und vorauszusehen ist die Tragweite der neuesten Versuche, auch von den *meaning*-freien Strömungen zu einer Semantik zu gelangen. Die strukturalistischen und generativen Linguistiken sind zunehmend auf die Tatsache gestoßen, daß sie ohne Einbeziehen von *meaning* nicht weiterkommen. Auf welchen Wegen das nach der jahrzehntelangen Ausschaltung der geistigen Sprachseite, der ausschließlich den Gestalten zugewandten Forschung, der unkontrollierten, weithin von sprachfremden Gesichtspunkten geleiteten Überzüchtung der Gestaltanalysen möglich sein soll, ist noch nicht abzusehen.

Zu den vordringlichen Problemen nur ganz kurze Hinweise auf neuere Diskussionen. Die auftretenden Schwierigkeiten zeigt gut H.M. Gauger, Die Semantik in der Sprachtheorie der transformationellen Grammatik, Linguistische Berichte, Heft 1, 1969, S. 1 - 18. Vgl. auch die Analysen der Schriften von J.J. Katz (und J.A. Fodor), die H. Gipper im Bibliographischen Handbuch zur Sprachinhaltsforschung unter Nr. 11071 gibt (Lieferung 13, 1970). Von den Voraussetzungen der generativen Grammatik aus versucht auch M. Bierwisch eine Wiederannäherung an so etwas wie Wortbedeutungen. Wir werden auf die *semantischen Universalien*, die dabei eine wesentliche Rolle spielen, in dem entsprechenden Absatz des Teiles V (Muttersprachfreie Geistigkeit?) zu sprechen kommen. – Die eingehenden Überlegungen von H. Henne und H. Wiegand, Geometrische Modelle und das Problem der Bedeutung, Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 36, 1969, S. 129 - 173, nehmen die Problematik nicht vom Zentralpunkt aus auf und bleiben daher in manchem ebenso angreifbar, wie die bei ihnen kritisierten. Manche der Unterscheidungen zwischen Gemeinschaftsformen und Individualformen, zwischen Geltung und Realisierung können übersichtlicher werden, wenn sie als *Systembedeutung*, *Normbedeutung*, *Kompetenzbedeutung*, *Diskursbedeutung* auseinandergehalten werden (vorausgesetzt, daß sich genügend

Nachfolger für die Termini und ihre Abkürzungen finden). Aber an der entscheidenden Stelle bleibt es dabei, daß die Inhaltsseite des sprachlichen Zeichens uneingeschränkt "Bedeutung genannt" wird (S. 136). Es ist verwunderlich, daß die sonst recht umsichtig arbeitenden Verfasser an der Kernfrage, weshalb man besser von *Sprachinhalt* als von *Bedeutung* spricht, ohne Diskussion vorbeigehen, obwohl sie ihnen oft genug begegnet sein muß; die subtilen Überlegungen über einzelne geometrische Modelle wären wesentlich erleichtert und berichtigt worden.

Die vielfach zu beobachtende Hinneigung zu logistischen und formalistischen Ansätzen wird einer adäquaten Erforschung der sprachlichen Verhältnisse wenig günstig sein. Auch die in der Computerlinguistik vordringenden semantischen Überlegungen sind schon von der dichotomen Behandlung der Gestalten aus vorbelastet; den geistigen Bedingungen wird man doppelt schwer beikommen können. Ansätze dieser Art werden im Zusammenhang mit semantischen Theorien von J. Lyons u.a. später behandelt.

Die Grenzen des Bedeutungsdenkens

Der außergewöhnliche Umfang, den die Erörterungen um den Bedeutungsbegriff angenommen haben, steht in auffälligem Gegensatz zu dem verhältnismäßig unbefriedigenden Ertrag, den diese Arbeiten gebracht haben. Damit soll die aufgewandte Mühe nicht verkleinert werden, und man wird zugeben, daß das möglichst vollständige Zusammentragen der Bedeutungserscheinungen berechtigt und notwendig ist. Aber unbefriedigend bleibt die Prüfung des Aufschlußwertes, der diesen Feststellungen innewohnt, sowohl bei Einzelheiten wie bei den Versuchen einer Zusammenfassung. Wie kommt es, daß manche Bedeutungsverästelungen durchaus als kontinuierliche Schritte erscheinen, während bei ebenso vielen anderen nur mit Gewalt ein Zusammenhang hergestellt werden kann? Und was geschieht denn nun wirklich bei geschichtlichen 'Bedeutungsveränderungen', wo manche sich durchaus als Entwicklungen interpretieren lassen (wenn nicht der Ideen, so doch der Sachen), während man für die meisten nicht über ziemlich äußerliche Klassifizierungen wie Verengung, Verschlechterung usw. hinauskommt?

Wir hatten bereits mehrfach dieses Zurückbleiben der Antworten bei einem sicher hochinteressanten Problemkreis darauf zurückgeführt, daß

die Fragen des Untersuchungsganges nicht treffend genug gestellt seien. Wenn wir diese Unzulänglichkeiten hineinstellen in die Gesamtaufgabe des Bewußtmachens der geistigen Sprachseite, so werden einige Grenzen sichtbar, die für das ganze Verfahren, das Denken in Bedeutungen, gesetzt sind, und aus denen sich ergibt, daß das Bedeutungs-Modell nicht ausreicht, um die geistige Seite der Sprache adäquat bewußt zu machen. Wir fassen kurz die vier wichtigsten Hinweise zusammen, die für eine Verbesserung des Modells sprechen. (Wir rechnen dabei ein, daß das, was für dt. *Bedeutung* und *Bedeutungslehre* gilt, vielleicht nicht in gleicher Weise auf die engl. *semantics* und ihren Kernbegriff *meaning* zutrifft; aber man dürfte solche Unterschiede nicht zu einer beliebigen Dehnung von dt. *Bedeutung* ausnutzen. Wer sagt: "ich verstehe unter *Bedeutung* das und das", ohne sich vorher mit der Problematik auseinandergesetzt zu haben, kann nur in Schwierigkeiten auskommen.)

Die schwerste Vorbelastung des Terminus *Bedeutung* ist zweifellos seine Gestaltbezogenheit. Wie man es auch wendet, es wird damit 'Inhaltliches' vorgestellt unter dem Maßstab des Lautlich-Sinnlichen. Man wird sagen: Wie soll man es denn anders tun? Sind nicht die Gestalten das Einzige, was sich sicher fassen läßt? Und berechtigt nicht gerade die vertiefte Auffassung der Gestalten als Zeichen im Aufbau des Geistigen dazu, in den Gestalten die Orientierungspunkte für das Bewußtmachen des Geistigen zu sehen? Das ist durchaus zu beherzigen, trifft aber nur die halbe Wahrheit. Es wäre richtig, wenn wir mit einer einfachen Parallelität zwischen Gestalten und Inhalten, mit einem einfachen Zusammenfall von Gestalten und Zeichen rechnen könnten. Das ist nicht der Fall, und hier ist die Quelle für die Fehlschlüsse des Bedeutungsdenkens. Grundsätzlich gilt, daß der Aufbau der lautlichen Seite der Sprache anderen Gesetzen folgt, als der Aufbau der geistigen Seite. Insbesondere ist der Zeichenvorrat einer Sprache nach Zahl und Ausweitungsmöglichkeiten beschränkter als die Entfaltungsfülle auf der geistigen Seite. So kommt es, daß die gleiche Sprachgestalt mehrmals als Zeichen ausgewertet werden kann, und für die Richtungen dieses mehrfachen Einsatzes sind weniger die Bedingungen der Gestalten maßgebend als die Erfordernisse des geistigen Ausbaus. Von daher die große Rolle, die Mehrdeutigkeit und Homonymie in jeder Sprache spielen, und die allein es schon unmöglich macht, die Gestalten-

gleichheit zum Maßstab für Zahl, Umgrenzung und Bestimmung der Inhalte zu machen: weder kann die gleiche Gestalt *Schloß* Aufschluß darüber geben, wie es mit der inhaltlichen Seite der neuhochdeutschen Wörter *Schloß* bestellt ist, noch kann die gleiche Gestalt *Kragen* den inhaltlichen Befund (mhd. *Hals*, nhd. *Kleidungsstück am Hals*) erklären. Bei allen Zusammenhängen zwischen lautlichen und inhaltlichen Erscheinungen der Sprache, – von einer Parallelität kann keine Rede sein. Dementsprechend muß das von der Gestaltseite aus gewonnene Bild der Sprachinhalte schief sein, und es kann nicht als adäquates Bewußtmachen der geistigen Sprachseite gelten. Die Inhalte verlangen eigenständige Formen des Bewußtmachens.

Sehr eng mit diesem grundsätzlichen Fehler des Bedeutungsmodells hängt ein zweites zusammen. Gestaltbezogener Ausblick auf die inhaltliche Seite – dabei verschwimmen nicht nur die inhaltlichen Konturen und es entstehen Bedeutungskonglomerate, die den tatsächlichen inhaltlichen Strukturen nicht entsprechen, sondern es verschwimmen auch die Grenzen zwischen sprachlicher Welt und außersprachlicher Wirklichkeit. Man erkennt das bereits an den vorwiegenden Formen der Bedeutungsangaben. Was unsere Wörterbücher hinter den Stichwörtern (also den lautlichen Gestalten) als Bedeutung angeben, sind zum größten Teil entweder Sachbeschreibungen oder definitionsartige Versuche (dazu oft Konglomerate von gestaltbezogenen Angaben, die in dieser Form nie in einer Sprache funktionieren könnten). Beides geht an dem eigentlich Sprachlichen vorbei: Sachbeschreibungen fallen im Grunde in das Assoziationsmodell zurück; Definitionen haben, so unvollkommen sie meist sind, zu hohe Ansprüche. Auf jeden Fall kommt in dem, was ein gestaltbezogener Ausblick vermittelt, das legitim Sprachliche, also die gesuchte geistige Sprachseite, nicht so klar heraus, daß man es adäquat fassen könnte. Es müssen also Methoden gefunden werden, die das, was zur Sprache, und hier speziell zur Gemeinschaftsform von Sprache gehört, absondern lassen von dem, was in die sprachliche Verarbeitung der außersprachlichen Wirklichkeit eingeht. Diese Trennung ist außerordentlich wichtig. Sie zielt nicht, wie man oft mißdeutet hat, auf eine Unterschätzung der Außenwelt, sondern auf eine methodisch haltbare Differenzierung von geistiger Sprachseite und Sprachjenseitigem.

Bei diesem Bemühen wird auch der Irrtum deutlich, der am häufigsten zum Verfehlen des eigentlich Sprachlichen, selbst schon in der reduzierten Form des Bedeutungsdenkens führt. Es ist die Meinung, daß man zur Feststellung der Bedeutung weithin konkrete Situationen einrechnen müsse, sprachliche wie außersprachliche. Die letztere Auffassung war uns in extremer Form begegnet in der *meaning*-freien amerikanischen Linguistik, die schon von Bloomfield an den ganzen Bereich der Wortsemantik ausgeschlossen hatte, weil es unmöglich sei, alle die Daten zusammenzubringen, die für eine exakte Erforschung nötig seien. Zugrunde lag die Auffassung, daß ein realer Bedeutungsgehalt sich erst in der konkreten sprachlichen Begegnung des Einzelnen mit einer erlebten Situation ausprägen und daß daher alle diese Bedeutungsgehalte notwendig verschieden seien; zudem sei es unmöglich, diesen unzähligen Einzelsituationen für jedes Wort nachzukommen. Schon dieser Grund zwinge dazu, auf die Erforschung von *meaning* zu verzichten. Nun wird man berücksichtigen, daß offensichtlich unter *meaning* nicht dasselbe zu verstehen ist wie unter *Bedeutung*; es kommt mehr an *Sachgehalt* heran, zeigt also von seinem gestaltbezogenen Ansatz her die beiden Gefahren des Abgleitens in die individuelle Sphäre und des Vermengens von Sprachlichem und Sachlichem kumuliert. Kein Wunder, daß sich daraus kein Forschungsobjekt gewinnen ließ. Es war aber sicher nicht die einzige mögliche Folgerung, deshalb den Gedanken einer Wortsemantik überhaupt aufzugeben, und im weiteren Gefolge das Wort als Spracheinheit fast ganz im Satz aufgehen zu lassen. Daß die amerikanischen behavioristischen Strömungen der zwanziger und dreißiger Jahre nicht aufnahmefähig waren für die Weiterentwicklung selbst des Bedeutungsdenkens, erst recht nicht für den Nachweis von Inhalten der Gemeinsprachen, hat zu der großen Einseitigkeit geführt, aus der die amerikanische Linguistik mitsamt ihren europäischen Nachahmern heute einen Ausweg sucht.

Etwas näher beim Sprachlichen bleiben die Methoden, die auch Bedeutungshafte in dem ungeklärten Grenzbereich von Sprachlichem und Sachlichem suchen, dabei aber die Befunde stärker für die Gemeinsprache auswerten. Es sind die verschiedenen Formen des Kontextualismus, das heißt des Bemühens, die Bedeutung eines Wortes aus den verfügbaren Belegen in Satzzusammenhängen zu entnehmen. Im Grunde ist es die Methode, auf die die Erforschung der toten Sprachen seit je angewiesen war: die Gesamtheit der verfügbaren Belege für ein lateinisches

oder griechisches 'Wort' (gemessen an der Lautgestalt) führte mit der Auslegung der jeweiligen Textstelle zu Anhaltspunkten für Bedeutungen, Bedeutungsverzweigungen, Bedeutungsänderungen, wie die beschreibende Lexikographie sie feststellte und zu systematisieren suchte. Dieser Ausweg der Not (es fehlt eben für die toten Sprachen die überprüfende Sprachgemeinschaft) wurde nun zu Unrecht zu einem legitimen Verfahren der 'Bedeutungsfeststellung' auch in anderen Fällen erhoben. (Vgl. die Ausführungen über den Kontextualismus bei W. Luther, Sprachphilosophie als Grundwissenschaft, 1970, S. 40 ff.: humanistischer und angelsächsischer Kontextualismus). Verständlich dort, wo man etwa bei der Erforschung unbekannter Sprachen sich auf ein bestimmtes Corpus aufgenommener Sprachzeugnisse beschränkt, aus denen man die gestalthaften und über diese die bedeutungshaften Elemente einer solchen Sprache zu eruieren sucht. Auch das ist zu rechtfertigen in Fällen kurzer Begegnung, wobei allerdings jede Gelegenheit, an einen *native speaker*, einen urteilsfähigen Muttersprachträger, heranzukommen, auszunutzen ist. Abzulehnen ist dagegen ein solcher Kontextualismus dort, wo er auch auf Fälle ausgedehnt wird, in denen er sich an die Stelle der Bestimmtheit in der Sprachgemeinschaft setzen will. Eine merkwürdig oft geäußerte Meinung führt Bedeutungsvarianten auf Kontexte zurück, so daß etwa die Doppelbedeutung von *Pferd* als Tier und als Turngerät 'herbeigeführt' würde durch die Kontexte in Sätzen wie *er gab dem Pferde Hafer* und *er erreichte am Pferd neun Punkte*. Als ob nicht die Grundtatsache darin bestünde, daß es im Deutschen zwei Wörter *Pferd* gibt, die überhaupt den Aufbau dieser Sätze ermöglichen. Was der Kontext erbringt, sind lediglich die nötigen Hinweise darauf, um welches Wort *Pferd* es sich im Einzelfall handelt. Vom Begründen irgend einer Bedeutung durch den Satz kann keine Rede sein; die jeweilige Situation kann dann den weiteren Sachbezug illustrieren. — Alle solchen Fehlversuche werden offenbar, wenn man die im Bedeutungsdenken beschlossenen Gefahren einer Vermengung von Sprachlichem und Sachlichem, von geltenden Sprachtatsachen und Fällen individuellen Verfahrens durchschaut. Es müssen also Methoden entwickelt werden, die das Übergewicht der Gestalten bei diesen Ausblicken auf die Inhalte soweit eindämmen und berichtigen, wie es den tatsächlichen Verhältnissen entspricht.

Dabei ist noch etwas Wesentliches zu beachten. Wir sahen den Fortschritt des Bedeutungsmodells gegenüber dem Assoziationsmodell nicht zuletzt darin, daß sich in den 'Bedeutungen' etwas ankündigt von den grundlegenden Wirkungen, die die lautliche Gestalt als sprachliches Zeichen hervorrufen kann. Von diesen Wirkungen fassen die Überlegungen der Bedeutungslehre allerdings nur sehr schwache Reflexe. Die sinnlich-geistigen Ganzheiten der Sprache können nicht so aussehen, wie die Bedeutungsklumpen, die hinter vielen Stichwörtern auftauchen, und mit dem Verschwimmen der Grenzen zu den Sachen und der Wirklichkeit hin wird die geistige Sprachseite eher verundeutlicht als geklärt. Hier müssen also wesentlich andere Methoden einsetzen, wenn wir das, was in der Gemeinschaftsform der Sprache über das Gestalthafte hinausgeht, adäquat fassen wollen.

Die Funktionen von Sprachformen

Die Rede von der Bedeutung als einem einer Wortgestalt inhärenten Hinweis auf einen Inhalt hat in der grundsätzlichen Richtung ein gewisses Gegenstück in der Rede von der Funktion einer sprachlichen Form. Allerdings ist das Denken in Funktionen sprachlicher Formen im ganzen noch ungeklärter als bei den Bedeutungen. Eine Analyse ihrer geistigen Tragweite läßt sich auf beschränktem Raum überhaupt nicht geben. Wir können nur die wichtigsten Züge angeben, in denen *Bedeutungen* und *Funktionen* sich treffen und unterscheiden.

Offenbar gehört das, was mit der Funktion von Sprachmitteln anvisiert wird, unter das Bedeutungsmodell der Sprachbetrachtung. Für die Unterscheidung gibt es in der traditionellen Einordnung ein ziemlich festes Kriterium: *Bedeutung* spricht man im allgemeinen den selbständigen, *Funktion* den unselbständigen Gestalten zu. Die Unterscheidung geht allerdings nicht glatt auf. Wir müssen es dahingestellt lassen, wie sie auf die vier sprachlichen Grundeinheiten (Wörter, Wortableitung, Ausbau der Wortarten und Satzbaupläne) verteilt ist: *Wortgestalten* haben eine *Bedeutung*, kaum eine *Funktion*; Elementen der Wortableitung spricht man meist eine *Funktion* zu, obwohl es folgerichtiger wäre, auch hier von *Bedeutung* zu reden; am festesten ist das Denken in Funk-

tionen in der Morphologie, vor allem bei den Flexionsendungen der einzelnen Formenkreise. In der eigentlichen Syntax würde man einem ganzen Satzmodell am ehesten *Bedeutung* zusprechen (soweit diese Tatbestände überhaupt beachtet werden); den einzelnen Bauelementen kämen eher *Funktionen*, nun allerdings auf den einzelnen Bauplan bezogen, zu.

Wir können auf diese Verhältnisse nicht genauer eingehen. Es ist nur auf einzelne Stellen hinzuweisen, wo solche Unterscheidungen im Gang der Erforschung der geistigen Sprachseite auf Verschiedenheiten des Verfahrens und der Ergebnisse hinweisen. Da das terminologische Verfahren in den verschiedenen Strömungen noch uneinheitlicher ist als gewöhnlich, halten wir uns möglichst an geläufige Unterscheidungen.

Die Rede von der Funktion einer Sprachform setzt an bei den alten grammatischen Unterscheidungen von Wortstamm und Endungen, von Flexionstyp und Flexionsformen, von selbständigen und unselbständigen Sprachelementen, wie sie bereits in den Beobachtungen der griechischen Grammatiker beschlossen sind. Und sicher besteht eine der größten Leistungen der griechischen Grammatiker- und Philosophenschulen darin, daß sie ein ganzes geistiges System erarbeitet haben, auf das die einzelnen beobachteten Formen bezogen werden konnten. Dieses Bezugssystem war nun nicht nur sprachwärts gewandt, sondern verstand sich als unabhängige geistige Welt, an deren Grundstruktur die sprachlichen Formen zu messen seien. Hier traten einzelne Bezugsrichtungen so deutlich hervor, daß sie mit 'sprechenden Termini' belegt wurden. Dabei blieb es weithin undifferenziert, wieweit Tatbestände der 'Außenwelt' als Maßstab dienten, wieweit die Richtung der sprachlichen Formen im Vordergrund stand. Diese vor allem von den Philosophenschulen des 4. bis 2. vorchristlichen Jahrhunderts erarbeitete Lehre von den *μέρη τοῦ λόγου*, von den *ὀνόματα* und *ῥήματα*, von ihren *πῶσεις* und *χρόνοι* usw. ging dann ein in die philosophische Sichtung der Sprachen und wurde das Grundgerüst der *τέχνη γραμματικῆ*, die sich im Wesentlichen mit der Bildung und den Inhalten der verbalen und nominalen Flexionen beschäftigte. Das Eigentümliche an diesen Abwandlungen (die Griechen sprachen von dem, was den einzelnen Wortarten *παρ-έπεται*, anhaftet) war im Gegensatz zu den Wortbedeutungen, deren Theorie bei den Griechen wenig über den alten Streit, ob die *ὀνόματα* – am ehesten zu verstehen als *Bezeichnungen* – *φύσει* oder *θέσει* seien,

hinauswuchs, daß entsprechend den verschiedenen Flexionsklassen verschiedene Endungen für die gleichen *πτῶσεις* oder *χρόνοι* auftraten. Diese Sichtung der sehr reichhaltigen Formenbildung im Hinblick auf ein Grundgerüst des geistigen Ausbaus der Wortarten war eine außerordentliche Leistung im Bewußtmachen der geltenden Sprache und hat sich dementsprechend von den Griechen über die Römer bis in die Neuzeit ausgewirkt.

Von welcher Art nun diese geistigen Bezugspunkte sind und wie man die Verbindung der Formenfülle mit diesem System beurteilen soll, bleibt zunächst unentschieden. Für die sprachwissenschaftliche Grammatik steht wohl unreflektiert ein Assoziationsmodell im Hintergrund, das sich in den neuzeitlichen Fortsetzungen mehr und mehr zu einem Bedeutungsmodell entwickelt. Wie die Rede von den Funktionen der Formen aufkam, kann unerörtert bleiben. Der wesentliche Gesichtspunkt dabei ist der Bezug einer Mehrheit von unselbständigen Formelementen auf eine als feststehend angesehene geistige Größe, die mit der üblichen Rede, daß etwa die lateinischen Formen auf *-um*, *-am*, *-em* usw. akkusativische Funktion haben, hervorgehoben ist. Waren diese grammatischen Formeln von Anfang an im Hinblick auf die geistige Seite der Sprache wenig aufschlußreich, so spitzte sich das Problem erst recht zu, seit die scheinbar festen Bezugskategorien selbst ins Wanken gerieten. Das Rechnen mit 'dem Dativ', 'dem Präteritum' erwies sich zunehmend als Selbsttäuschung. Das heißt, die als vorgegeben erscheinenden Zeitverhältnisse, die Bezugsrichtungen der Kasus usw. waren nirgends objektiv nachzuweisen oder zu begründen. Im Gegenteil, je mehr Sprachen man vorurteilslos durcharbeitete, umso mannigfaltiger wurden die Bezugssysteme, und mit ihnen wuchsen auch die Formensysteme über den durch ausdrückliche Flexionsendungen u.ä. gekennzeichneten Rahmen hinaus.

Die dadurch angestoßenen wissenschaftlichen Bemühungen sind noch in vollem Gange. Sie zielen auf dreierlei: Erstens den Bestand der einschlägigen Sprachgestalten zu überprüfen, wobei die Formenbildung des Altgriechischen, die noch weithin als Modell festgehalten war, allenthalben durch Verlust und Zuwachs überholt erscheint. Damit verbindet sich zweitens die Überprüfung des geistigen Bezugssystems, wie es die griechische Philosophie herausgearbeitet und die Grammatik in ihrer Terminologie festgehalten hatte. Es kommt ungefähr alles ins Wanken, was auch über

die lateinische Grammatik und Übersetzungsterminologie noch für die Neuzeit Geltung behalten hatte. Was haben die *χρόνοι* – *tempora* – *Zeiten* des Verbs mit den wirklichen Zeitverhältnissen zu tun und wie weit haben mindestens die gleichbenannten Tempusformen in den einzelnen Sprachen die gleiche 'Funktion'? Wie sind überhaupt die Bedingungen der Bezugssysteme, auf die solche Formen treffen, zu beurteilen? Woher sind sie gewonnen? Aus der 'Wirklichkeit', aus dem 'Denken', aus der Sprache? Die Sprachwissenschaft neigt mehr und mehr dazu, die überkommenen Bezugskategorien zu revidieren. Den stärksten Anstoß gab dabei die Erforschung nicht-indogermanischer Sprachen, und nachdem man lange genug exotische Sprachen auf das Prokrustesbett indogermanischer Grammatik gezwängt hatte, ist nun im Gegenschlag das indogermanische Modell ganz in Frage gestellt, auch für unsere geläufigsten Sprachen. Aus der Erforschung indianischer Eingeborenen-sprachen hat der Strukturalismus zunehmend Methoden einer 'unvoreingenommenen' Erforschung abgeleitet. Nachdem L. Bloomfield noch in gewissem Umfang die syntaktischen, speziell auch die morphologischen Kategorien mit ihren *meanings* beibehalten hatte, ist spätestens seit Z.S. Harris auch in diesem Teil der amerikanischen Linguistik der semantische Einschlag zugunsten rein gestaltbezogener Kriterien (Morphophoneme, Stellung, Verteilung usw.) aufgegeben worden. Da diese Probleme rasch in den Sog der Computerlinguistik gerieten, ist sehr schwer vorzusehen, was daraus einmal werden wird. Wahrscheinlich sind die aus der europäischen Erfahrung erwachsenen Ansätze zum Ausbau und zur Überprüfung der Formen und Inhalte der Formensysteme doch aussichtsreichere Beiträge zu einer Fortführung der Lehre von den Formkreisen der Wortarten, die dann in einer Lehre von den Denkkreisen der Wortarten den adäquaten Anschluß an die Untersuchung der geistigen Seite der Sprache finden kann.

Für unseren gesamten Gedankengang wird man festhalten, daß die Rede von der Funktion von Formen noch verhänglicher ist als die von der Bedeutung von Wörtern. Sie ist ja wohl auch nie so eindringlich überprüft worden wie die letztere. Am besten wäre es, man könnte sie ganz aufgeben. Im Grunde trifft sie einen Sonderfall im Bereiche des Bedeutens und sie ist grundsätzlich dem Bedeutungsmodell zuzuordnen. Maßstab sind Lautformen, von denen her Inhaltliches anvisiert wird. Trotzdem ist die Eigenart der Fragestellung festzuhalten, mindestens für die Denk-

kreise der Wortarten. Solange man den terminologischen Bezugspunkten der morphologischen Systeme objektiven Aufschlußwert zuerkann- te, konnte man sich sogar mit dem Assoziationsmodell begnügen, – vorausgesetzt, daß man eine Erklärung dafür hatte, wo solche Kategorien begründet seien und wie sie in den Besitz der Menschen (und zwar gleichartig in einer ganzen Sprachgemeinschaft) kämen; die Schwierigkeit der möglichen Vielheit von Formen für dieselbe Kategorie war zu überwinden. Dieses Modell kann heute grundsätzlich als überwunden gelten, so naiv es auch über den Alltag hinaus festgehalten wird. Ohne die Annahme von 'objektiven' oder besser für alle Menschen gültigen Raum- und Zeitverhältnissen zu verwerfen, wird man auch den hier auftretenden Sprachmitteln Sprachcharakter zuerkennen. Das besagt, daß auch diese Sprachelemente sinnlich-geistige Ganzheiten sind, und daß die dabei mitwirkenden Gestalten primär auf innersprachliche geistige Elemente treffen, die ihrerseits die Vermittlung zur außersprachlichen Wirklichkeit übernehmen können. Aber woher die Kriterien für die Bestimmung dieser innersprachlichen Geltungen gewinnen? Gerade die Mannigfaltigkeit der auftretenden Formen erschwert den Grundvorgang des Bedeutungsdenkens, den Ausblick von der Gestaltseite auf die – wenn auch noch undurchschaute – Inhaltsseite außerordentlich. Methodisch wird es so sein, daß die sinnliche und die geistige Seite nur gemeinsam herausgearbeitet werden können. Die geistige Kontrolle, welche gestalthaften Elemente relevant sind, erfordert noch größere Sorgfalt als beim Wortschatz. Da nun die Eigenart solcher 'Funktionen' darin besteht, daß sie weder selbständigen noch einheitlichen Träger voraussetzen können, ist nach diesem Aussondern noch ein besonderer Arbeitsgang nötig, der Zahl und Lagerung der Bezugspunkte eruiert und die erste Ordnung in die Befunde über gestalthafte und inhaltliche Elemente bringt. Dabei sind zusätzliche Kontrollen von der syntaktischen Seite her nötig. In diesem vielseitigen Hin und Her wird so etwas wie die Erstellung der Formenkreise der Wortarten möglich. Diese Arbeit muß sich nach besonderen Methoden richten, damit solche Formenkreise geeignete Ansatzpunkte für ein Umdenken in Denkkreise der Wortarten werden, die dann Art und Reichweite der besonderen hier auftretenden Inhalte aufzuzeigen gestatten.

III. DIE EIGENSTÄNDIGE ERFORSCHUNG DER GEISTIGEN SPRACHSEITE (Das inhaltbezogene Modell)

Wenn wir fünf Grundformen für die Erforschung der sinnlich-geistigen Sprachganzen unterschieden, so waren die beiden bisher besprochenen gekennzeichnet durch die Rolle, die die Sprachgestalten in ihnen spielen. Bei der ersten als eigentliches Hauptobjekt, bei der zweiten als maßgebliches Kriterium für Ziel und Verfahren. Beide haben an ihrem Platz ihren Eigenwert. Beiden kommt auch ihre legitime Stelle zu auf dem Wege zum Bewußtmachen der geistigen Sprachseite. Dem Aufweisen und Sammeln der Sprachgestalten als Umschreibung des Kreises, in dem überhaupt Sprachliches, und damit auch geistige Sprachphänomene anzutreffen sind. Dem Ausschauen nach Bedeutungen als erstem Sichtbarmachen auch von Phänomenen der geistigen Sprachseite, die zwar unsystematisch und nicht eigengesetzlich, aber doch grundsätzlich in ihrer ganzen Breite sichtbar werden. Beide sind unentbehrliche Strecken auch unseres Weges, wenn auch die größere Notwendigkeit darin bestand, auf ihre Unzulänglichkeit, selbst Abwegigkeit hinzuweisen. Mußte gegenüber dem Assoziationsmodell des naiven Sprachrealismus die geistige Sprachseite überhaupt erst konsequent von der Sachwelt abgehoben werden, so traten bei der Überprüfung des Bedeutungsmodells vor allem die sachlichen und methodischen Schwierigkeiten hervor, wie man Geistiges überhaupt für sich fassen und in seiner Eigenständigkeit bewußt machen kann. An diesen Fragen setzen unsere weiteren Überlegungen an.

So treffen sich die methodischen Forderungen mit der theoretischen Begründung unseres Gesamtverfahrens: die sinnlich-geistigen Grundeinheiten der Sprache lassen fünf Formen der Betrachtung zu von der Verabsolutierung des Sinnlichen bis zur Verabsolutierung des Geistigen. Nach dem Ausgang vom (naiv überschätzten) Sinnlichen über die ersten Ausblicke von den Sprachgestalten auf eine noch undifferenzierte Welt von Sprachlichem und Sachlichem, von Sprachinhalten und Außer-sprachlichem, kommt es jetzt darauf an, die Sprachinhalte aus der Rolle des Anhängsels an die Sprachgestalten, aus der Vermengung mit dem

Sachlichen zu befreien und in ihrem eigenständigen Charakter als geistige Sprachseite erkennbar zu machen. Es treten also methodisch Sprachgestalten und Sprachinhalte gleichberechtigt nebeneinander. Und bei allen Eigenwerten, die den Sprachgestalten kraft ihrer sinnlichen Zeichenkraft einerseits, den Sprachinhalten kraft ihrer dominierenden Stellung im Sprachprozeß andererseits zukommen, muß zu dem, was auf den vorangegangenen Stufen sich als Vorrang in der Erforschung der Sprachgestalten Beachtung verschafft hatte, in erster Linie eine methodisch ebenbürtige Erforschung der geistigen Sprachseite hinzutreten. Wir entwickeln die Grundgedanken dazu unter dem Stichwort der inhaltbezogenen Sprachbetrachtung.

Die methodische Rolle der Bezogenheit

Wenn wir dem Terminus *gestaltbezogen* damit als gleichberechtigt einen Terminus *inhaltbezogen* zur Seite stellen, so lassen es gewisse Erfahrungen als ratsam erscheinen, dazu einige Feststellungen zu machen. So klar und folgerichtig die Prägung dieses Ausdruckes um 1950 erschien, so überraschend und unverständlich mußten einige Auslegungen und Mißdeutungen erscheinen, die sich im Laufe der Zeit einstellten. *Inhaltbezogene Sprachbetrachtung*. Der Ausdruck spricht für sich selbst: eine Sprachbetrachtung, in der die inhaltliche Sprachseite den Bezugspunkt für das methodische Verfahren und die Darstellung der Ergebnisse ist. Das ist ebenso einfach wie klar, und es ist gewiß darin weder eine Ausschließlichkeit noch eine Endgültigkeit behauptet (wie manche Kritiker meinten). Im Gegenteil – gerade damit, daß es als notwendig erschien, den Bezug, unter dem eine Darstellung ausgearbeitet war, ausdrücklich hervorzuheben, war nicht nur die Berechtigung, sondern unmittelbar die Notwendigkeit anerkannt, in vergleichbarer selbständigem Bezug die Sprache von allen durch die Sache geforderten Seiten her zu beleuchten. Wenn am Anfang das Ergänzungspaar *lautbezogen: inhaltbezogen* stand, so war damit die Notwendigkeit betont, in der Darstellung einer Sprache den beiden Seiten der sinnlich-geistigen Sprachganzheiten gerecht zu werden. Von einer Seite muß man ja wohl ausgehen, und da es sicher nicht ratsam ist, zwischen beiden Bereichen hin und her zu springen, so erschien ein auf beiden Säulen beruhendes

Bild von der Grammatik einer Sprache am angemessensten. Nie habe ich etwas anderes behauptet. Wenn ich in der eigenen Arbeit vor allem die inhaltbezogenen Methoden auszuarbeiten suchte, so folgt das aus einer ganz simplen Tatsache: lautbezogen wurde in der Sprachforschung genug, ja übergenug gearbeitet (wenn man auf das Ganze der Aufgabe sieht), und es war und ist vordringlich, zunächst ein gewisses Gleichgewicht in der Erforschung der sinnlichen und der geistigen Sprachseite zu gewinnen. Daß dabei auch die lautlichen Probleme gefördert wurden, zeigt sich auch darin, daß ich den Terminus *lautbezogen* um 1960 durch *gestaltbezogen* ersetzt habe, aus der Erfahrung heraus, daß manche Lautprobleme adäquater gefaßt werden können, wenn ich die lautlichen Erscheinungen nicht nur als Lautfolgen untersuche, sondern als Sprachgestalten, die ihre Rolle in den Wechselwirkungen zwischen sinnlicher und geistiger Sprachseite spielen. Diese Präzision des Standpunktes, von dem die Maßstäbe und Sehrichtungen abgeleitet werden, ist unerlässlich (vgl. Leo Weisgerber, Die vier Stufen in der Erforschung der Sprachen, 1963; spezieller für das Deutsche 'Vier Stufen in der Erforschung der deutschen Sprache', Wirkendes Wort Bd. 19, 1969, S. 145 ff.). Wir werden selbst außer mit dem wohl hinreichend klaren *sachbezogen* auch noch mit den Begriffen *leistungbezogen* und *wirkungbezogen* arbeiten. Das erstere wird uns dienlich sein an der entscheidenden Stelle des Übergangs von statischer zu energetischer Sprachbetrachtung; das andere ist unentbehrlich, wenn man in der Sprache nicht einen Selbstzweck sieht, sondern sie als eine geistige Wirkungsträgerin innerhalb der Gesamtheit der menschlichen Kräfte faßt. Auch dies ist von Anfang an nötig, auch wenn manche Forscher das nicht sehen wollen und ihr Unverständnis dadurch bekräftigen, daß sie sich absurde Interpretationen zurechtlegen und diese dem Publikum vorführen statt sich zu fragen, ob sie nicht Opfer ihres eigenen Unvermögens sind. Was wir hier brauchen, ist lediglich die Feststellung, daß eine Wirkung einer geltenden Sprache dahinführt, daß alle Mitglieder einer Sprachgemeinschaft ständig mit ihr arbeiten, und zwar mit ihren sinnlich-geistigen Ganzheiten, wobei sich beide Sprachseiten ihrer Leistung entsprechend auswirken. Für die sinnliche Seite rechnen wir das zu den Selbstverständlichkeiten. Für die geistige Seite muß die noch größere 'Selbstverständlichkeit' unseres Sprachrealismus erst einmal wissenschaftlich durchleuchtet werden. Daher die doppelte Notwendigkeit, zunächst in einer

inhaltbezogenen Betrachtung Dasein und Aufbau der geistigen Sprachseite bewußt zu machen.

Das Fundament für die inhaltbezogene Forschung

Die inhaltbezogene Erforschung der geistigen Sprachseite setzt sich in Ziel und Methode ab gegen die Bedeutungsforschung; sie will deren Ergebnisse in einer adäquaten Form aufnehmen und weiterführen. Der Kernbegriff *Sprachinhalt* ist durch folgende Züge bestimmt: es geht um die geistige Seite einer Gemeinschaftsform von Sprache (Muttersprache), ihr buchendes Bewußtmachen (grammatisches Verfahren für Wortschatz und Redefügung), die Überwindung der Vorherrschaft der lautlichen Sprachform und die Erarbeitung von Beschreibungsformen, die dem Aufbau der geistigen Sprachseite angemessen sind. Als Arbeitsziel kann eine inhaltbezogene Grammatik (grammatisches Verfahren = statisches, buchendes Bewußtmachen aller sprachlichen Elemente) gelten, die gleichrangig neben die gestaltbezogene Darstellung einer Sprache treten und mit dieser zusammen ein angemessenes Bild von dem Bestand einer Gemeinschaftssprache geben kann. Dabei ist es sehr wichtig daran zu erinnern, daß alle Grammatik als 'feststellendes' Verfahren die Wesenszüge ihres Gegenstandes, einer lebendigen Muttersprache, dahin verändert, daß sie einen Vollzug in einen Bestand, also auch eine Geltung in einen beschreibbaren 'Inhalt' umdenken muß.

An welchen Stellen diese Arbeit ansetzen muß, ergibt sich aus der Erfahrung, wo die vorangegangenen Stufen unzureichende Ergebnisse brachten. An die Stelle der mehr vereinzelt Beobachtungen über *Bedeutungen* und *Funktionen* muß ein zusammenhängendes Bild vom inhaltlichen Aufbau einer ganzen Sprache treten. Was die gestaltbezogene Betrachtung als *Bedeutung* eines Sprachelementes erbracht hat, muß von den Auswirkungen der Vorherrschaft der lautlichen Sprachseite befreit werden. Was ungeschieden sich dem Ausblick von der Gestalt aus als *Bedeutung* darbot, muß nun methodisch in Sprachliches und Außersprachliches, in Sprachinhalt und Sachwelt aufgegliedert werden. Und vor allem: es muß geklärt werden, wieso 'Sprachinhalte' bestehen und gefaßt werden können und was in ihrer Feststellung beschlossen ist. Also eine Fülle von weiterführenden Aufgaben, die es be-

stätigen, daß die Verteidiger der Ansicht, das alles könne man doch noch in einer Fortführung des Bedeutungsdenkens ermitteln, die Arbeit erschweren. Die Unterscheidung zwischen *Bedeutung* als gestaltgebundenem Ausblick und dem selbständig gefaßten *Inhalt* ist doch zu wichtig, als daß man ihr nebenbei Rechnung tragen könnte. Da ist doch die Vorstellung von einer notwendigen Wendung um 180 Grad richtiger, zumal noch vieles andere an der Veränderung der Blickrichtung hängt.

Wenn wir nun überlegen, wie wir bei dieser Standortveränderung festen Boden unter die Füße bekommen sollen, so ist es zweckmäßig, die Aufgabe gemäß ihren sachlichen Bedingungen in vier Teile aufzugliedern. Bei allen Versuchen, die Hauptkapitel der Sprachforschung auseinanderzusetzen, bleiben letztlich vier Hauptkomplexe, in die sich zudem alle sprachlichen Phänomene einordnen lassen. Die grundlegende Zweiteilung in Wortlehre und Syntax ist wieder feste Grundlage (zumal auch die 'linguistischen' Methoden, die dem Satz eine übergroße Bedeutung zusprachen, notgedrungen auch auf das Wort als Einheit der Sprache zurückgreifen mußten). Wortlehre – Satzlehre, das ist auch für die inhaltbezogene Grammatik die methodisch geforderte Zweiteilung – bei allen Formen des Übergangs und der Verbindung, die bei einem Kontinuum wie einer Sprache zu erwarten sind. Auf jeder dieser beiden Seiten empfiehlt sich eine Unterteilung, die den besonderen Bedingungen der auftretenden Phänomene methodisch entspricht. Im Wortschatz spielt der Unterschied zwischen Stammwort und Weiterbildung (Ableitung, Zusammensetzung) eine unverkennbare Rolle, und bei der großen Überzahl der Weiterbildungen müssen die Bedingungen insbesondere auch ihres inhaltlichen Aufbaus besonders sorgfältig geprüft werden. In der Satzlehre kommt sachlich der Erforschung der Satzbaupläne das größte Gewicht zu. Aber die Tragweite, die den Abwandlungen der Formensysteme innewohnt, macht es unumgänglich, das was sich gestaltbezogen in den Formenkreisen der Wortarten ankündigt, inhaltbezogen in einer Untersuchung der Denkkreise der Wortarten aufzunehmen. Wir kommen also auf vier Problemkreise, die sachlich und methodisch eine besondere Behandlung erfordern: Wortschatz, Wortbildung, Denkkreise der Wortarten und Satzbaupläne.

Die Wortinhalte

Nach allem, was uns bisher begegnet ist, wird es am wichtigsten sein, mit der geistigen Seite der Grundelemente des Wortschatzes ins klare zu kommen. Von da gingen die größten Schwierigkeiten aus, die methodisch so unüberwindlich schienen, daß mehr als einmal die Folgerung gezogen wurde, von einem greifbaren Inhalt eines Wortes könne man überhaupt nicht sprechen. Wenn namentlich in der amerikanischen Linguistik das Unvermögen, mit der *meaning*-Seite fertig zu werden, ausgedehnt wurde bis zu der Folgerung, daß dem Wort gar nicht der Charakter einer sprachlichen Grundeinheit zukomme, so wäre es wohl richtiger gewesen, die unzureichenden Vorstellungen vom *meaning* zu klären und so lange zu überdenken, bis sich eine Berührung zwischen offensichtlichem Sachverhalt und praktizierbaren wissenschaftlichen Methoden ergeben hätte. Dann wären auch manchen Linguistiken methodische Akrobatenkunststücke zum Wiederfinden der Worteinheit erspart geblieben. Wir versuchen in möglichst engem Anschluß an die europäische Tradition den Zugang zur geistigen Seite des Wortschatzes zu finden.

Haben die Wörter einer Muttersprache einen Inhalt?

Es ist charakteristisch, daß wir dieses erste Kapitel einer inhaltbezogenen Wortlehre einleiten müssen mit der grundsätzlichen Frage, ob es den gesuchten Gegenstand überhaupt gibt. Kann man den Wörtern der Gemeinschaftsform der Sprache sinnvollerweise einen 'Inhalt' zusprechen, und wenn ja, wie läßt sich dieser vorstellen und methodisch fassen?

Bei der ersten Frage erbringen schon wenige Überlegungen eine positive Antwort. Es müssen allerdings einige Vorurteile überwunden werden. Inhalte der Wörter einer Muttersprache, einer konkreten Gemeinschaftsform von Sprache — das ist eine ebenso begründete wie folgerichtige Weiterführung unserer Grundgedanken. Wenn in der sprachlichen Entfaltung der Menschheit der Gemeinschaftsform eine eigenständige Stellung zukommt, deren Erscheinungsformen besonderer Un-

tersuchungsweisen bedürfen, so sind auch die Wörter dieser Sprachen Tatbestände, die durch angemessene Methoden zu erschließen sind. Folgerichtig müssen wir sie als Sprachphänomene, d.h. als sinnlich-geistige Ganzheiten fassen, die es nun als solche bewußt zu machen gilt. Von der lautlichen Seite her gelingt das verhältnismäßig einfach (mindestens bei unserem Stand der Buchungsarbeiten mit ihren Schriftmöglichkeiten und Ordnungsprinzipien). Und es gibt nur wenige Gegenstimmen, die sich gegen ihre Anerkennung als echte Sprachfakten wendeten, und im Grunde beruhen alle Angaben, die wir über die Sprachen machen, auf dem Rechnen mit diesen Gestalten als Realitäten eigenen Charakters. — Anders steht es mit der geistigen Seite. Hier bewegen sich die Urteile in Widersprüchen. Wer Gemeinsprachen und in ihnen Wörter als existent anerkennt, muß folgerichtig diese Wörter als sinnlich-geistige Ganzheiten anerkennen, und wer Möglichkeiten findet, wissenschaftlich annehmbare Aussagen über die sinnliche Seite zu machen, muß es als ebenso dringende Aufgabe ansehen, wissenschaftlich annehmbare Aussagen über die geistige Seite zu erarbeiten. Warum erscheint das so schwer, daß die meisten Versuche vor einer Lösung abbrechen? Man muß mit mehreren Hindernissen rechnen, die man isolieren und einzeln überwinden kann. Natürlich ist das Haupthindernis, daß die Phänomene der geistigen Sprachseite sich nicht mit denselben Denkweisen und Methoden bewußt machen lassen wie die der lautlichen Seite. Der Abstand von der akustischen und physiologischen Untersuchbarkeit, mit den wissenschaftlichen Möglichkeiten der Wiederholbarkeit, des überindividuellen Vergleichs usw. ist klar. Aber da an der Existenz von über das Sinnliche hinausgehenden Phänomenen, die wir vorläufig als geistige festgehalten haben, nicht zu zweifeln ist, so kommt es eben darauf an, die wissenschaftlichen Wege zu bahnen, auf denen solche Phänomene faßbar und zugleich näher bestimmbar werden. Wer schon von vornherein überzeugt ist, daß es keine ausreichend 'exakten' Möglichkeiten dieser Art gibt, braucht sich nicht zu wundern, wenn er nichts Einleuchtendes findet. Er sollte dann allerdings auch zurückhaltend in Urteilen über sprachliche Dinge sein. Nun ist die Grenze, an der auch ernsthafte Versuche stecken bleiben, die zwischen individuellen und sozialen sprachlichen Erscheinungen. Psychisches, Vorstellungen, Gedanken, das erscheint noch ausreichend untersuchbar. Dagegen ist die Bereitschaft, vom Individuell-Psychischen zum Sozial-Gei-

stigen vorzudringen, sehr gering. Man wundert sich umso mehr, als zur gleichen Zeit für die lautliche Sprachseite die phonologische Lehre durchdrang, nach der die eigentlichen Aufbauelemente der sprachlichen Gestalten in den gemeinsprachlich geltenden Phonemen zu sehen seien. Denn auch für die lautliche Seite einer Sprache gilt, daß kaum zwei Sprechakte in ihren Wortlauten identisch sind, und daß es sich doch um dieselben muttersprachlichen Wörter handelt, deren Identität darin begründet ist, daß sie als individuelle Realisierungen einer muttersprachlich geltenden Norm zu betrachten sind. Wer das für die Lautseite der Wörter annimmt, muß auch bereit sein, das gleiche für die geistige Seite der sinnlich-geistigen Spracheinheiten anzuerkennen. (Und hier liegt die Inkonsequenz der *meaning*-freien Theorien). Sicher liegt es nicht offen zu Tage, wie eine Einheit hinter den milliardenfachen Anwendungen und Situationen zu denken ist. Aber die Folgerung ist nicht die Leugnung von Wortinhalten, sondern ein verstärktes Überlegen, wie sich eine wissenschaftliche Erklärung dieser Verhältnisse finden läßt.

S u m m e v o n u n t e n u n d G e l t u n g v o n o b e n

An dieser Stelle werden nun einige Kriterien des Geistigen, die schon in unseren früheren Überlegungen anklangen, aufschlußreich. Da man immer wieder auf Leute stößt, die vor dem Wort *Geist* als etwas wissenschaftlich nicht Faßbarem zurückschrecken, versuchen wir den Tatbestand mit so einfachen Worten zu entwickeln, wie es schon vor fünfzig Jahren möglich war, ohne daß diese Gesichtspunkte inzwischen widerlegt oder überholt wären.

Es gibt eine Erklärung für die Vorgänge auf der inhaltlichen Seite des Wortgutes einer Sprache, die so einleuchtend erscheint, daß sie jedes weitere Suchen überflüssig macht. Sie gehört im Grunde zu dem Modell des Sprachrealismus, auch wenn sie inzwischen zum Axiom der *meaning*-freien Linguistik geworden ist. Sie besagt, daß die Brauchbarkeit muttersprachlicher Wörter im Verständigungsprozeß hinreichend gesichert sei durch die kontinuierliche Übung und Unterweisung, mit der vor allem den Heranwachsenden der mögliche Verwendungsbereich jedes Wortes eingeprägt werde. Wir sind also im Bereich der unzählbar

vielen Situationen, in denen *meaning* jeweils als individuelles psychisches Phänomen erscheint; die Aufgabe der Umgebung besteht darin, die geeigneten Sprachgestalten beizuschaffen, die nötigen Sachhinweise zu geben, die die richtigen Assoziationen zwischen den Erlebnissen und den sprachlichen Begleiterscheinungen stiften. Aus solchen ineinandergreifenden Belehrungen sollen sich ebenso die jeweiligen *meanings* wie die übereinstimmenden Traditionen ableiten lassen, die für das Funktionieren einer Sprache unentbehrlich sind.

Solche Erklärungen sind längst ad absurdum geführt, sowohl für die individuelle wie für die soziale Sprachebene. Daß der individuelle Sprachbesitz eines Menschen ein ebenso zufälliges wie bruchstückhaftes Gebilde bliebe, wenn er auf dieser Belehrungsebene basierte, geht aus der Beobachtung jeder Kindersprache hervor. Sicher spielen da die sprachlichen Gestalten ihre Rolle, sicher sind die Lernsituationen unentbehrlich. Aber immer kommt der Augenblick, in dem über die zufälligen Begegnungen und Unterweisungen hinaus sich eine geltende Ordnung bemerkbar macht, die die Spracherlernung des Kindes zu einem in sich zusammenhängenden sinnvollen Geschehen führt. Weder die Häufigkeit der Begegnungen noch die Variationsbreite der möglichen Situationen (gar schon der nichtsinnlichen) noch die Belehrungen der Umgebung würden auch nur im entferntesten ausreichen, um den Einzelnen den Sprachbesitz zu sichern, ohne den sie – schon von früher Jugend an – ihren Lebensbereich nicht bewältigen könnten. Und wer löst das Rätsel, wie Tausende und Millionen von Menschen aus den Zufällen ihrer individuellen Situationen und Belehrungen soviel Gleichgerichtetheit gewinnen, daß sie sich sprachlich treffen und fördern könnten? Dieses Modell wird nun einmal einem Phänomen wie einer Sprache nicht gerecht. Kein Wunder, daß individualistische und behavioristische Anschauungen hier scheitern. Aber die Konsequenz, deshalb die geistige Sprachseite auszuschalten oder zurückzustellen, war so unangebracht wie nur möglich. Vielmehr war eine Verdoppelung der Bemühungen um sachgemäße Behandlung nötig, und die Richtung war gewiesen durch die sozialen Bedingungen der Sprache und die in ihnen wirksamen geistigen Geltungen.

Überindividuelle Geltung des Geistigen

In unseren Überlegungen treten nun einige Begriffe stärker hervor, die das Umdenken, das offenbar nötig ist, um überhaupt die Sphäre des Geistigen zu erreichen, vollziehen helfen. Am wichtigsten scheint die Wortfamilie *gelten* zu sein, das Verb *gelten* und das 'Verbalabstrakt' *Geltung*, vorwiegend *nomen actionis*, aber doch nicht selten als *nomen effectivum* 'das durch Geltung Bewirkte': Also *ein Wort gilt in einer Sprache, die Geltung eines Wortes* sowohl für die Tatsache wie für die Reichweite des Geltens. Was in diesem *gelten* beschlossen ist, muß uns noch mehrfach beschäftigen. Dabei ist von vornherein auch darauf hinzuweisen, daß wir zusätzlich prüfen müssen, ob mit ausreichender Sicherheit in anderen Sprachen mit genauen Entsprechungen zu rechnen ist; davon kann Entscheidendes für das Verständnis abhängen. Auch innersprachliche Verwechslungen wie zwischen *gelten* und *gültig sein*, *Geltung* und *Gültigkeit* können das Bild trüben.

Im Grunde geht es auch hier wieder darum, Urteilsweisen, die uns durchaus nicht fremd sind, aufzulockern und in ihrer tatsächlichen Tragweite zu durchschauen. Wir verstehen es vollkommen richtig, daß in der deutschen Sprache für bestimmte Verwandtschaftsbeziehungen das *Wort Enkel gilt* und daß die *Geltung* dieses *Wortes* nie ernstlich bedroht war. Es ist nur nötig, sich ausdrücklich klar zu machen, was das besagt. Zunächst ist damit einem Element der Gemeinschaftsform von Sprache eine bestimmte Stellung zugesprochen, die offensichtlich allen ähnlichen Einheiten und damit der ganzen Sprache zukommt. Ein muttersprachliches Wort *gilt* in einer ganzen Sprachgemeinschaft und *ist verbindlich* für alle Sprachangehörigen. In diesem *gelten* und *verbindlich sein* ist beschlossen, daß muttersprachliche Elemente allen einzelnen Sprachangehörigen als da seiend entgetreten mit dem Anspruch, daß diese sich nach ihnen richten, insoweit sie Sprachangehörige sein wollen. Dabei handelt es sich grundsätzlich nicht um Forderungen, die als Einzelansprüche auftreten oder sich auf ausdrückliche Vorschriften stützen. Vielmehr sind diese Geltungen in der Existenz der Muttersprache selbst beschlossen und beziehen von dieser unmittelbar ihre Verbindlichkeit (alle Stützungen durch Sprachbücher usw. sind sekundär).

Wenn wir versuchen, eine solche *Geltung* wissenschaftlich zu analysieren, so müssen wir auf die sinnlich-geistige Ganzheit der Sprache reflektieren. Wir müssen Ernst machen mit der Erkenntnis, daß auch auf der Gemeinschaftsebene ein Wort nicht eine bloße Lautgestalt, sondern eine auf der Zeichenfunktion beruhende Einheit von Laut und Inhalt ist. Für die lautliche Seite liegt es einfach: die muttersprachliche Geltung einer Lautgestalt ist so offenkundig, daß niemand sie leugnen kann. Die Lautform *Enkel* wird fraglos und uneingeschränkt als im Deutschen geltend anerkannt. Niemand wundert sich über ihr Da-sein, niemand zieht ihre Verbindlichkeit in Zweifel, niemand würde auf eine Abänderung sinnen. Wenn überhaupt nach einer Begründung gefragt wird, so würde allenfalls auf den geltenden Sprachgebrauch verwiesen, wobei dieser Sprachgebrauch nie als Summe von Sprechäußerungen Einzelner, sondern unbezweifelt als Verwirklichung einer für die Gesamtheit verbindlichen Norm in allen einschlägigen Fällen angesehen würde. Wie diese funktioniert, beschäftigt den einzelnen von ihr Betroffenen kaum. Das wird erst bewußt gemacht durch soziologische Überlegungen, die nach den Daseinbedingungen der an Menschengruppen gebundenen Kulturgüter fragen und die dort angetroffenen Daseinsformen zu erklären suchen. Wir gehen dem hier nicht im einzelnen nach, stellen aber fest, daß selbst die 'positivsten' Strömungen mit der Geltung der Sprachgestalten als fester Tatsache rechnen, und daß dabei die 'exaktesten' Methoden mit der Wirksamkeit von Prototypen rechnen, so etwa mit muttersprachlich geltenden Phonemen, denen gegenüber aller individuelle Gebrauch als individuelle 'Realisierung' erscheint. So sehr die Beobachtung an Fällen solchen Gebrauchs ansetzen muß, so sicher ist es, daß nicht die zahllosen Realisierungen den Anfang bilden, sondern daß hinter ihnen verbindliche Normen stehen, hier also muttersprachliche Phoneme, und ein geltendes phonologisches System, das nicht nur dem wissenschaftlichen Bewußtmachen als Bezugssystem dient, sondern das tatsächlich ein wirksames Regulativ in der Entfaltung des Gemeingutes bildet.

Man brauchte diese Verhältnisse nicht zu betonen, wenn nicht das, was für die lautliche Sprachseite als selbstverständlich anerkannt wird, zur vielumstrittenen Frage würde, wenn es um die geistige Sprachseite geht. Die Gründe sind von verschiedener Art. Die hartnäckigsten wurzeln im Sprachrealismus, der gerade die geistige Sprachseite über-

schlägt und das 'Inhaltliche' in die Außenwelt projiziert. Aber auch dort, wo man mit Geistigem in der Sprache, und zwar in all ihren Erscheinungsformen, also auch den muttersprachlichen, rechnet, hat das Mißtrauen gegen geistbezogene Überlegungen soviel Einfluß, daß man viel eher geneigt ist, versuchte Erklärungen abzulehnen, statt ihre Interpretation im Rahmen des Vernünftigen zu fördern. Es treffen sich dabei Vorbehalte aus der Verschiedenheit des Bewußtmachens bei Sinnlichem und Außersinnlichem mit Unklarheiten der Verteilung des 'Inhaltlichen' auf Psychisch-Individuelles und Geistig-Soziales, mit unterschiedlicher Einschätzung der Verbindlichkeit von Lautlichem und Geistigem, mit Zweifeln an einer präzisen Feststellbarkeit von 'Geistigem' usw. Diese Argumente werden oft global ohne ausreichende Einzelbegründung vorgebracht, so daß die Widerlegung im Einzelfall ebenso umfangreich wie unsystematisch werden müßte. Direkte und indirekte Antworten werden aus allen folgenden Überlegungen zu entnehmen sein. An dieser Stelle muß grundsätzlich das Verhältnis von Geltung und Geist aufgenommen werden.

Wenn vorhin von den Sprachgestalten gesagt wurde, daß gegenüber bloßen Lautfolgen ihr Sprachcharakter aus ihrer Geltung in einer Gemeinschaftsform von Sprache folge, so ist damit im Grunde bereits der Weg gewiesen für das Verständnis der Stellung des Geistigen. Nicht die zahllosen Einzelakte, nicht die lautlich-phonetischen Bestimmungen, nicht der Gebrauch als solcher sind entscheidend, sondern die Geltung in der für eine Gemeinschaft verbindlichen Sprache. Aus dieser Verbindlichkeit folgen sowohl für die Gruppe wie für die Einzelnen die charakteristischen sprachlichen Verhaltensweisen. Geltung kommt also nicht den Erscheinungen als solchen zu, sondern hängt ab von der Rolle, in die der Mensch diese bringt. Da dieses 'in eine Rolle bringen' ein geistiger Akt ist, so ist auch das 'in einer Rolle sein' etwas Geistiges. Das trifft im Grunde schon für die Überführung einer Lautfolge in eine Sprachgestalt zu (worin auch das geistige Vorrecht bereits an der sinnlichen Sprachseite begründet ist). Erst recht ist das für die nicht-sinnliche Sprachseite anzuerkennen: hier begründet geistige Geltung ebenso Inhalt wie Daseinsform des Gesetzten. Das letztere ist uns hier besonders wichtig: Geltung in einem Gemeingut und damit in einer Gemeinschaft selbst ist als Daseinsform von Geistigem selbst anzuerkennen. Es ist die uns am nächsten angehende Erscheinungsform von Geistigem.

Die geistige Seite einer Sprache ist ein Ganzes von geistigen Geltungen, die alle dadurch charakterisiert sind, daß sie von Menschen ausgehen, in eine Rolle gebracht und für eine Menschengruppe verbindlich sind. Die Erforschung der geistigen Sprachseite hat also zwei Schwerpunkte: wie geistige Prozesse von dem Umfang einer Sprache in Gang gebracht und in Bewegung gehalten werden können; sodann wie in diesen Prozessen die Verbindlichkeit erzielt und erhalten werden kann, durch die erst die geistige Sprachseite zu der Rolle geführt wird, die sie dann in jeder Einzelsprache innehat.

Diese Aufgaben stehen nun insofern unter besonderen Bedingungen, als ihre Lösungen sich nicht auf die Bewußtheit der Ausführenden stützen können. Die Vorgänge der sprachlichen Entfaltung vollziehen sich im Prinzip unreflektiert. Daß sie auf Menschen als Vollziehende angewiesen sind, ist unbezweifelt. Aber keiner der dabei wirksamen Anstöße steht im Zusammenhang des Planmäßigen. Das trifft schon für die Anstöße selbst zu, die in den seltensten Fällen aus zielklaren Überlegungen kommen; es trifft für die Wege der Verwirklichung zu, die keiner der Urheber berechnen und bestimmen kann; es trifft für das Zusammenwirken der Angehörigen der Sprachgemeinschaft zu, die an jedem dieser Prozesse mindestens als Aufnehmende beteiligt sind; es trifft für die Rolle zu, die eine Neuschöpfung schließlich wirklich spielt usw. Das alles unterliegt nicht der bewußten Lenkung, sondern kann höchstens aus dem Ergebnis entnommen werden. Kein Wunder, daß die Lösungsversuche neben der Aufgabe als ebenso spärlich wie unvollkommen erscheinen.

Das wissenschaftliche Rüstzeug zur Analyse dieser Verhältnisse müßte eigentlich von der Soziologie kommen. Nun hatte die Gesellschaftslehre im ersten Drittel unseres Jahrhunderts Kategorien erarbeitet, mit denen Erscheinungen des Kulturlebens von der Art der Sprache dem Verständnis nahegebracht werden konnten. Insbesondere wurden die Sphären von Sprachgemeinschaft und Muttersprache begrifflich soweit analysiert, daß man dem Dasein dieser Phänomene, ihrem Aufbau, ihren Funktionen nahekommen konnte. Dort wurde auch die Tragweite der Rede von den sozialen Objektivgebilden untersucht: die Daseinsbedingungen der an Menschengruppen gebundenen Kulturgüter, die Wirklichkeitsform der persönlichen und der unpersönlichen sozialen Objektivgebilde, die Abstufungen von Objektivgebilden und objektivierten Ge-

bilden usw. Auch die Rede vom objektiven Geist fand dort ihren angemessenen Platz.

Die einprägsamste Darstellung dieser Tatbestände findet sich bei A. Vierkandt, *Gesellschaftslehre*, ²1928. Auswertung für die Probleme der Sprache in meinem Artikel 'Sprache' in *Handwörterbuch der Soziologie*, hrsg. v. A. Vierkandt, 1931 (Neudruck 1959), S. 592 - 602. Abgedruckt in der Aufsatzsammlung *Zur Grundlegung der ganzheitlichen Sprachauffassung*, 1964, S. 290 - 320. — H. Freyer, *Theorie des objektiven Geistes*, ²1928.

Es ist klar, daß diese fachlichen soziologischen Analysen von größter Bedeutung für das Verständnis der Gemeinschaftsformen von Sprache waren. Wenn dort auch der Begriff der *Geltung* keine besondere Rolle spielt, so ist doch alles beisammen, um die Daseinsform der Phänomene, deren Existenz sich darin manifestiert, daß sie Vollzieher von Wirkungen sind, begreiflich zu machen. Sicher eine von den *Realitäten* verschiedene, aber darum nicht weniger wirkliche Art des Daseins. Der in Deutschland seit 1933 gegen die Soziologie geführte Kampf erlaubte auch diesen Grundgedanken einer angemessenen Sprachsoziologie keine Entwicklung. So sind wichtigste Einsichten in Daseinsform und Wirkungsweise der Gemeinschaftsform von Sprache wieder vergessen worden, darunter vor allem solche über die geistigen Geltungen. Die in jüngster Zeit nach amerikanischem Vorbild angebahnten Bestrebungen einer Soziolinguistik haben leider diese entscheidenden Probleme noch nicht aufgenommen. Dabei wäre Anlaß genug, eine unverständige Kampagne gegen das Rechnen mit Geistigem in der Sprache zum Durchdenken der tatsächlichen Problemlage zu bringen.

Aber auch ohne Soziologie kommt die deutsche Sprache mit ihrer Rede von dem *Gelten* einer Sprache und der *Geltung* eines Wortes den tatsächlichen Verhältnissen überraschend nahe. *Ein Wort gilt im Deutschen* und *die Geltung des Wortes Enkel im Deutschen*: solche Wendungen heben sich sogar unter den Beispielen für *gelten* dadurch heraus, daß man in ihnen nicht wahllos *gültig sein* und *Gültigkeit* einsetzen kann. Während selbst ein *Gesetz gelten* oder *gültig sein* (und damit als einem Setzungsakt entstammend vorgestellt werden) kann, wäre diese Doppelheit im Hinblick auf die Sprache nicht üblich, und vor allem kann die Rede von der *Geltung eines Wortes* nicht durch *Gültigkeit* abgelöst

werden, weil eben ein Wort normalerweise *gilt* und nicht *gültig ist*. Darin wird die Frage nach den Ursachen eines solchen *Geltens* spürbar. Die Sprache hat in ganz besonderer Weise an der Seinsform des *Geltens* Anteil.

Das Abstreifen der Gestaltbezogenheit

Mit diesen Überlegungen über den Bereich des *Geltens* ist der Weg zur Einsicht in die geistige Sprachseite ein gutes Stück weiter ausgebaut. Das was selbst die positivistischsten Meinungen als Tatsache hinnehmen, die überpersönliche Existenz der lautlichen Gestalten, kann auch für die inhaltliche Sprachseite nicht wegdisputiert werden. Wir haben das Recht, mit einer vollgültigen Existenz geistiger Phänomene in der Gemeinschaftsform der Sprache zu rechnen, einer Existenz, die zwar von anderer Art ist als die der Gestalten, der aber darum nicht weniger Wirklichkeitswert zukommt: gerade in ihrer dauerhaften Wirksamkeit, in ihrer ununterbrochenen Verbindlichkeit für eine ganze Sprachgemeinschaft zeigt sich die Natur dieser Geltungen als Entfaltung sprachlicher Kräfte in einer Sprachgemeinschaft. So sicher dieser Grundtatbestand ist, so ungewohnt und schwierig ist es zunächst noch, mit einfachen Worten den Vollzug solcher sprachlicher Geschehnisse zu beschreiben. Aber gerade diese Hindernisse zwingen dazu, die angemessenen Formen wissenschaftlicher Analyse zu suchen und bis zu einer verständlichen Darstellungsmöglichkeit zu entwickeln.

Die erste Aufgabe besteht darin, erkannte Hindernisse auf diesem Wege zu beseitigen. Der Anfang muß dabei, unseren früheren Ergebnissen entsprechend, mit der praktischen Überwindung des *Bedeutungsdenkens* gemacht werden. Daß wir die Gestaltbezogenheit der ersten Ausblicke auf die 'inhaltlichen' Verhältnisse nicht beibehalten können, war damals schon nach den praktischen Erfahrungen klar. Aber was soll man an die Stelle setzen? Hier helfen die Erkenntnisse über den Geltungscharakter auch der geistigen Sprachseite weiter. Es wird bestätigt, daß die geistige Geltung nicht eine einfache Funktion der Geltung der Sprachgestalten sein kann. Von einer Parallelität der Geltungen, die einen einfachen Schluß von der einen auf die anderen zuließe, ist nichts zu sehen, weder der Tatsächlichkeit noch der Möglichkeit nach.

Zusammenhänge mannigfaltiger Art, ja; aber die Akte in der Sprachgemeinschaft, die hinter der Geltung der Sprachgestalten stehen, folgen ganz anderen Notwendigkeiten als diejenigen, die die Geltungen der Sprachinhalte bestimmen, und führen in der geschichtlichen Entwicklung zu einer immer größeren Diskrepanz zwischen beiden. Wo das *gar-machen* (*garwjan*) einmal landen würde, war im Althochdeutschen in keiner Weise vorauszusehen, ebensowenig wie daß die Zubereitung der Felle sich einmal dieser Lautgestalt bemächtigen würde. Die Verbindung, die beide im nhd. *gerben* eingegangen sind, war von keiner Seite vorauszuberechnen, ebensowenig wie das Verhältnis zu *gar*. Noch verhänglicher sind die gestaltbezogenen Feststellungen von 'Vieldeutigkeit', die sich bei jedem dritten 'Wort', will sagen Wortgestalt einstellen (von *abnehmen* 1), 2) bis *Zug* 1), 2), 3), 4).) Die scheinbare Stütze, die die Lautgestalt für die Aufhellung der geistigen Sprachseite liefert, ist zu unsicher; man muß grundsätzlich auf sie verzichten. Was man aber an ihre Stelle setzen soll, ist zunächst so undurchsichtig, daß die ständigen Rückfälle in das Bedeutungsdenken nicht zu wundern brauchen. Es bedarf schon einiger Anstrengung, um den tatsächlichen Bedingungen der geistigen Geltung beizukommen.

Geltung ohne festen äußeren Halt

Haben wir nun mit dieser grundsätzlichen Ablehnung der Gestalt als Maßstab für den Inhalt nicht die Gefahr heraufbeschworen, daß wir für das ohnehin kaum faßbare Geistige jeden festen Anhalt verlieren? Es war schon verwegen genug, daß wir mit der Zerstörung des Assoziationsmodells die scheinbar sichere Stütze in der Außenwelt aufgaben. Immerhin erkaufen wir damit die erste Einsicht in die verwickeltere Begründung menschlicher Erkenntnis und die Rolle der Sprache im geistigen Aufbau des Lebens; dazu wurde der Gedanke an die Außenwelt durchaus nicht ausgeschaltet, sondern er blieb als Bezug und als Kontrolle, befreit von der Hybris, als ob dem Menschen ein unmittelbarer und adäquater Zugang zur Wirklichkeit gegeben wäre. Statt daß wir das *Rot* unmittelbar in den physikalischen Bereich hineinprojizieren, ahnen wir nun etwas von der Weite des Weges, der von dem physikalischen Geschehen über den Bau des Auges und die Physiologie

der Sehnerven zu einer optischen Empfindung führt, die dann in eine sprachlich aufgebaute Ordnung eingefügt wird. — Ob die Auflösung des Bedeutungsmodells auch mehr positive als negative Folgen hat? Sicher beraubt sie uns eines scheinbar bewährten Sammelpunktes. Das Stichwort des Wörterbuchs ist ein fester Halt, wenn wir in ihm eine greifbare Gestalt sehen, mit der wir eine Belegmenge anreichern, aus der dann weitere Aufgaben zu entnehmen sind. Wer aber in der Belegmenge mehr sehen will, etwa den Umriß des Bedeutungsgehaltes des Stichwortes, fällt einer durch das gestaltbezogene Verfahren herbeigeführten Täuschung zum Opfer. Jeder kritische Blick in ein größeres Wörterbuch macht das offenbar: wie das, was sich in einem mittelgroßen Artikel wie *halten* oder *Kopf* zusammenfindet, geistig in einer Sprache funktionieren soll, ist unerfindlich. Die herausgestellte Sprachgestalt und die dahinter zusammengestellte *Bedeutung* können kein funktionsfähiges *Wort* einer Sprache bilden. Das Bedeutungsmodell ist Durchgangsstadium, das überwunden werden muß, und zwar offenbar durch das Aufgeben der Gestalt als ausschlaggebenden Bezugspunktes.

Aber widerspricht diese Folgerung nicht einer Grundbedingung des Sprachlichen, dem Gesetz des Zeichens? Ohne sinnliches Zeichen kein Aufbau sinnlich-geistiger Ganzheiten; Verzicht auf das zeichenhafte Symbol muß also der Sprache den Halt rauben? Hier ist folgende Überlegung entscheidend: Absage an das Stichwort, das bedeutungssammelnde Mittel der gestaltbezogenen Betrachtung, umfaßt keinen Verzicht auf das sprachliche Zeichen und keine Minderung seiner konstitutiven Rolle in der Sprache. Sie führt nur zu einer Präzision seiner Wirksamkeit und damit zu einer Vertiefung der Einsicht in die Bedingungen der geistigen Sprachseite. Nötig ist lediglich eine Verlagerung des Bezugspunktes. Wenn die Wörter sinnlich-geistige Ganzheiten sind, und wenn wir nicht mit einer einfachen Parallelität dieser beiden Seiten rechnen können, dann ist nicht einzusehen, daß im Bewußtmachen der Sprache der Vorrang bei der Gestaltseite der Sprachmittel bleiben soll. Als Ansatz hat sie die Priorität. Für das, was mit einer Sprache erreicht werden soll, kommt der Inhaltseite die größere Wichtigkeit zu. Diese muß also letztlich das entscheidende Kriterium bei der Bearbeitung einer Sprache sein. Die Kritik des Bedeutungsmodells trifft also nicht den Aufbau der Sprache selbst, son-

dern nur die grammatische Art, die Sprache anzufassen. Ebenso wenig tangiert sie die Zeichenfunktion der Gestalten als solche, sondern sie zwingt uns nur dazu, die Formen und Bedingungen, unter denen die Lautgestalten ihre Zeichenkraft entfalten, genauer zu untersuchen. Wenn die naive Überschätzung der Gestalten fällt, mag der äußere Halt für die geistigen Geltungen gemindert erscheinen. Dafür zeigt sich ein innerer Halt, der den Sprachganzheiten aus den Aufbaugesetzen des Geistigen zuwächst.

Das inhaltbezogene Modell

Damit ist die Stelle erreicht, an der wir dem kritisierten Bedeutungsmodell ein besser begründetes zur Seite stellen können. Es entspricht der dritten der Möglichkeiten, die wir eingangs für die Erforschung der geistigen Sprachseite aus der Doppelheit sinnlich-geistig ableiteten: die eigenständige Entwicklung einer Grammatik, die die Bedingungen der geistigen Sprachseite zum Maßstab und Bezugssystem nimmt. Dieses inhaltbezogene Modell hat in dem ganzen Forschungsgang seinen bestimmten Platz. Es will nicht die anderen Verfahrensweisen verdrängen, sondern ihre legitimen Ergebnisse aufnehmen und weiterführen. Wenn dabei methodische Streitigkeiten entstehen, so werden im wesentlichen die Punkte deutlich, an denen die anderen Ansätze ihre Grenzen überschreiten. Aber das wesentliche ist die Gewinnung neuer Gesichtspunkte. Sicher entspricht der Übergang von der gestaltbezogenen zur inhaltbezogenen Betrachtung einer Wendung um 180 Grad. Es kommt ebenso sehr auf die Gegenstände an, die damit neu in den Gesichtskreis treten, wie auf die Veränderungen des Schwinkels, unter dem bereits früher Beobachtetes erscheint. Grundsätzlich würden wir von einer wechselseitigen Ergänzung sprechen und, bei aller Betonung des systematischen Vorrangs der nun herauszuarbeitenden geistigen Sprachseite, die beiden Betrachtungsweisen, die gestaltbezogene wie die inhaltbezogene, zusammen als die Pfeiler einer angemessenen grammatischen Darstellung einer Gemeinschaftssprache ansehen.

Ist es nötig zu betonen, daß die seit etwa 1920 laufenden Arbeiten für eine inhaltbezogene Grammatik zwar systematisch den Rang einer neuen Forschungsrichtung beanspruchen, daß in ihnen aber auch vieles sei-

nen Platz findet, was sich aus den Bedingungen des Gegenstandes selbst als erforderlich aufgedrängt hatte? Mag die klare Einsicht gefehlt haben, — als zu beachtendes Material behalten solche Ansätze ihren Wert. Das gilt für die Bemühungen der Onomastika, die seit den Griechen den Lexika, den gestaltbezogenen Wörterbüchern, gegenüberstanden und mit ihrer Absicht, den Wortschatz nach Sachgruppen geordnet vorzuführen, einem Anliegen entsprachen, das im Grunde von dem Verspüren der inhaltlichen Sprachseite angestoßen war. Standen diese Versuche auch durchweg unter dem sprachrealistischen Kurzschluß einer unmittelbaren Verbindung von Sprachgestalt und Sache, so ist natürlich immer Inhaltliches mit in Bewegung und in den neuzeitlichen Versuchen der ideologischen Wörterbücher stärker als Mitspielen der 'Ideen' hervorgehoben. Aber auch hier herrscht noch die Verlegung der Ideen ins Außersprachliche vor, so daß eine unentwirrbare Verschlingung von Assoziations-, Bedeutungs- und Inhaltsdenken herauskommt. Für die inhaltbezogene Grammatik haben sie mehr den Wert von Materialanhäufung als von Vorarbeiten.

Nicht übersehen soll das werden, was aus den Ergebnissen des Bedeutungsdenkens, die ja zum allergrößten Teil inhaltbezogen umgedacht werden müssen, als originaler Anstoß fruchtbar gemacht werden kann. Die sehr unterschiedlichen Bemühungen um die Bedeutungsgeschichte einzelner Wörter (vor allem in solchen Teilen, in denen Bedeutungsgeschichte und Begriffsgeschichte sich treffen) helfen der beschreibenden Forschung nur indirekt weiter. Wohl aber wird man aus den Bedeutungsangaben der größeren Wörterbücher mit leichter Fortentwicklung der Fragestellung einen Ansatz gewinnen, der sich inhaltbezogen auswerten läßt. Er betrifft die sog. Vieldeutigkeit der Wörter. Diese Feststellungen, die vielfach als Gegenargument gegen eine einigermaßen systematische Inhaltsforschung vorgebracht werden, sind in Wirklichkeit Gegenargumente gegen die gestaltbezogene Bedeutungsforschung. Auch sie verdanken ihr Entstehen lediglich dem Festhalten an einer Lautgestalt als Maßstab, wo die Inhalte klar einer solchen Behandlung widerstreben. Wenn also unter dem Stichwort *Flügel* als Bedeutungsangabe steht: 1) Flügel der Vögel; 2) Flügel der Engel, Winde, 3) bildlich; 4) Flügel eines Gewandes, einer Haube; 5) Flügel eines Heeres; 6) Flügel eines Hauses, einer Tür; 7) Flügel der Windmühle; 8) Flügel bei der Weberei; 9) Art eines großen Klaviers in Gestalt eines Flügels; 10) die beiden Wän-

de der Nase, (Nasenflügel, auch Lungenflügel); 11) Flügel heißen auch kleine dünne Blättchen an Samenkelchen; 12) in der Jägersprache sind Flügel die von einem Ende des Waldes zum andern gehauenen Wege (Grimm III 1839 ff.), so sieht man wirklich schwer, was man aus einem solchen 'Wort' machen soll. Das Bild ändert sich völlig, wenn man die falsche Gleichsetzung von *Wort* und *Wortgestalt* aufgibt, den Inhalt als gleichberechtigtes Kriterium für die Feststellung eines Wortes anerkennt und dadurch zu der Folgerung kommt, daß es mehrere Wörter *Flügel* gibt, daß die gleiche Wortgestalt mehrmals als Zeichen ausgewertet werden kann für den Aufbau von Wörtern, daß die Homonymie, mit der die gestaltbezogene Betrachtung nur in wenigen besonders auffälligen Beispielen (*Schloß*, *Mark* u.ä.) rechnet, eine der geläufigsten Sprachtatsachen ist. Gerade von ihr aus läßt sich die Wendung von der gestaltbezogenen zur inhaltbezogenen Betrachtung sehr gut verständlich machen.

Geltung ohne ausdrückliche Setzung

Ob die inhaltbezogene Methode tatsächlich einen Fortschritt bringt, wird sich nicht zuletzt daran entscheiden, ob sie einleuchtende Vorstellungen und Lösungen bringen kann für die Probleme der Geltung der sprachlichen Inhalte. Die Anstöße aus der Sachwelt sind ins zweite Glied gerückt; die Maßstäbe der Gestalten haben sich als unangemessen erwiesen. Was kann mit der Geltung der Inhalte ursächlich so eng verbunden sein, daß die inhaltbezogene Betrachtung es als Gesichtspunkt aufnehmen kann?

Einfach wäre es, wenn diese Inhalte bewußt gesetzt worden wären. Es gibt Teilgebiete, in denen ausdrückliche Setzung von Inhalten eine Rolle spielt. Das sind die Terminologien der Fachbereiche, denen an einer möglichst präzisen Umgrenzung der Begriffe, die für ihre fachlichen Arbeiten nötig sind, liegt. Das Mittel dieser Bestimmungen sind die Definitionen. Fachausdrücke sind die Elemente von Teilsprachen, die aus geplanter Setzung eine bestimmte Stelle fachlichen Wissens ausfüllen. Sie stehen sowohl für die Gestalten wie für die Inhalte unter besonderen Bedingungen. Für sie gelten die Regeln des wissenschaftlichen Sprachgebrauchs, von denen die wichtigste ist, daß die Geltungs-

bereiche der Begriffe ausdrücklich festgelegt und durch möglichst exakte Definitionen umgrenzt werden.

Ist diese Art, die Geltung eines sprachlichen Elementes zu begründen und zu sichern, auch für den 'gewöhnlichen' Wortschatz anwendbar? Wer unsere Wörterbücher durchgeht, möchte es fast glauben: Sachbeschreibungen und Definitionsversuche nehmen darin einen breiten Raum ein. Aber beide zu Unrecht. Die Grenzen der Sachbeschreibungen haben wir bei der Untersuchung des Verhältnisses von Sprachwelt und Sachwelt schon kennengelernt. Die Grenzen der Definitionsversuche zeigen sich bei jedem Beispiel. Oft tragen solche Versuche den Charakter des Unzulänglichen so deutlich, daß sie falsch oder komisch wirken. Die Beispiele, die ich gelegentlich dem Band N des Grimmschen Wörterbuchs entnommen habe (wie *Nase, Nebel, Not*), mögen Einwände von verschiedenen Seiten hervorrufen. Aber eines gilt für sie alle: diese Wortinhalte sind nicht durch Definition entstanden. Es besteht daher auch keine Aussicht, sie durch Definitionen einzufangen. Und selbst wenn einmal eine Definition glücken sollte, ist es eine Erklärung *post festum*. Wenn man hinter Farbwörtern physikalische Definitionen findet, so ändert das nichts daran, daß diese Sprachinhalte längst vor den Möglichkeiten solcher Definitionen bestanden und daß ihre Geltung in keiner Weise von da aus begründet oder gesichert werden kann. Gerade das ist das Rätsel der Wortinhalte: daß für den allergrößten Teil gerade des Kernbestandes an eine ausdrückliche Setzung nicht gedacht werden kann, und daß gerade hier die Versuche des Bewußtmachens meist scheitern. Und trotzdem kann man mit ihm etwas ausrichten, — aber wiederum mit der Eigenart, daß die, die damit arbeiten, nichts darüber aussagen können, wie sie das machen, noch wie sie darrangekommen sind, schon gar nicht, wo das alles begründet ist. Kein Wunder, daß auch viele Forscher diese Aufgabe als aussichtslos aufgaben, soweit sie sie überhaupt in den Griff bekamen.

Innersprachlich bewirkte Geltungen

Wenn unsere Überlegungen zu dem Schluß kamen, daß weder die Außenwelt, noch die Sprachgestalten, noch die begrifflichen Setzungen

ausreichen, um den geistigen Sprachaufbau zu erklären, so sollen diese Faktoren keineswegs aus dem Sprachprozeß ausgeschaltet werden. Sie sind immer gegenwärtig. Man kann sogar für jeden dieser Einflüsse Beispiele beibringen, die seinen besonderen Anteil an bestimmten Sprachprägungen bestätigen. Trotzdem bleibt bestehen, daß keiner davon (oder auch alle zusammen) ausreichen würde, um die inhaltlichen Geltungen zu begründen und zu erklären. Gerade die Zentralbereiche der Sprache sind von diesen Ansätzen aus nicht zu erreichen.

Wenn damit alle von außen auf den Sprachaufbau einwirkenden Größen wesentlich reduziert erscheinen, wird man verstärkt danach ausschauen, ob die innersprachlichen Bedingungen einen größeren Teil der Merkwürdigkeiten, auf die wir im Zusammenhang mit der geistigen Geltung gestoßen waren, erklären können.

Wenn wir noch einmal an den täglichen Sprachgebrauch anknüpfen, der einem Wort *Geltung* in einer Sprache zuspricht und nicht *Gültigkeit*, so wäre dieses schon zu erklären als Hinweis darauf, daß die Verbindlichkeit sprachlicher Größen nicht, wie etwa die *Gültigkeit* selbst eines *geltenden* oder *gültigen* Gesetzes in einer ausdrücklichen Setzung gesucht wird, sondern in einer unerkannten Eigenart der Sprache selbst. Ebenso drängt das *Gelten* die *Gültigkeit* auf Abruf zurück. Aber wahrscheinlich stehen noch mehr Erfahrungen dahinter. Das *Gelten* kommt der ganzen Sprache zu, und ein Einzelwort *gilt in ihr*. Von allen kulturellen Bindungen wird die Verbindlichkeit der Sprache am stärksten auf interne Bedingungen zurückgeführt. Diesem Hinweis auf die innersprachlichen Zusammenhänge des *Geltens* muß man folgen.

Vielleicht hilft ein Rückgriff auf individuelle Erfahrungen weiter. Wenn ich jemandem die beiden Sätze *das Unglück fand am frühen Morgen statt* und *die nächsten Wahlen werden im Juni veranstaltet* vorlegte, so würde er sie wohl im groben verstehen, mich aber doch meist fragend ansehen. Nach dem Grunde befragt, würde er wohl bemerken, daß normalerweise *Unglücke nicht stattfinden* und *Wahlen nicht veranstaltet werden*, und er hätte sofort richtigere Wendungen bereit: *Unglücke ereignen sich* oder *geschehen* und *Wahlen werden abgehalten*. Soweit läuft alles unreflektiert ab unter der Wirkung der Geltung dieser Wörter. Ich kann nun weiterfragend zum Nachdenken anregen, warum das 'Sprachgefühl' so urteilt. Wahrscheinlich käme man zum Heranziehen

anderer Beispiele, etwa wie sich sonst *stattfinden* und *sich ereignen*, *veranstalten* und *abhalten* voneinander unterscheiden. Mit einiger Nachhilfe ist bewußt zu machen, daß *stattfinden* eine Mitwirkung des Menschen einbeschließt, *sich ereignen* nicht; daß *veranstalten* auf aufwendige Vorbereitungen ad hoc hinweist, dagegen *abhalten* auf eine Folge von gewissermaßen sich selbst fortsetzenden üblichen Geschehnissen. Ich könnte nun weiterfragen, ob das so in der Natur der Sachen begründet ist (wobei als Antwort ein Achselzucken zu erwarten ist), wie so mein Mitunterredner selbst das für nötig oder richtig hält (wobei sich dann herausstellt, daß er bis zu diesem Augenblick gar nicht wußte, daß er so verfährt), und wie er denn an solches unterscheidendes Verfahren kommt (wobei es darauf hinausläuft, daß das eben sprachüblich ist; selbst habe er sich das jedenfalls nicht ausgedacht und an ausdrückliche Belehrung wisse er sich nicht zu erinnern). Ein solcher Ablauf wäre nicht nur individuell, sondern generell zu erwarten.

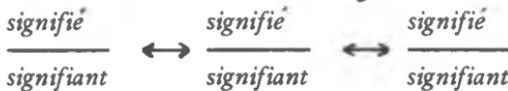
Was steckt nun alles in diesem Befund? Wenn wir hier absehen von allen Tatsachen der Spracherlernung, des normalen Sprachrealismus, so kommt es uns auf die Bedingungen an, unter denen hier eine Anzahl von muttersprachlichen Wörtern ihre Geltung spürbar machen. Als entscheidende Augenblicke lassen sich feststellen die unmittelbare Erfahrung des besser Passens; das unterbewußte Hineinspielen eines verständlichen Unterschiedes; das Verwundern über die Unterbewußtheit der gesamten Zusammenhänge. Darin bestätigen sich die Feststellungen, die wir im Zusammenhang mit der Analyse des Tatbestandes der muttersprachlichen Geltung gemacht haben, und wir können etwas vom normalen Ablauf beim Einzelnen verfolgen. Das Kriterium des 'Passens' auf eine Situation beschließt in sich das Verfügen über mehrere Urteilsweisen, die in der Form eines unreflektierten Habens dem sogenannten Sprachgefühl eine unmittelbare Reaktion ermöglichen. Dieses Sprachgefühl hat nichts Emotionales an sich, sondern ist eine unmittelbare Gewißheit, ob ein sprachlicher Ablauf den in der Muttersprache geltenden Ordnungen entspricht. Dieses sowohl die eigenen Sprechäußerungen regelnde wie das Gehörte kontrollierende Sprachgefühl ist die individuelle Realisierung eines überindividuell geltenden Systems; was wir an jenem beobachten, ist in diesem angelegt. Muttersprachlich vorgegeben ist im Falle *stattfinden*, daß an ein Geschehen die Frage nach menschlicher Beteiligung herangetragen wird; und daß diese immer

herangetragen werden muß, ist dadurch gesichert, daß neben *stattfinden* andere Wörter wie *sich ereignen* stehen, die eine Entscheidung erzwingen. In das System der Muttersprache übertragen heißt das: es gibt in der Gemeinschaftsform der Sprache Geltungen, die darauf beruhen, daß Gruppen von Wörtern bestehen, die einander so zugeordnet sind, daß sie unter einem oder mehreren Gesichtspunkten zu Entscheidungen zwingen. Die Entscheidungen schließen in sich Unterscheidungen, die für die ganze Sprachgemeinschaft verbindlich sind; diese Unterscheidungen begründen die Urteilsweisen, mit denen die Sprachangehörigen ihren Erlebnissen begegnen. Die Existenz dieser muttersprachlichen Unterscheidungen braucht bei den Einzelnen nicht bewußt zu sein. Sie kann im Aufbau des Wortschatzes als solchem so verbindlich angelegt sein, daß ein richtiger Sprachgebrauch nicht an ihr vorbei kann. Auch das Zustandekommen solcher Unterscheidungen muß nicht auf bewußte Entscheidungen zurückgehen. Man kann in der Kindersprache beobachten, daß jedes neu aufgenommene Wort auch bereits vorhandene inhaltlich verändert (wenn zu einem alleinherrschenden *faul* ein *träge* hinzutritt, so bestimmen sich diese Wörter (im Verein mit anderen) auch ohne systematische Belehrung zunehmend in der Richtung auf die muttersprachlich geltende Ordnung). Vergleichbar sind die Prozesse, die sich in der Gemeinschaftsform der Sprache abspielen, wenn ein neues Wort Geltung gewinnt und sich mit den Geltungsbereichen bereits bestehender Wörter auseinandersetzen muß. Ähnliche Gesichtspunkte erklären die Übertragung muttersprachlicher Geltungen auf die einzelnen Sprachangehörigen auch ohne ausdrückliche Belehrung, ja in einer den Beteiligten völlig unreflektierten Weise. Vieles von dem Rätsel, wie in einer Muttersprache Geltungen wirksam sein können, die niemand durchschaut, die nicht auf ausdrücklicher Setzung beruhen, die sich ungewußt und ungeplant durch Generationen forterben, wird von hier aus verständlicher. So nötig es ist, diese Prozesse genau zu untersuchen und unmißverständlich zu formulieren, — an der Tatsache von innersprachlich bewirkten Geltungen kann nicht gezweifelt werden, und damit ist ein wesentlicher Fortschritt in der Aufhellung der geistigen Sprachseite gelungen.

Das sprachliche Feld

Tatsächlich sind von dieser Erkenntnis aus die stärksten Anstöße für die Erforschung der geistigen Sprachseite gekommen. In dem Suchen nach einem besseren Ersatz für das überholte Bedeutungsmodell traten solche Überlegungen über die Begründung der Sprachinhalte von verschiedenen Seiten und mit unterschiedlicher Terminologie hervor. Rückblickend wird man auf die methodische Vorbereitung hinweisen, die in einem der wesentlichsten Gedanken F. de Saussures beschlossen ist, dem der *valeur*. Dieser Begriff ist das Korrelat zu dem Begriff des *Systems*, der Saussures Sprachauffassung beherrscht: alles in der Sprache hat Systemcharakter, und zu dessen Wirkungen gehört es in erster Linie, daß die sprachlichen Erscheinungen nicht als Einzelteile, sondern als Glieder systematischer Zusammenhänge fungieren. Und aus dieser Gliedhaftigkeit erwächst dem Einzelglied die Bestimmtheit einer *valeur*, einer Wertigkeit im Aufbau des Ganzen. Dieser die ganze Sprache umfassende Begriff der *valeur* stützt sich auf den Gedanken der Bestimmung durch gegenseitige Abgrenzung: die in einem System zusammenwirkenden Glieder begrenzen sich wechselseitig, so daß ihr Verhältnis zueinander und damit ihre Stellung im System und damit ihre *valeur* ausreichend gesichert ist. Die stärkste Auswirkung hat diese Grundthese im Ausbau der Lautlehre zur Phonologie gefunden, der Lehre, die in dem Lautbestand einer Sprache ein System von Phonemenseht, die sich wechselseitig tragen und dadurch dem einzelnen Phonem einen bestimmten Platz, eine bestimmte Auswirkung, eben seine *valeur* im System, sichern.

In durchaus vergleichbarer Weise hat Saussure sein Modell von *système* und *valeur* auch auf den Wortschatz angewandt. Er veranschaulicht es sogar nachdrücklich in einer Zeichnung (S. 159):



Dabei kommt es ihm besonders darauf an, einer Verwechslung von *valeur* und *signification* vorzubeugen: *valeur* entspringt der Stellung im System während *signification* gebunden ist an ein einzelnes *signe* als *contre-partie* zum *image auditive*. Saussure hat hier Wesentliches gesehen, kommt aber nicht ganz durch (wie etwa sein Beispiel, daß frz.

mouton zwar dieselbe *signification* wie engl. *sheep* haben könne, aber nicht dieselbe *valeur*, da neben *sheep* noch *mutton* steht, zeigt. Das letztere ist richtig, das erstere fraglich). Das ist mit der Grund dafür, daß die Wortlehre aus dem Gedanken der *valeur* nicht gleich fruchtbare Folgerungen gezogen hat wie die Phonologie.

Bleiben wir bei unserem Gedankengang, so ist auch von Anfang an hervorzuheben, daß Saussures *valeur* nicht etwa das Gegenstück unserer *Geltung* ist; die Daseinsart der Elemente einer Muttersprache bleibt bei Saussure offen. Wir werden mit einer Übersetzung besser in der Nähe von *Wert*, *Wertigkeit* bleiben. Aber die Unterscheidung zwischen gestaltbezogener *signification* und systemgebundener *valeur* bleibt doch insofern wichtig, als sie den innersprachlichen Anteil an der Ausprägung eines Wortinhalts nachdrücklich hervorhebt. Ohne daß wir die genaue Interpretation für Saussures Gebrauch von *idée*, *concept*, *signification* und *valeur* hier geben könnten, ist verständlich, was Saussure im Auge hat, daß die Sprachforschung nicht auf *idées données d'avance* trifft, sondern auf *valeurs émanant du système*, und daß ein *concept n'a rien d'initial, qu'il n'est qu'une valeur déterminée par ses rapports avec d'autres valeurs similaires, et que sans elles la signification n'existerait pas* (S. 162). Davon bleibt auf jeden Fall bestehen, daß ungeachtet anderer Mitbedingungen die letzte 'Griffbereitschaft' der Wörter durch das Zusammenwirken der Sprachmittel selbst erreicht wird, und daß an dieser letzten Formung angesetzt werden muß, wenn man den Aufbau der geistigen Seite eines Wortes verstehen will. Für solches Wortgut gilt also, daß in diesem gliedernden Miteinander ebenso eine legitime sprachliche Begründung geistiger Geltung wie die abschließende Fassung des Bewußthaltens anderer für einen Inhalt wichtiger Bedingungen vorliegt.

Es ist also eine wesentliche Aufgabe, Methoden herauszuarbeiten, die Gruppen solchen gliedhaften Zusammenwirkens auffinden und analysieren lassen. Gewisse Vorarbeiten sind mit der Untersuchung der sog. Synonyma gegeben: gerade hier kommt es auf feine inhaltliche Unterscheidungen an, die nur dadurch gesetzt und aufrecht erhalten werden können, daß eine Vielheit von Wörtern in engem Umkreis sich wechselseitig bestimmen. Man denke an die Vielheit der Wörter des *Sterbens*, bei denen die oft kaum angebbaren Unterschiede durch das enge Miteinander so gesichert sind, daß ein Anschlagen der falschen Taste erhebli-

che Wirkungen nach sich ziehen kann. Gerade dadurch wird ja auch erwiesen, daß es synonymische Wörter im Sinne der vollen 'Bedeutungsgleichheit' überhaupt nicht gibt. Wie weit reicht nun die Wirksamkeit dieses Prinzips? Sicher ist, daß es sich in den üblichen Gruppen der (leider ziemlich zurückgebliebenen) synonymischen Wörterbücher nicht erschöpft. So zeigte sich ziemlich früh, daß auch eine sicher nicht zu den Synonymen zu rechnende Gruppe wie die der Farbwörter in ihrer inhaltlichen Gliederung durchaus der Wirkungsweise der wechselseitigen Abgrenzung folgt.

Den methodischen Durchbruch brachte die Lehre J. Triers vom sprachlichen Feld, die seit 1931 weitgreifende Erörterungen ausgelöst hat. J. Trier geht dem frühdeutschen 'Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes' nach. In einzelnen Gruppen (*wisheit, list, kunst; wiße, kluoc, karg* usw.) verfolgt er im Bilde eines Feldes im Pferderennen die Konstellationen der konkurrierenden Bildungen und die wechselnden Wertverhältnisse in der Entfaltung ihrer Geltung. J. Trier nimmt viele Anregungen F. de Saussures auf, und wenn auch seine vorwiegend historische Fragestellung weithin eigene Methoden erzwingt, so ist sein Ziel doch die Ausdehnung der Feldmethode auf den ganzen Wortschatz.

Die Diskussion um die Feldbetrachtung ist seit 40 Jahren so lebhaft, daß sie hier nicht skizziert werden kann. Als Anhalt für die Literatur ist am handlichsten die 'Einführung in den Gedanken- und Fragenkreis der Sprachinhaltsforschung', die H. Gipper und H. Schwarz dem 1966 abgeschlossenen 1. Band des von ihnen herausgegebenen 'Bibliographischen Handbuchs zur Sprachinhaltsforschung' beigegeben haben. Außerdem jetzt R. Hoberg, Die Lehre vom sprachlichen Feld, 1970, und H. Geckeler, Strukturelle Semantik und Wortfeldtheorie, 1971.

Die in unserem Zusammenhang wichtigsten Probleme sind folgende:

- 1) Gilt der Grundgedanke des Feldes für den gesamten Wortschatz? F. de Saussure hatte wahrscheinlich gemäß seiner Überzeugung von dem systematischen Grundcharakter alles Sprachlichen auch für den Wortschatz vorausgesetzt, daß die charakteristischen Auswirkungen eines Systems, wie Oppositionen, gegenseitige Bedingtheit, für alle Sprachelemente maßgeblich sind. Auch für J. Trier ist der Feldgedanke ein allgemein postuliertes Prinzip. Selbst gegenüber Einwänden, ob es denn nicht Einzelgänger oder vorwiegend anderweitig

bestimmte Wörter gäbe, würde er das methodische Prinzip, nach Feldnachbarn und Gegenspielern auszuschaun, nicht aufzugeben brauchen, solange nicht eine angemessenere Erklärung für das *sprachliche* Funktionieren eines Wortes gegeben ist. Die Aufgabe ist eben nicht zuletzt, die tatsächlich zusammenwirkenden Feldglieder ausfindig zu machen.

- 2) Die Berechtigung für das allgemeine Rechnen mit Feldwirkungen muß anerkannt werden. In dem Gedanken der wechselseitigen Bestimmtheit ist zum ersten Male ein innersprachliches Prinzip aufgewiesen, das die zum Arbeiten mit dem Sprachgut nötige Sicherheit und Handlichkeit begründen kann. Was für die Geltung der Sprachgestalten in einer Sprachgemeinschaft unentbehrlich ist, die jedem vollziehbare Rückführung auf ein überschaubares, gemeinsames, geltendes phonologisches System, hat in seiner Weise ein Gegenstück für die geistige Sprachseite in der sprachlichen Griffbereitschaft der Feldglieder. Diese sprachliche Greifbarkeit ist zum mindesten das Schlußstück der sprachlichen Prägung, der für das Arbeiten mit der Sprache unentbehrliche Halt, der von der Sprache her die Verbindung mit dem Außersprachlichen sichert. Hier verwirklicht sich die genuine sprachliche Leistung, auf deren Aufdeckung die Sprachforschung in erster Linie aus sein muß. Das Argumentieren mit anderen Möglichkeiten muß deren Funktionsfähigkeit nachweisen.
- 3) Das ist natürlich nicht so zu verstehen, als ob in dieser Ausprägung zu funktionsfähiger und praktizierbarer Sprache alle vorangehenden Bedingungen und Anstrengungen untergingen. Die ganze sprachliche Arbeit und die vorsprachlichen Grundlagen müssen zu ihrem Recht kommen. Aber: der Rückzug auf die Verhältnisse der Außenwelt müßte dann einen sprachfreien Weg von der vorausgesetzten unmittelbaren Erkenntnis der Außenwelt über deren sprachfreie Beurteilung bis zu einer allgemeingültigen sprachfreien Ordnung und dem Hineinschlüpfen in eine sprachliche Gestalt, die nicht bereits mit einem sprachlichen Inhalt belastet wäre, nachweisen. Und wer es als feststehend hinnimmt, daß eine *Versammlung* sich nicht *ereignen* kann, der muß die sprachfreien Bedingungen und Stellen angeben, die der isolierten Gestalt *sich ereignen* den Weg dazu versperren. Nicht darauf kommt es an, mitspielende Faktoren zu baga-

tellisieren, sondern von dem greifbaren Ergebnis aus zu analysieren, wie in dieser geltenden geistigen Prägung sich die zahlreichen vorangegangenen Erfahrungen und Überlegungen niederschlagen. Das Sprach'gefühl', das in allen Feldprozessen beteiligt ist, nicht in reflektierter Bewußtheit, sondern in der 'gehabten' Sicherheit der Beherrschung aller in einem Sprachfeld ausgeprägten Gesichtspunkte, ist die natürliche Prüfstelle. Von dieser geltenden Gegenwärtigkeit müssen alle Überlegungen über Vor- und Mitbedingungen ausgehen.

- 4) Diese Geltung im gegliederten Feld macht es doppelt dringlich zu ermitteln, mit welchen Feldern wir nach Art und Zahl in einer Gemeinsprache zu rechnen haben. An vorgegebene Feldbereiche ist ebensowenig zu denken wie bei anderen sprachlichen Phänomenen, wengleich wir die Mitwirkung von außersprachlichen Sachbereichen wiederfinden werden. Ebenso wenig ist eine Übereinstimmung verschiedener Sprachen auch nur in der Großgliederung zu erwarten, wengleich unter vergleichbaren Sprach- und Kulturbedingungen größere Annäherungen zu erwarten sind als bei exotischen Sprachen. Die Hilfe von Untergruppen der nach Sachbereichen oder Begriffsgruppen geordneten Wörterbücher ist begrüßenswert, bleibt aber fragwürdig, solange diese Sammlungen selbst keine ausreichenden Erklärungen für ihre Einteilung geben können. Grundsätzlich kann der Feldbestand einer Sprache nur aus dieser Sprache selbst entnommen werden.
- 5) Nur eingehende Sonderuntersuchungen können jeweils die Frage nach dem 'richtigen' Wortbestand eines Feldes beantworten. In einzelnen Fällen darf man annehmen, daß von einem Sachbereich ein zutreffender Schluß auf ein Wortfeld möglich ist (etwa Farbfeld, Verwandtschaftsfeld u.ä.). Aber richtiger ist es auf jeden Fall, von einem charakteristischen Wort ausgehend, mit innersprachlichen Kriterien den Kreis der sich wechselseitig bestimmenden Feldglieder aufzuweisen und die bestimmenden Gesichtspunkte ihrer Unterscheidungen herauszuarbeiten (wie etwa in dem früher einbezogenen Kreis der Verben des *geschebens*). Jedes Feld bietet dabei einen Aufgabenbereich besonderer Art, ebenso mannigfaltig in dem Auftreten der Gesichtspunkte wie überraschend in dem Aufdecken der muttersprachlich geltenden Gliederungen. Man wird auch jedes Feld als ein Ganzes ansehen müssen, das von jedem

Einzelbestandteil aus mitbestimmt wird. Deshalb ist bei jedem Einzelfall möglichste Vollständigkeit der mitwirkenden Glieder nötig.

Von allgemeineren Gesichtspunkten, die sich beim Durcharbeiten einzelner Felder ergeben haben, seien in Stichworten noch folgende erwähnt. Die vielbehandelte Lückenlosigkeit, die ein Feld haben müßte, wenn es gleich einem Netz einen ganzen Bereich einfangen sollte. Dazu ist zu sagen, daß die Feldwirkung so weit reicht, wie im Wortgut wechselseitige Abgrenzung angelegt ist; wo eine solche zu fehlen scheint, muß man zuerst prüfen, ob eine andere Art inhaltlicher Umgrenzung (wie Wortstand, fremdes Vorbild) einsetzt, oder, womit durchaus zu rechnen ist, die inhaltliche Bestimmtheit offen bleibt. — Oft ist auch hingewiesen worden auf das Überlappen von Wortbereichen, das mindestens ein Beweis für unscharfe Grenzen wäre. Dazu sind zwei Gedanken wichtig: wie scharf die aus gegliedertem Miteinander sich ergebenden Grenzen sein müssen, ist nirgends festgelegt, wesentlich ist, daß die Oppositionen wirksam sind; sodann ist zu prüfen, ob bei Unschärfen im Sachbezug die eigentliche Ursache in der geistigen Einordnung liegt, zumal eine Kongruenz zwischen Sachbereich und Wortfeld gar nicht zu erwarten ist.

An späterer Stelle ist noch darauf zurückzukommen, wieweit der Gedanke, eindimensionale 'Felder' gegen mehrdimensionale abzuheben, voranhilft. Oder auch wieweit der Sprachvergleich auf unerwartete Eigentümlichkeiten eines Feldaufbaues aufmerksam machen kann, usw. Vorerst sind aber noch einige Überlegungen nötig, die die inhaltliche Bestimmtheit eines sehr großen Teiles des Wortgutes betreffen: der in der Wortbildung geschaffenen Ableitungen und Zusammensetzungen.

Inhaltbezogene Wortbildungslehre

Wenn man nach der Zahl der dahingehörigen Wörter geht, so haben genauere Einsichten in die inhaltlichen Bedingungen der Wortbildung bei weitem die größte Tragweite. Während die Zahl der Stammwörter für den Kernbestand der deutschen Sprache (außer den Fachsprachen) bei 3000 bis 4000 liegt, werden daraus durch Ableitung Zehntausende, durch Zusammensetzung Hunderttausende von geltenden Wörtern gewonnen. Auch zu deren Inhalten muß sich ein Zugang bahnen lassen.

Entsprechende Methoden arbeitet die inhaltbezogene Wortbildungslehre aus.

Am weitesten kommt man dabei mit der Bearbeitung der Ableitungen. Von der lautlichen Seite her stellt sich das Problem folgendermaßen dar: Es gibt gestalthafte Elemente, die sich lautlich durchaus greifen lassen, die aber nicht in selbständiger Weise vorkommen, sondern nur in sehr enger Verbindung mit bereits bestehenden Stammwörtern, sei es als Vorsilben (*kaufen: ver-kaufen*), sei es (häufiger) als Nachsilben (*Graf: Graf-schaft*); in beschränkter und sehr ungleichmäßiger Weise können auch Umlaute in Stammsilben vergleichbare Funktionen fortführen (*hangen: hängen*). Auf diese Weise können von Stammwörtern jeder Wortart Weiterbildungen gewonnen werden, die teils in der gleichen Wortart verbleiben, teils aber auch die Stammwörter in andere Wortarten überführen. Die Zahl solcher Ableitungssilben mag sich auf etwa 50 belaufen, die meisten zur Bildung von Substantiven; wenige, aber sehr produktive adjektivische Suffixe; am schwächsten ausgebildet die verbalen Ableitungen (im wesentlichen die Präfixe *be-*, *er-*, *ent-*, (*ge-*), *ver-*, *zer-*, *miß-*). Diese Ableitungsmöglichkeiten werden sehr verschieden ausgenutzt. Die üblichen Bildungen schwanken zwischen wenigen Dutzenden und mehreren Hunderten. Wichtig ist dabei auch die Ausbaufähigkeit der einzelnen Gruppen, die zwischen abgestorbenen und sehr produktiven Bildungen schwankt. Insgesamt wird man im heutigen Deutsch mit vielleicht 30 000 lebendig gespürten Ableitungen rechnen. Man sieht, wieviel von einer zutreffenden Beurteilung dieser Wortgruppen abhängt.

Nun ist die übliche Art der Erforschung der Wortableitung durchaus gestaltbezogen. Eine erste Ordnung führt fast selbstverständlich dahin, daß man die mit der gleichen Ableitungssilbe gewonnenen Bildungen zusammenstellt. Nach einigen vorbereitenden Gruppenbildungen nach der Art des Stammwortes, der Ähnlichkeit der Verwendungen u.ä. stellt sich dann zumeist die Frage nach der 'Bedeutung' oder der 'Funktion' der Ableitungssilbe. Diese Frage erweist sich schnell als unfruchtbar. Bereits die Tatsache, daß die meisten Ableitungssilben zu verschiedenen Wortarten treten können, läßt tiefgreifende Unterschiede im Ergebnis erwarten: *Lehrling* (zu *lehren*), *Feigling* (zu *feige*), *Fäustling* (zu *Faust*) werden sich kaum auf einen Nenner bringen lassen. Zum mindesten muß man also mit drei Untergrup-

pen rechnen. Aber auch damit ist noch nicht viel geholfen. Gewiß kommt man vom *Lehrling* her zu der wichtigsten der deverbalen Gruppen, den nach Art des Grundverbs besonders zu behandelnden Menschen meist jüngeren oder abhängigen Standes vom *Säugling* bis zum *Prüfling*; aber es fehlt auch nicht an klaren deverbalen Bildungen ganz anderer Färbung: *Eindringling*, *Schößling*. Das Höchsterreichbare sind innerhalb der Ableitungen gleichen Suffixes aus derselben Wortart 'Nischen' verwandter Bedeutung. Unter den Ableitungen aus Adjektiven wiegen die unerfreulichen Typen (*Wüstling*, *Robling*, *Weichling*) vor, so daß man wohl von einer Nische von *-lingen* mit unerwünschten Eigenschaften sprechen kann; aber auch das geht nicht durch: wo bleibt der *Jüngling*, der *Fremdling*, vielleicht sogar der *Liebling*, wobei allerdings im Zweifel bleibt, ob das heutige Sprachgefühl ihn auf das Adjektiv *lieb* oder das Verb *lieben* bezieht? Über solche Nischen kommen die Ordnungen nach inhaltlichen Gesichtspunkten nicht hinaus (wenn es auch beherrschende Nischen geben kann, wie etwa *-bar* bei den adjektivischen Ableitungen von Verben, wie *eß-bar* = zugänglich für das Gekostet-werden). Auf keinen Fall lassen sich ganze Ableitungsgruppen unter dem Gesichtspunkt der *Bedeutung* oder *Funktion* des gemeinsamen Ableitungssuffixes zusammenfassen.

So zeigt jede nähere Beschäftigung die Unzulänglichkeit des Bedeutungsmodells auch in der Wortbildungslehre. So nötig das Zusammenstellen aller üblichen Vertreter eines Ableitungstyps ist, — über den Stand einer Vorarbeit kann es nicht hinausführen. Auch hier hilft nur eine entschlossene Wendung voran, ein grundsätzlicher Wechsel des Bezugspunktes. Wir setzen also auch für die Wortbildungslehre an die Stelle des gestaltbezogenen Bedeutungsmodells ein inhaltbezogenes Modell.

Die Wortstände

Der Gesichtspunkt, der sich bei der Umstellung von einer gestaltbezogenen zu einer inhaltbezogenen Wortbildungslehre als besonders aufschlußreich bewährt hat, hat sich in der Rede vom *Wortstand* gefestigt. Diese Prägung, zuerst von H.L. Stoltenberg in einem anderen Zusammenhang vorgeschlagen, kennzeichnet seit etwa 1950 die Position, von

der aus dem gestaltbezogenen *Ableitungstyp* ein inhaltbezogenes Verfahren gegenübergestellt werden kann.

In ganz kurzen Zügen ergibt sich folgendes Bild: Gegenüber der zu- meist sehr global verfahrenen Suche nach der 'Bedeutung' einer Ableitungssilbe, der 'Funktion' eines Ableitungstyps, hatte sich eine erste Lockerung ergeben mit der Forderung einer möglichst vollständigen Sammlung der geläufigen Belege für diesen Typ. Daraus läßt sich nämlich eine voranführende Sichtung nach dem jeweiligen Anteil der zugrundeliegenden Wortarten an dem Gesamtbestand ableiten. Und in diesen Untergruppen wird es möglich, inhaltlich enger zusammengehörige Prägungen gleichgerichteter Bildungsart herauszuheben. Im Anschluß an einen Vorschlag von K. Baldinger (1950) kann man diese der Ableitung wie der 'Funktion' nach zusammengehörigen Gruppen als *Wortnischen* festhalten. An dieser Stelle würden sich also die Untersuchung der Gestalten und die der Inhalte begegnen. Bei einer Analyse aller Ableitungstypen nach *Nischen* ergibt sich nun eine weiterführende Beobachtung: von recht verschiedenen Gestalten (Ableitungstypen) her ergeben sich *Nischen*, die sich inhaltlich treffen, und damit wird es möglich und nötig, diese Nischen verschiedenen Ursprungs zusammenzubringen und zu vergleichen. Unter den Verben mit der Vorsilbe *er-* findet sich eine Nische von Ableitungen aus Adjektiven, die das Herbeiführen eines Zustandes kennzeichnen: *er-wärmen* (von *warm*) = *warm machen*; *er-schweren* = *schwer machen* usw. Aber auch bei dem Ableitungstyp mit *be-* trifft man auf eine verwandte Nische: *be-frei-en* = *frei machen*, *be-feucht-en* u.ä.; wieder in einen anderen Ableitungstyp führt eine kleine Nische von Verben auf *-igen* (*reinigen* = *rein machen*), zum Teil in Kombination mit der Vorsilbe *be-* (*be-sänft-igen*). Offenbar haben alle diese Nischen etwas Gemeinsames, den Ausbau eines Adjektivs in der Richtung eines Verbs, das das Verursachen eines Zustandes kennzeichnet. Für solche Verben gibt es den Fachausdruck Faktitive. Um nun das Gemeinsame aller Nischen, die inhaltlich gleiche Ableitungen erbringen, zu kennzeichnen, habe ich den Terminus *Wortstand* vorgeschlagen. Der faktitive Wortstand würde also formal und inhaltlich alle die Möglichkeiten des Deutschen umfassen, durch die aus Adjektiven faktitive Verben gewonnen werden können.

Man erkennt deutlich die methodische Stellung des Begriffes *Wortstand*. Er ist der Angelpunkt in der Wendung von der gestaltbezogenen zur in-

haltbezogenen Wortbildungslehre. Dadurch kommt eine neue Ordnung in die tausendfachen Beobachtungen vor allem der Wortableitung, die außerordentlich wichtige Einsichten verspricht. Wieviele Wortstände in einer Sprache ausgebaut sind, wissen wir noch nicht. (Zu den Fragen des Standes der Erforschung des Deutschen nach solchen Gesichtspunkten wird der von Joh. Erben vorbereitete Band der Schriftenreihe des Instituts für deutsche Sprache wesentliche Förderung bringen.) Sie werden sicher nicht hinter der Zahl der Ableitungstypen zurückbleiben. Schon allein die Feststellung der inhaltlichen Ausbaurichtungen des Wortschatzes, die in ihnen der Sprachgemeinschaft vorgezeichnet und nahegelegt sind, ist von höchster Bedeutung. Dazu kommen dann die Einzelbefunde über Stärke und Lebenskraft der einzelnen Stände und ihrer Nischen. In den bisher durchgearbeiteten Beispielen schwanken die Belege zwischen rund 50 und rund 500. Vgl. nach dem ersten ausführlichen Versuch einer Überführung von Ableitungstypen in Wortstände (ornative Verben in meinen 'Verschiebungen in der sprachlichen Einschätzung von Menschen und Sachen', 1958) die ausführliche Behandlung der faktitiven Verben bei J. Assheuer, *Gestalt und Inhalt eines Wortstandes*, Diss. Bonn 1968, die Entwicklung der Diskussion über die Zugänglichkeitsadjektive, insbesondere über *-bar* und *-lich*, seit 1950 in den verschiedenen Auflagen meiner 'Kräfte der deutschen Sprache' bis zu dem Aufsatz 'Vierstufige Wortbildungslehre', *Muttersprache* Bd. 74, 1964, S. 33 ff., unter gleichzeitiger Förderung durch R. Hotzenköcherle, *Wirkendes Wort* 12, 1962, S. 321 ff. und die Zürcher Dissertation von R. Flury über 'Struktur- und Bedeutungsgeschichte des Adjektiv-Suffixes *-bar*', 1964. Wesentlich ist dabei die Unterscheidung zwischen wachsenden und schrumpfenden Wortständen (die nicht einfach mit produktiven und abgestorbenen Suffixen parallel geht, sondern auch mit Verlagerungen zwischen den einzelnen Nischen der beteiligten Typen zusammenhängen kann). Wortstände sind nie abgeschlossen, sondern stehen bereit für den erforderlich werden den Ausbau des Wortschatzes. Dabei kann man sich ihr Funktionieren in gewisser Analogie zu den Wortfeldern vorstellen. Die aus verschiedenen Ableitungstypen zusammentreffenden Nischen werden nie inhaltlich völlig gleich sein. Damit eröffnen sich Möglichkeiten feldartigen Zusammenwirkens, die teils unter der Wirkung der verschiedenen Suffixe, teils aber auch über diese hinauswachsend inhaltliche Variationen innerhalb des Standes tragen können. Wieso diese Ausgangsnischen und

die Wortstände als ganze die Ausweitung des Wortschatzes in bestimmten Richtungen tragen können, wird später zu erörtern sein.

Eine wichtige Tatsache ist noch besonders zu vermerken. Eine Ableitung wird normalerweise bei ihrem Hochkommen inhaltlich durch Stand und Nische bestimmt sein. Das braucht aber nicht immer so zu sein und vor allem nicht immer so zu bleiben. Als Grundsatz gilt sicher, daß der Inhalt einer Ableitung ausreichend bestimmt ist durch den Inhalt des Stammwortes und die Ausbaurichtung des Wortstandes. Damit ist seine Brauchbarkeit gesichert; er kann ohne besonderes Lernen in der Sprachgemeinschaft festgehalten, verstanden, produziert werden (wenn die Anweisungen zur Behandlung Ertrinkender von dem *Rettling* sprechen, so ist das für alle Leser unmittelbar klar, auch wenn die Bildung in den Wörterbüchern nicht verzeichnet ist). Da aber die Ableitungen weithin den neu auftretenden Wortbedarf decken müssen, können sie aus dem Wortstand ausscheren, sei es, daß sie von Anfang an, besonders etwa in einer Fachsprache, spezialisiert sind, sei es, daß sie nachhaltig in ein Feld eingegliedert werden (wie *besitzen*, *bestimmen* u.ä.). Solche Fälle scheinen sich um 10-20% der Gesamtzahl zu halten. Bei ihnen übertönt dann die Feldbestimmtheit die Standbestimmtheit. Für die übrigen bleibt aber die Bestimmtheit aus dem Wortstand die festeste inhaltliche Sicherung der Ausweitung des Stammwortes.

Die inhaltliche Geltung von Kompositionstypen

Die Fragen nach dem inhaltlichen Ertrag der Wortbildung vervielfachen sich, wenn man zu den Erscheinungen der Ableitung die der Zusammensetzung hinzunimmt. Nicht nur wächst das Material in die Hunderttausende, sondern auch die hineinwirkenden Bedingungen drohen sich jeder Übersicht zu entziehen. Trotzdem muß man versuchen, über die noch weithin gestaltbezogenen, aber doch auch von Anfang an nicht ohne inhaltliche Gesichtspunkte möglichen Ordnungsgrundsätze hinauszukommen. Vgl. zu den Übersichten der Wortbildungslehren (wie W. Henzen, *Deutsche Wortbildung*, ³1965, S. 36 ff.) auch die stärker die Inhalte einbeziehenden Darlegungen von H. Brinkmann, Die

Zusammensetzung im Deutschen, Sprachforum II, 1957, S. 222 ff.

Die naheliegende Überlegung, daß zur Inhaltsbestimmung jeder Zusammensetzung ja die Inhalte der beiden Kompositionsglieder bereitstehen, würde weiterführen, wenn nicht zwei Tatsachen für jedes Einzelbeispiel zusätzliche Bedingungen schüfen. Am wichtigsten ist, daß eine Zusammensetzung mehr ist (oder wenigstens sein sollte, wenn sie in der Sprache eine Rolle spielt) als ein Zusammenleimen (J. Grimm) zweier Einzelstücke. Vor allem die guten Zusammensetzungen haben inhaltlich ihren Eigenwert, den man nicht mehr aus den Einzelgliedern ablesen kann (*Junggeselle*). Das zweite ist, daß selbst bei Zusammenrückungen die Richtung des Verhältnisses vieldeutig ist (*Vaterliebe* = Liebe vom Vater oder Liebe zum Vater?). Hier hat man seit der indischen Grammatik wenigstens versucht, Grundtypen herauszuarbeiten (mit Fortführungen wie Determinativkomposita usw.). Aber es bleibt immer zweifelhaft, ob die Gestalt ausreichende Hinweise für das im Einzelfall geltende Verhältnis gibt; manchmal muß das 'Gefühl' dafür, welche Typenzuordnungen möglich sind, die richtige Zuordnung stützen.

Bessere Aussichten auf weitreichende Ergebnisse hat die Untersuchung der verbalen Komposita. Zwar ist im Deutschen die volle Komposition mit den Hauptwortarten bei Verben so gut wie ungebräuchlich. Es mag hundert Beispiele geben, in denen meist einsilbige Adjektive eine Zusammensetzung mit einem Verb eingehen (*festbinden, loslösen, vollbringen*). Zusammensetzungen mit Substantiven fehlen so gut wie völlig. Da auch Verben als erste Kompositionsglieder ausfallen, so bleiben nur die Nebenwortarten, Präpositionen, Adverbien, Partikel. Hier hat allerdings das deutsche Verbum einen unerwarteten Reichtum ausgebildet. Es mögen bald 20 000 Prägungen sein, die in einem ebenso mannigfaltigen wie beweglichen Ausbau die Hauptquelle zur Deckung des Bedarfs des Deutschen an Verben bilden. Ihre inhaltlichen Bedingungen zu durchschauen, ist zum Verstehen der geistigen Sprachseite unerlässlich. Zu Problemstellung und Methode vgl. meine Untersuchung 'Die inhaltliche Geltung verbaler Kompositionstypen', Jahrbuch 1968 des Instituts für deutsche Sprache (= Sprache der Gegenwart 5), S. 187 ff. Wichtiges Material auch bei F. Hundsnurscher, Das System der Partikelverben mit AUS, 1968.

Den Hauptbestand machen die sog. trennbaren Verben aus, bei denen über fünfzig selbständig vorkommende Präpositionen, Adverbien, Par-

tikel (*auf* und *ab*, *zu* und *weg*, *davon* und *zurück* usw.) mit bestehenden Verben (selten Substantiven und Adjektiven) zu unfesten Kompositen zusammentreten: in einem Teil der Formen erscheinen sie fest verbunden (Infinitiv, erstes Partizip, finite Formen bei Endstellung des Verbs), in anderen sind sie trennbar (zweites Partizip), in den meisten Fällen zeigen sie in einer Art Inversion das stammhafte Element im Satz in Zweitstellung, das erste Kompositionsglied in Schlußstellung. Diesem eigentümlichen Verfahren, das auch syntaktisch bedeutsam ist (Klammerwirkung), entsprechen nun nicht wenige Eigentümlichkeiten der inhaltlichen Bestimmtheit. Wir deuten die wichtigsten an:

1. Da auch hier möglichste Vollständigkeit des Materials die Voraussetzung für die Beurteilung der geistigen Leistung ist, ist die Sammlung nach der Gestalt des ersten Gliedes unentbehrlich. Die Zahl der Belege ist recht unterschiedlich: geläufige Typen wie *ab-*, *an-*, *auf-*, *aus-*, *ein-* erreichen Zahlen zwischen 300 und 500, doch gibt es namentlich bei den kombinierten Typen auch ganz kleine Gruppen (*darüber* 2, *hinter* 2, *daneben* 4 usw.). Diese Zahlen sind aber nur erste Anhaltspunkte. Sie sind auch insofern ungenau, als es sich durchweg um offene Gruppen handelt, in denen Üblichkeit, Zuwachs und Verlust in kurzen Zeiträumen wechseln können, so daß man nie eine exakte Zahl angeben kann.

2. Bei der Überführung in eine inhaltbezogene Ordnung zeigt sich rasch, daß die partikelartigen Erstbestandteile inhaltlich keine Einheiten sind, sondern sich deutlich in verschiedene Funktionen aufgliedern, so daß jedes der Einzelbeispiele vielwertig wird (etwa *anfabren* 1 = zu fahren beginnen (Zug); *anfabren* 2 = durch Fahren herbeischaffen (Sand); *anfabren* 3 = durch Fahren treffen (Kind); *anfabren* 4 = auf etwas zufahren (Hafen); *anfabren* 5 = eine Fahrseason eröffnen; *anfabren* 6 = heftig ansprechen. *an-* kann also repräsentieren die Präposition *an-* beim Dativ wie beim Akkusativ, gekürzte Adverbien wie *heran* und *daran*, die eigentümliche Partikel *an* = *in Gang* (*anzünden*), ein zugewandtes *an* der Gruppe *ansprechen* und noch mehr). Das alles steckt darin, wird aber im Einzelbeispiel deutlich differenziert, so daß wir mit entsprechend vielen eigenständigen Homonymen rechnen müssen. Damit vervielfachen sich auch die anzusetzenden Stichwörter.

3. Die inhaltbezogene Betrachtung muß also zunächst den Gesamtbefund danach aufgliedern. Die Gruppen, die entstehen, zeigen nischenartigen Charakter, sind aber zum Teil darüber hinaus Hinweise auf selbständige Prägungen.
4. Damit wird für einen Teil dieser komponierten Verben eine wortstandartige Weiterbehandlung möglich. Es können sich Nischen verschiedenartiger Bildung ergeben, die in gliederndem Zusammenwirken eine inhaltliche Richtung ausfüllen. So etwa in dem Fall eines ablativischen Verhältnisses. Mit der Präposition *von* gibt es keine Komposita. Wo solche zu erwarten wären, tritt entweder *weg-* ein (*wegnehmen*) oder *davon-* (*davonnehmen*) oder *ab-* (*abnehmen*). Natürlich sind diese Bildungsweisen inhaltlich nicht gleich, und man könnte sie durchaus als Variationen in einem ablativischen Wortstand nehmen. Auch in anderen Fällen ließen sich solche Zusammenschlüsse von Nischen denken (wie *zu-*, *bei-*, *dazu-*, *hinzu-*), die eine bestimmte Ausbaurichtung wortstandmäßig gliederten. Dabei kämen die bevorzugten verbalen Ausweitungen und damit ein wesentlicher Zug der geistigen Sprachseite zum Vorschein.
5. Damit ist allerdings der Problembereich nicht erschöpft. Es bleibt den ersten Gliedern doch soviel von ihrem selbständigen Wert, daß man namentlich in den präpositionsnahen Verwendungen über Nischen hinausgeführt würde. Auch hier sind noch gliedernde Zuordnungen denkbar, etwa im Sinne eines Systems der herausgehobenen Bezugsrichtungen (über die Präpositionen hinaus durch adverbielle Komposita), das eine sehr feine Abstufung der zu beachtenden Verhältnisse mit sich brächte.
6. Natürlich ist auch immer mit einem gewissen Prozentsatz abgewandter Bildungen zu rechnen, die mit den besprochenen Gesichtspunkten nicht mehr erreicht werden können. Meist handelt es sich um verstärkte Bezüge zu einzelnen Wortfeldern (*anfangen*, *anfertigen*), die heute ihre inhaltliche Bestimmtheit aus den betreffenden Wortfeldern gewinnen, aber die heutige Funktion dieser Bildungsweisen nicht tangieren.
7. Schließlich ist noch darauf hinzuweisen, daß das Prinzip der Komposition mit Partikeln usw. auch für die Bildung von Substantiven und Adjektiven angewandt wird. Soweit es sich um Weiterbildung zu Verben handelt, ist hier nichts dazu zu bemerken (außer daß diese generell untrennbar sind). Primäre Zusammensetzungen kommen auch vor, sind

aber längst nicht im gleichen Umfang möglich, wenn auch Einzelbeispiele (zu *bei* ist etwa der Typ *Beipferd* lebendiger als der Typ *bestimmen*) zeigen, daß auch das Verhältnis zwischen verbalen und nominalen Bildungen zu beachten ist.

Besondere Formen der inhaltlichen Bestimmtheit

Die Rückführung der inhaltlichen Geltung von Wörtern auf inner-sprachliche Formen der Bestimmtheit mußte deshalb ausführlicher besprochen werden, weil hier die Wege, auf denen aus den Bedingungen der Sprache selbst Geistiges entsteht, am deutlichsten verfolgbare sind. Und das, was hier entsteht, ist einwandfrei sprachlicher Natur, in der geistigen Arbeit der Jahrtausende erzeugt und festgehalten. Diesem Gesetz folgen bei weitem die meisten Einheiten des Kernwortschatzes der Sprachen, aus ihm gewinnen sie unreflektierte Geltung und unbewußte Tradition.

So wie wir, um an diese genuin sprachlichen Geltungen heranzukommen, die Reichweite der andern Bedingungen (Sachwelt, sinnliche Gestalten) abgrenzen mußten, so müssen wir nun noch einige Bedingungen nennen, unter denen sich die Wirkungen der Gliederung nur unvollständig entfalten können. Vor allem sind es die Zugänge aus fremden Sprachen und die definierten Einsprengsel aus Fachsprachen.

Die viel diskutierten Fragen der Entlehnung von Wortgut zeigen ihre eigentliche Problematik, wenn wir überlegen, welche Prozesse sich dabei inhaltlich abspielen. Wir müssen einen solchen Verlauf nur konsequent durchdenken. Wenn eine Entlehnung Bereicherung bringen soll, muß sie ein tatsächliches Wort, also eine sinnlich-geistige Ganzheit einbringen. Wie kann so etwas zustande kommen? Von der Seite der Sprachgestalt sind die Schwierigkeiten einer Übernahme überwindbar: die Gestalt kann ausreichend umgrenzt auf einen Antriebsimpuls übernommen werden, und selbst die in einer Verschiedenheit der phonologischen Systeme begründeten Schwierigkeiten sind überwindbar. Der Weg von einem punktuellen Ansatz zu einer

allgemeinen Gültigkeit wird allerdings mit sehr verschiedenem Erfolge zurückgelegt, und bereits an den Sprachgestalten lassen sich die verschiedenen Etappen ernsthafter Einbürgerung ablesen.

Doch das können wir hier auf sich beruhen lassen. Die wesentliche Frage ist, wie sich die inhaltliche Seite bei einer Entlehnung verhält. Denn diese ist ja in der fremden Sprache begründet und gilt dort unter vergleichbaren Bedingungen wie wir sie hier für die Empfängerseite herausgearbeitet haben. Wie soll man eine solche Geltung von Sprache zu Sprache übertragen: ein Bewußtmachen durch einen 'kompetenten' Angehörigen der fremden Sprache, ein Einpflanzen in das Bewußtsein ausreichend vieler Empfänger, eine Sicherung einer der Ursprungssprache angemessenen Geltung in der Aufnahmesprache? Man braucht das nicht lange auszumalen, um begreiflich zu machen, daß die geistige Seite bei Entlehnungen von vielen Gefahren bedroht ist. Oft muß es beim Fremdwort bleiben, das die Sicherung des geistigen Erfolges bei der fremden Sprache belassen kann. Faßt die Entlehnung wirklich Fuß, so ist eine oft lange Zeit der Unsicherheit unvermeidlich. Im günstigsten Fall schafft sich ein Lehnwort auch geistig einen Platz in einem Wortfeld, nun aber inhaltlich mitbestimmt durch die dort angetroffenen älteren Wörter, und es ist kein Wunder, daß diese den Neuling auch in seiner Geltung mitformen, so daß im Ergebnis mitgebrachte Eigenart und angetroffene Gliederung sich zu neuartigen Gebilden vereinigen. Auf jeden Fall ist es verständlich, wenn die geistige Seite der Lehnwörter (auch geschichtlich) oft unerwartete Schwierigkeiten macht: das ist dann eben der tatsächliche Stand eines Prozesses, der – wenn man seine Bedingungen kennt – oft als abenteuerlich erscheinen kann.

Nur ein paar Bemerkungen zu den Wörtern an der Grenze zwischen Fachsprache und Gemeinsprache. Für die Fachsprachen haben wir als Normalform der inhaltlichen Bestimmtheit des Fachwortschatzes die kraft ausdrücklicher Definition festgestellt. Was geschieht nun, wenn ein solches Fachwort einen breiteren Geltungsbereich in einer ganzen Sprachgemeinschaft gewinnt? Seine explizite Definition kann es nur schwer bis dorthin geltend machen. Was kann an deren Stelle treten? Soweit es sich um materielle Kultur handelt, wird mit einer Kombination von Umgang mit den Sachen, Mitwirkung von Sachkundigen, popularwissenschaftlichen Annäherungen zu rechnen sein. Solche Bemühungen werden aber immer schwieriger werden, wenn nicht von beiden

Seiten, der Gemeinsprache und der Fachsprache, gemeinsame Anstrengungen zu einer sprachlichen Begegnung gemacht werden. Diese müssen gewiß von fachlichen Bestimmungen ausgehen, können aber mit zunehmender Unterstützung durch umgangssprachlich gesicherte Sprachmittel (etwa neue Ableitungen mit ihren Wortstandbindungen) zu einem verständlichen sprachlichen Umgang mit allgemein wichtigen Neuerungen führen. Für die Problematik vgl. meine Hinweise auf 'Sprachfragen der Datenverarbeitung', Muttersprache 79, 1969, S. 67 ff.

Ganz unübersichtlich werden die Verhältnisse dort, wo Fachsprachen mit mehr geisteswissenschaftlichem Einschlag auf die Umgangssprache übergreifen. Die Klagen über Wortgut, das jeder anders gebraucht, gehen meist auf Termini dieser Bereiche zurück. Sind hier keine nicht-definitiven Stützen für die umgangssprachliche Geltung möglich? Wenn man die wichtigsten Grenzgebiete durchgeht, so haben immerhin jahrhundertelange Berührungen zum Ausbau von Verbindungen mit feldartigem Charakter geführt. Hier in Bereichen wie Religion oder Recht könnte die klarere Bestimmtheit der Fach- und Sondersprachen für eine sicherere Überleitung nutzbar gemacht werden. Am wenigsten ist für die Gebiete zu erhoffen, wo selbst erreichte Übereinstimmungen wieder zerstritten werden. Wenn heute mit Recht darüber geklagt wird, daß in der Sprache der Politik der Sprachwirlwarr vollkommen sei, so darf man die Schuld daran nicht der Sprache und ihren unzureichenden Mitteln zuschieben.

Neben diesen beiden großen Bereichen von Schwierigkeiten der inhaltlichen Sicherung von Wortgut gibt es auch noch einige besondere Bedingungen, die aber mehr vereinzelte Wörter betreffen. Zu jeder Zeit gibt es in den Sprachen Wörter im Werden und im Vergehen, die im Aufkommen noch nicht und im Absterben nicht mehr über feste inhaltliche Stützen verfügen. Aber das ist dann kein Versagen der Sprache, sondern der tatsächliche Stand der Dinge. — Dem Anspruch wie der Möglichkeit nach müssen die Modewörter die Weite und Vielgestaltigkeit ihres Gebrauches erkaufen durch inhaltliche Unbestimmtheiten, die sie als Sprachmittel zweifelhaften Wertes erscheinen lassen.

Die Erforschung von Sinnbezirken

Mit diesen letzten Überlegungen sind auch methodische Folgerungen verknüpft, die der Wortinhaltsforschung eine Ausweitung bringen. Es war ebenso verständlich wie gerechtfertigt, daß die Erforschung der geistigen Sprachseite die Entdeckung, daß in dem gegliederten Miteinander von Wörtern wesentliche Bedingungen für eine sprachinterne Bestimmtheit geistiger Geltung beschlossen sind, mit besonderem Eifer verfolgte. Zu viele Rätsel des unreflektierten Bestehens und Überlieferens von Wortinhalten fanden von dem Gedanken des geistigen Zusammenwirkens von Wortgruppen eine überraschende Lösung, als daß nicht die Untersuchung sprachlicher Felder solche Einsichten methodisch zu fassen versucht hätte. Natürlich war das nicht von Anfang an vollkommen, aber Stufe um Stufe ergab sich ein Ausbau, der den Befunden immer angemessener wurde. Namentlich war das Hinauswachsen über lineares Denken wichtig. Legte der Grundgedanke von der gegenseitigen Abgrenzung zunächst eindimensionale Modelle nahe, so führte die Tatsache, daß die meisten Inhalte von mehreren Seiten aus bestimmt werden, zu dem Operieren mit ein-, zwei-, und mehrdimensionalen 'Feldern' und damit zu Aufgaben, die vor allem den Zusammenschluß mehrfacher Bestimmungskomponenten zu einer einheitlichen Geltung zu erklären hatten. Mit dem Durcharbeiten von Modellbeispielen ergaben sich der Feldforschung vielfältige Probleme, mit deren Lösung die Forschung noch lange zu tun haben wird. Vgl. für Beispiele einer solchen Entwicklung die Sachregister meiner Bücher über 'Grundzüge der inhaltbezogenen Grammatik' (⁴1971) und 'Die sprachliche Gestaltung der Welt' (³1962), methodisch fortgeführt in 'Nennenswerte Sprachprobleme', Festschrift Eggers – Langen, 1972.

Dazu kam aber noch folgendes: Mit dem Ausbau der Lehre von den Wortständen wurde es immer dringender, auch den Anhang von Ableitungen, die jedes Stammwort mit sich bringt, angemessen einzubauen. Das läuft darauf hinaus, einerseits die Verstärkung, die ein Wort durch solche Ableitungen, die durch den Wortstand ausreichend bestimmt sind, erfährt, sichtbar zu machen. Das ist geschehen unter dem Titel der sprachlichen Fächerung, so daß z.B. die inhaltliche Besetzung des Farbfeldes zu jedem der mittragenden Adjektive auch seine im Wortstand geltenden Ableitungen einbezieht (also *rot* : *rötlich* :

die *Röte* : *röten* usw.). Damit findet der größte Teil der Ergebnisse der Wortstandforschung seine Zuordnung zu den Wortfeldern, während die abgewanderten Ableitungen natürlich von ihrer jetzigen Stellung aus zu beurteilen sind. (Das ist also das bereinigte inhaltbezogene Gegenstück zu den gestaltbezogenen Wortfamilien.)

Nun hat man auch dieser ausgeweiteten Feldbetrachtung noch vorgehalten, daß sie die Probleme nicht alle fasse, sondern Wortgut vernachlässige, das in ihre Gliederungsvorstellungen nicht hineinpasste. An diesem Vorwurf ist soviel richtig, daß manche Vertreter des Feldgedankens allzu großzügig mit der Reichweite der wechselseitigen Bestimmung rechneten und Wortgut einbezogen, für das eine andere Form der Bestimmtheit galt. Es war geboten, hier strengere Maßstäbe anzulegen und in die Feldbetrachtung nur solche Elemente zuzulassen, die tatsächlich im Verhältnis wechselseitiger Bestimmung stehen.

Wie soll man dann mit dem übrigen Wortgut verfahren? Von der Wortstandslehre her können Ableitungen angeführt werden, die nicht von einem der Kernwörter des Feldes mitgebracht, sondern aus der Fächerung eines feldfremden Wortes stammen, aber doch eine inhaltliche Annäherung zeigen. Dabei ergibt sich rasch das Problem, wie sich eine solche Annäherung vollzieht, wie lange die Bestimmung aus dem Wortstand beherrschend bleibt, wann Feldwirkungen aus der neuen Nachbarschaft stärker werden, und wie sich schließlich die ursprüngliche Wortstandbindung und die neue Feldannäherung zueinander verhalten. Aber auch von dem Grundsatz aus, allen denkbaren Bedingungen der Wortbestimmtheit gerecht zu werden (Wirkungen der Sachwelt, der Wortgestalt, der Fachsprachen, der Entlehnung), muß ein erweiterter Rahmen gefunden werden.

Die Lösung deutet sich in der Richtung an, daß die Rede von den Feldern ergänzt wird durch die von den Sinnbezirken. Hatte J. Trier schon beide Termini gebraucht, ohne auf eine deutliche Scheidung zu drängen, so steht mit der methodischen Präzisierung des Feldgedankens der Begriff des Sinnbezirkes zur Verfügung, um den darüber hinausgehenden Wortbestand einzubeziehen. Worauf es ankommt, zeigt sich in den vorliegenden Beispielen. Dahin gehört die umfassende Untersuchung, die E. Oksaar, z.T. in der Kritik der Feldlehre, 1958 unter dem Titel 'Semantische Studien im Sinnbereich der Schnelligkeit' vorgelegt hat; vgl. die Auseinandersetzung im Zuge meiner Darstellung 'Die vier Stufen in

der Erforschung der Sprachen', 1963, S. 184 ff. Weiter wäre zu verweisen auf den Abschnitt 'Die Farbwelt als Sinnbezirk' (Die sprachliche Gestaltung der Welt, 1962, S. 280 ff) sowie den Beitrag 'Zum Sinnbezirk des *Geschehens* im heutigen Deutsch' (Festschrift für J. Trier, 1964, S. 23 ff). In dem anschaulichen Farbbeispiel tritt zu dem (im Ostwaldschen Doppelkegel ziemlich gut veranschaulichten) Feld der Grundadjektive zunächst die in ihrem verschieden starken Ausbau recht interessante Fächerung; weiter die mehr gegenstandsgebundenen Adjektive vom Typ *blond*; weiter der große Bereich von Zusammensetzungen, nicht nur vom Typ *grüngelb*, sondern vor allem die sekundär wieder auf bestimmte Gegenstände abgestellte Möglichkeit *kornblumenblau*, *-farbig*; weiter die aus Fachsprachen vordringenden Prägungen der Handels- und der Modesprache, wo die bewußte Lenkung mitsamt den Entlehnungen ihren Platz haben.

Ein solcher Überblick wird am ehesten dazu führen, das Sprachgut bewußt zu machen, mit dem einem Sachbereich ein geistig gestalteter Sinnbezirk gegenübergestellt wird. Eine Darstellung des Wortschatzes einer Sprache nach Sinnbezirken wäre wohl das erstrebte Ziel der Umwandlung des gestaltbezogenen alphabetischen Wörterbuchs in einen den geistigen Sprachaufbau herausarbeitenden inhaltbezogenen Sprachschatz.

Der geistige Gehalt der syntaktischen Sprachmittel

Nicht weniger dringend als eine inhaltbezogene Wortlehre ist eine inhaltbezogene Syntax. Auch hier nehmen die Probleme wesentlich neue Formen an, sobald man die geistige Seite als Maßstab setzt. Zum guten Teil werden dabei die Hauptaufgaben überhaupt erst sichtbar.

Ausgehend von der neu bekräftigten Einsicht, daß Wort und Satz die beiden Grundformen sprachlicher Einheiten sind, wird man auch für die Probleme des Satzes die Bezüge aufsuchen, die für Aufbau und Existenz geistiger Phänomene in der Gemeinschaftsform der Sprache maßgeblich sind. Dabei ist mit allem Nachdruck daran zu erinnern, daß die Scheidung der Ebenen der Sprache auch hier grundlegend bleibt, und daß bei aller Enge der Beziehungen eine Verwechslung oder Vermischung von Gemeinschaftsform und Individualform des Sprach-

lichen methodisch unzulässig, ja geradezu verderblich ist. Damit scheint ja nun die übliche Einsteigstelle in die Syntax verbaut. Dem vielfach hervorgehobenen, wenn auch nur halbrichtigen Ausgangsgedanken von der Priorität des Satzes entsprechend wird auch in der wissenschaftlichen Behandlung des Satzes mit Einzelsätzen begonnen, die dann, da sie ja offenbar der *parole* angehören, weniger zum Ausgang einer Satzlehre als zur Materialsammlung für Analysen nach Satzgliedern und Satzteilen dienen. Bereits an dieser Stelle ist größte Aufmerksamkeit nötig, wenn man nicht von Anfang an den systematischen Aufbau einer Satzlehre gefährden will. Somit muß an erster Stelle die Unterscheidung zwischen formuliertem Satz der Rede und geltendem Satzplan der Muttersprache herausgearbeitet werden. Und insofern ein geltender Satzplan eine vollgültige muttersprachliche Einheit ist, so kommen ihm die beiden Qualitäten der geltenden Satzgestalt und des geltenden geistigen Satzinhaltes zu. Wenn an dieser Stelle Klarheit geschaffen ist, wird der Rückgriff auf die Sprachelemente möglich, die eine solche Satzgestaltung in der Gemeinschaftsform der Sprache mit aufbauen und tragen. Damit wird die inhaltbezogene Syntax auch zum sachgemäßen Ausgangs- und Bezugspunkt für die Überlegungen, die traditionell der Morphologie zukamen, die aber nun konsequent von einer gestaltbezogenen 'Formenlehre' der Hauptwortarten in eine inhaltbezogene Lehre von den Denkkreisen der Wortarten übergeführt werden müssen. Von diesen beiden Seiten, Satzplänen und Denkkreisen aus, wird dann auch die schwierigste der syntaktischen Aufgaben zugänglich: die Einsicht in die Rolle der Satzglieder, auf deren Zusammenwirken die geistige Leistung eines Satzplanes sich stützen muß. So schließt sich dann der Kreis einer inhaltbezogenen Syntax, die zugleich Gelegenheit genug hat, auf die Wechselwirkungen zwischen Wortfeldern und Wortständen einerseits, der Grundgliederung und den Ausbauförmern der Satzpläne andererseits zu achten.

Formulierte Sätze und geltende Satzpläne

Eine wissenschaftliche Bewältigung des Meeres von Sätzen, die in einer Sprache denkbar sind, rückt erst dann in die Nähe des Möglichen, wenn wir ernst machen mit der Scheidung zwischen Sprache als individueller

Erscheinung und Sprache als sozialer Geltung. Bei allem sachlichen Zusammenhang sind beide als methodische Probleme völlig verschieden. Die systematische Priorität liegt auch hier bei der geistigen Geltung.

Die Gegenüberstellung von formuliertem Satz und geltendem Satzplan spricht im Grund für sich selbst. Was der sprachlichen Beobachtung begegnet, sind formulierte, ausgefüllte Sätze, bezogen auf bestimmte Situationen, ausgestattet mit einmaligem Gehalt. Was wir erreichen müssen, sind die Bedingungen, die losgelöst von Einzelsituationen und konkreter Wortfüllung in einer geltenden Muttersprache die Bildung von Einzelsätzen ermöglichen. Das Problem hat in einer Hinsicht Verwandtschaft mit dem Wortproblem: das einzelne gesprochene Wort als individuelle Realisierung des gemeinsprachlich geltenden Wortes. Aber die Unterschiede sind doch beträchtlich, und daran liegt es wohl, daß man die in der Wortlehre offenkundigen Folgerungen in der Satzlehre so lange übersehen hat. Die Wortlehre hat es mit dem geprägten Wort zu tun, das auch muttersprachlich bereits gestalthaft-inhaltlich ausgebaut ist; der Übergang von der muttersprachlichen Geltung in den individuellen Sprachbesitz und in die konkrete Realisierung hinein ist klar verfolgbar. Wie ist es aber für die Satzlehre? Der einzelne konkret geäußerte Satz läßt sich fassen. Aber was steht dahinter? Die Antwort erscheint heute leichter, nachdem die generative Grammatik mit solchem Nachdruck die *Kreativität* und *Kompetenz* des Einzelnen hervorgehoben hat: seine Fähigkeit, noch ungehörte Sätze zu produzieren und kraft einer unmittelbaren Urteilssicherheit auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Das ist richtig, aber nur die halbe Wahrheit. An dieser Stelle werden zwei Grundirrtümer der generativen Grammatik sichtbar: ihr Unvermögen, Tatbestände des Überindividuell-Geistigen sachgemäß zu fassen und ihre Überschätzung der sprachlichen Schöpferkraft des Einzelnen. Wenn man diese beiden Fehler korrigiert, kommt man zu einer überzeugenderen Ursachenkette: der einzelne formulierte Satz ist gebunden daran, daß sein Urheber ein Modell beherrscht, nach dem er richtige Sätze hervorbringen und beurteilen kann. Aber weder dieses Hervorbringen noch die entsprechende Kontrolle sind seine individuellen Leistungen, sondern sie sind in dem Prozeß der Spracherlernung begründet, in dem der Einzelne Satzpläne, die in der Muttersprache gelten, unreflektiert übernommen und für sich verbindlich gemacht hat. Die 'Kompetenz' ist der Grad der individuellen Verwirklichung muttersprachlicher Geltungen; die 'Kreativität' die sachge-

mäße Realisierung der im muttersprachlichen Satzplan beschlossenen Möglichkeiten. Eine solche Überwindung des individualistischen Modells ist unentbehrlich, wenn man auch nur die einfache Frage, wie denn bereits zwei, geschweige denn Tausende und Millionen von Sprachangehörigen, zu vergleichbarer Kompetenz und Kreativität gelangen können, ungezwungen beantworten will. — Damit ist der Weg frei zur eigentlichen Quelle auch der Sätze. Wie im Falle des Wortes ein Kreislauf führt von der Geltung des Wortes in der Muttersprache über seine Verwirklichung im Sprachhaben des Einzelnen und seine Realisierung im Sprechakt zurück zur Verstärkung der gemeinsprachlichen Geltung, so ist es auch im Bereich des Satzes. Und zwar ist der Vollzieher dieses Wirkungszusammenhanges der Satzplan: in der Gemeinschaftsform der Sprache gilt der Satzplan, der über Verwirklichung beim Einzelnen und Realisierung im Sprechakt wieder zur Verstärkung der Geltung und Verbindlichkeit des Planes in der Gemeinschaftsprache führt. Dabei fällt der muttersprachlichen Geltung die entscheidende Rolle zu; weder bei der Sprechäußerung, dem formulierten Satz, noch bei dem Sprachbesitz des Einzelnen (dem Untergrund seiner Kompetenz und Kreativität) kann der systematische Ansatz liegen, sondern nur die soziologische Interpretation der geistigen Geltung in der Gemeinschaftsform der Sprache kann einen solchen Ablauf verständlich machen. Damit erweist sich der Satzplan als die entscheidende Größe im syntaktischen Teil der inhaltbezogenen Grammatik.

Die geltenden Satzbaupläne

Geltende Baupläne für Sätze muttersprachlichen Charakters — damit rückt die geistige Seite der syntaktischen Sprachelemente in größere Nähe der Erforschbarkeit als es je zuvor der Fall war. Daß es so etwas geben müsse, hat sich gewiß öfters bemerkbar gemacht, und es gibt verschiedene Ansätze, es festzuhalten: Satzmodelle, Grundformen, Satztypen. Aber die Absicht und die Möglichkeit einer Lehre von den Satzbauplänen gehört im wesentlichen der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg an.

Wir suchen hier nur die entscheidenden Stellen der Vertiefung der Fragestellung auf. Im Grunde ist viel Selbstverständliches darin, das

aber erst im Lichte des inhaltbezogenen Sprachmodells Leben gewinnt. Wenn jemand in Sätzen reden will, kann er ohne Muster und Vorbilder gar nicht anfangen: weder als Sprecher noch als Hörer hat er freie Verfügung über die Satzbildung. Was von ihm abhängt, sind die Wörter, die Formen, die er ins Spiel bringt, je nach Persönlichkeit und Situation. Was nicht von ihm abhängt, sind die Möglichkeiten, einen Satz zu bauen. Hier muß er, wenn er verständig und verständlich vorgehen will, auf Möglichkeiten zurückgreifen, die muttersprachlich gelten. Diese Möglichkeiten erweisen sich bei näherer Untersuchung als besser überschaubar, als man bei der Unsumme wirklich formulierter Sätze annehmen sollte. Letztlich lassen sie sich auf eine übersehbare Zahl von Grundformen zurückführen, nach denen in einer Sprache Sätze gebildet werden können. Die elementarsten Formen solcher für die ganze Sprachgemeinschaft verbindlicher Modelle nennen wir Satzbaupläne einer Sprache. Ihre Zahl dürfte von Sprache zu Sprache schwanken. Man wird für die deutsche Sprache von etwa dreißig Grundformen für einfache Aussagesätze ausgehen dürfen. Vgl. P. Grebe in der Dudengrammatik, zuerst in der 15. Auflage von 1959. Zur weiteren Entwicklung gerade für die elementaren Ausgangsformen jetzt vor allem U. Engel, Die deutschen Satzbaupläne, Wirkendes Wort 20, 1970, S. 361 ff.

Besondere Beachtung verlangt dann die Tragweite der stärker ausgebauten Satzpläne gerade auch in geistiger Hinsicht.

Zur Untersuchung der Satzbaupläne seien hier die wichtigsten Gesichtspunkte vorausgeschickt. Es wird ausgegangen von dem Befund, daß in der Gemeinschaftsform der Sprache Muster gelten, nach denen alle Angehörigen der Sprache in ihrem Sprachhandeln Sätze bilden und verstehen. Als Stufen der Wirksamkeit haben sich uns ergeben: übergreifende geistige und geschichtliche Geltung in dem Wechselbezug Sprachgemeinschaft — Muttersprache; unreflektierte Verwirklichung in dem Sprachbesitz des Einzelnen (nach Erlernung und Verfügbarkeit); geläufige Realisierung in dem sprachlichen Handeln aller Sprecher und Hörer, mit Festigung der Geltung innerhalb der Sprachgemeinschaft. Der grammatische Zugang zu diesen Tatsachen führt über das Bewußtmachen der einzelnen Baupläne.

Entscheidend für dieses Bewußtmachen ist, daß solche geltenden Satzbaupläne sinnlich-geistige Sprachganzheiten sind. Das heißt also, daß für jeden Bauplan eine Gestalt aufweisbar sein muß, an der seine Identi-

tät nachweisbar ist; und daß entsprechend ein geistiger Inhalt nachzuweisen ist, der ein konstitutiver Teil des Planes ist, und der in jede persönliche Verwirklichung und in jede konkrete Realisierung als entscheidender Faktor eingeht.

Hier kommen also die wesentlichen Bedingungen des inhaltbezogenen Verfahrens zum Vorschein. Voraussetzung ist die folgerichtige Unterscheidung zwischen gemeinschaftlicher und individueller Erscheinungsform von Sprache. Das was zunächst eine exakte Erforschung unmöglich zu machen schien, die unausdenkbar vielen konkreten Sätze mit ihren situationsbedingten Variationen, kommt überhaupt nicht ins Spiel. Was relevant ist, ist auf der individuellen Ebene der geistige Gehalt der Satzpläne, über die der Einzelne verfügt und der nicht identisch ist mit dem Situationsgehalt des gefüllten Einzelsatzes, wohl aber als entscheidendes muttersprachliches Element in jedes persönliche Arbeiten mit einem Satzbauplan eingeht. Seine eigentliche Problematik gehört der Gemeinschaftsform der Sprache an, und dort treten die Tatsachen seiner geistigen Geltung hervor, durchaus vergleichbar mit dem Bedingungskomplex, der sich bei dem Versuch, die muttersprachliche Geltung eines Wortes zu verstehen, offenbarte.

Die Betrachtung der Satzelemente nach Satzstücken, Satzteilen und Satzgliedern

Auf den ersten Blick erscheint es denkbar schwierig, etwas Greifbares auszusagen über einen geistigen Gehalt, der in der Geltung eines Satzbauplanes der Sprachgemeinschaft in allen ihren Mitgliedern unbewußt vorgegeben und undurchschaut verbindlich sein soll. Da das Problem der Satzbaupläne in seiner inhaltlichen Tragweite erst spät erkannt wurde, verfügen wir auch kaum über ausdrückliche Aufschlüsse. Aber es zeigt sich, daß unter den zahllosen Bemühungen der Syntax doch auch Fragestellungen waren, die bei konsequentem Durchdenken weitergeführt und insbesondere mit inhaltbezogenen Methoden aussagekräftig gemacht werden können. Wir nehmen sie in einigen Stichworten voraus, um dann die für die inhaltbezogene Grammatik wichtigsten etwas zu erläutern.

Lange bevor man Sätze als Ganzheiten faßte, die eben nur aus dem gegliederten Miteinander ihrer Elemente verstehbar sind, hat man für einzelne Teile innerhalb von Sätzen Kriterien der Bestimmung erarbeitet. Diese gehen nach zwei Richtungen.

Zu den ältesten Beobachtungen gehört, daß – mindestens in unseren nächsten Sprachen – die Wörter innerhalb eines Satzes nicht in einer unveränderlichen Form auftreten, sondern in einem Spiel möglicher Abwandlungen, die man gemäß der Formenbildung der früheren Sprachstufen als Kombinationen von Wortstamm und flexivischen Endungen faßte. Die dabei auftretenden 'Endungen' stehen in systematischen Zusammenhängen und können in den Formenkreisen der Hauptwortarten bewußt gemacht werden. An jedes Einzelstück eines Satzes kann die Frage nach seiner Ausstattung mit solchen flexivischen Elementen gestellt werden. Eine solche Bestimmung der Satzstücke war die vorherrschende Form der Satzanalyse bis ins 18. Jahrhundert hinein. Sie bietet zwei Möglichkeiten der Auswertung. Für Einzelsätze ist ein solches Inventar der Satzstücke immerhin eine Gruppe von Tatsachen, die auf die Zusammenhänge der Bestandteile dieser Einzelsätze hinweisen, ohne aus einer Kenntnis dieser Zusammenhänge abgeleitet zu sein. Auf's Ganze gesehen geben sie die Materialmasse für die Erkenntnis der geistigen Ausbaurichtungen, mit denen vor allem die Hauptwortarten ausgestattet sind. Diese systematische Auswertung ist es, die uns zunächst unter dem Titel der 'Denkkreise der Wortarten' beschäftigen muß. In ihr ist auch ein Kreis von Termini der Formenlehre begründet, die für die Einsicht in die geistige Sprachseite von höchster Bedeutung sind und auch der Beurteilung der Satzbaupläne ganz allgemein dienen.

Neben solche Bemühungen, die in der Bestimmung von Satzstücken auch dem Durchschauen von einzelnen Satzplänen vorarbeiten, ist seit dem 18. Jahrhundert auch das Aufdecken von Satzteilen und Satzgliedern getreten. Hier kommen die in dem einzelnen Satz und dementsprechend auch in dem Bauplan, der ihm zugrunde liegt, zusammenwirkenden Bestandteile zur Geltung. Art, Grundlagen und Folgen ihres Zusammenwirkens gehören allerdings zu den schwierigsten Aufgaben des Bewußtmachens der geistigen Sprachleistungen. Es sieht aber so aus, als ob man auch hier vorankäme, wenn man die Grundgedanken der inhaltbezogenen Grammatik konsequent auswärtete. In dieser Hinsicht werden wir versuchen, in die Betrachtung nach *Satzteilen* und

Satzgliedern – diese beiden Hauptbegriffe werden weithin durcheinander gebraucht – etwas mehr Konsequenz zu bringen.

Die Denkreise der Wortarten

Unter den Sondergebieten, die innerhalb der inhaltbezogenen Syntax besondere Aufmerksamkeit erfordern, steht die Lehre von den Denkreisen der Wortarten an erster Stelle. In einer gewissen Weise repräsentiert sie in der heutigen Forschung den ältesten grammatischen Einschlag, indem sie die griechische Lehre von den *μέρη τοῦ λόγου*, also dem was wir heute *Wortarten* nennen (von *Redeteilen* o.ä. kannten weder Griechen noch Römer etwas) fortsetzen. Diese selbst war eine merkwürdige Mischung von gestalthafter und inhaltlicher Betrachtung. In der Epoche ihrer philosophischen Begründung (seit dem 5. Jh. v. Chr.) war die griechische Lehre von den Wortarten durchaus auf die geistigen Kategorien aus, die in den Formensystemen der einzelnen Wortarten ausgeprägt erscheinen. Und die festgestellten Formensysteme wurden durchaus als geistiger Ausbau gewertet und benannt. Auf solche geistige Interpretation gehen die Fachausdrücke zurück, die in manchen Übersetzungsformen bis heute eine große Rolle gespielt haben (meist in den lateinischen Übersetzungen der griechischen Originale: *Nomen* und *Verbum*, *Kasus* und *Tempus*, *Nominativ* und *Praesens* usw.). Wo diese Erscheinungen angesiedelt wurden, ist selten genau festzustellen. Meist werden Sachbezüge die Hauptrolle gespielt haben, doch ist in philosophischen Kreisen eine Unterscheidung zwischen Sachgehalt und Sprachgehalt durchaus nachweisbar.

Diese Ausgangsbedingungen verschoben sich mehrfach, seit der philosophische Anstoß in die grammatischen Analysen einging. Seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. entfaltete sich, zuerst in griechischer, dann in römischer Bearbeitung, die die Folgezeit beherrschende *ars grammatica*, deren Hauptteil die Wortarten blieben, nun aber mit dem Schwergewicht in der richtigen Formenbildung. Als Regelgrammatik für das Erlernen von Bildungssprachen wurde sie immer mehr zu der Formenlehre, wie wir sie noch kennen: Anleitung zur richtigen Formenbildung in Deklination und Konjugation, mit Fachausdrücken vielfach philosophischen Ursprungs, die aber zur formelhaften Kennzeichnung gestalthafter Ver-

fahrensweisen abgesunken sind. Der Bezug zur geistigen Sprachseite ist so weit abgerissen, daß die Schulgrammatik davor warnt, den einschlägigen Fachausdrücken irgend welchen Aufschlußwert beizumessen.

Diesen geschichtlichen Hintergrund muß man im Auge behalten, wenn man die heutigen Bemühungen um den geistigen Aufschlußwert der überkommenen Formenlehre verstehen will. Nachdem diese zu einer extrem gestaltbezogenen Disziplin mit pseudogeistigem terminologischem Aufschluß geworden war, konnte die Reaktion nicht ausbleiben. Den ersten Anstoß gab der Zerfall der antiken Flexion mit ihren charakteristischen Endungen. Vor allem der Ausbau der analytischen Flexion führte zu erneutem Durchdenken der Formenkreise. Darüber wurde auch der Widerspruch gegen die überkommenen terminologischen Ordnungen verstärkt, sowohl im Hinblick auf den Bestand, wie im Hinblick auf die Auslegung. — Besonders nachdrückliche Folgerungen wurden auch aus der Erforschung nichtindogermanischer Sprachen gezogen. Dort zeigten sich Wortarten mit Entfaltungskreisen, die so weit von den traditionellen Kategorien abwichen, daß deren Anwendung den vorgefundenen Bestand nur verfälschte.

Aus dieser Situation wurden nun zwei Auswege gesucht, die beide für die inhaltbezogene Betrachtung wichtig sind. Der eine, sowohl aus sachlicher Not wie aus prinzipieller Haltung eingeschlagene, suchte völlig auf die bisherigen Methoden zu verzichten. Beschränken wir uns auf die jüngsten Stufen eines seit Jahrhunderten abgewandelten Suchens, so ging man vor allem im Bereich unerforschter Indianersprachen von einer Sammlung mündlicher Sprechzeugnisse aus, suchte mit Hilfe geeigneter Methoden (vor allem statistischer und Verschiebungsproben) stammhaftes Wortgut von 'flexivischen' Elementen zu trennen, um dann diese letzteren zu ordnen. Diese auf F. Boas und E. Sapir zurückgehende und vor allem in der Schule von K. L. Pike ausgebaute Methode hat immerhin den Vorzug des unvoreingenommenen Ansatzes. (Vgl. Kenneth L. Pike (seit 1954), vor allem 'Language in Relation to a Unified Theory of the Structure of Human Behavior', ²1967.) Die Auswertung wirft vielerlei Fragen auf. Soweit die Lehre von den Wortarten in Betracht kommt, liegen die Hauptschwierigkeiten in der notwendig gestaltbezogenen Materialsammlung und in der Frage, wie man in diesen Befunden die eigenständigen geistigen Ausbaurichtungen greifen kann, ohne doch wieder in die Gefahr des traditionellen Denkens zu

kommen. Die Methoden von Pike, der grundsätzlich mit einer eigenen inneren Form jeder Sprache rechnet, sind auf eine 'emische Beschreibung' abgestellt, d.h. "eine Beschreibung durch ein System von Begriffen, die der entsprechenden Sprache inhärent sind" (W. Kummer). Diese Betrachtung berührt sich also eng mit dem, was wir mit einer Untersuchung der Denkreise der Wortarten suchen: vorurteilsloses Aussondern der 'flexivischen' Elemente und eigenständiges Herausarbeiten der in ihnen beschlossenen geistigen Ausbaurichtungen. Auf eine Diskussion der Ergebnisse können wir hier nicht eingehen.

Im Grunde wäre ein solches Verfahren zur Eruierung unbekannter Spracheigentümlichkeiten auch durchaus denkbar (und vielleicht notwendig) im Hinblick auf unsere wohldurchforschten modernen indogermanischen Sprachen. Es fehlen aber (außer gewissen Ansätzen bei C.C. Fries) die wirklich radikalen Eingriffe, die nötig wären, sowohl in der gestalthaften, wie in der inhaltlichen Behandlung, so daß der Gesamteindruck der Flickarbeit bleibt, selbst wo das ganze grammatische System grundsätzlich in Frage gestellt wurde. Die größte Aussicht hätte man den strukturalistischen Ansätzen gegeben, die gerade von den Formenkreisen der Wortarten aus die Auflockerung der überkommenen Kategorien betrieben. Leider machte sich hier von Anfang an die Grundgefahr des Strukturalismus bemerkbar, daß er sich über die geistige Gegenseite der gestalthaft aufzudeckenden Phänomene zu wenig klar war. Sicher ist Strukturalismus nicht gleich Strukturalismus. Aber selbst so sprachnahe Forscher wie L. Hjelmslev gerieten zu rasch in den Bann einer *tabula* der möglichen Beziehungsrichtungen (also etwa ausdenkbarer Kasus), aus der dann Funktionen von letztlich doch gestaltbezogenen Formen abgeleitet wurden. In merkwürdigen Halbheiten blieben auch die taxonomischen Strukturalismen: obwohl Bloomfield, wie auch Harris in Untersuchungen über Eingeborenen-sprachen schöne Beispiele für die Eruierung unbekannter Kategorien geliefert hatten, blieben ihre Modelle für die Untersuchung des Englischen (und damit der uns näherstehenden Sprachen) ziemlich unfruchtbar. Zu einem guten Teil liegt das daran, daß auf dem Höhepunkt der taxonomischen Betrachtung "jegliche Benutzung von Kriterien der grammatischen Bedeutung linguistischer Formen tabuiert" wurde. (Weiteres bei W. Kummer, *Studium Generale* 22, 1969, S. 254 ff.) Zudem gerieten die immer exakteren Formanalysen zunehmend in den Sog der Computerlinguistik,

die jeden Ansatz einer eigenständigen, innersprachlichen Bestimmung des geistigen Gehaltes solcher Formenbestände vereitelte.

Bei der Neigung eines großen Teiles der heutigen deutschen Forscher, sich in den Bahnen amerikanischer Linguisten zu bewegen, ist auch das im Bereich der Wortarten nötige Umdenken von gestaltbezogenen Formenkreisen zu inhaltbezogenen Denkkreisen mehr im Rückstand geblieben als nötig wäre. In einzelnen Teilproblemen, wie etwa der Beurteilung der 'Tempora' des Deutschen, sind zwar unter reger Beteiligung die beiden hauptsächlichsten Gefahren abgewehrt worden: auf jeden Fall ist klar, daß im Denkkreis des Verbs keine Kategorie *Tempus* in dem Sinne ausgebaut ist, daß die zugehörigen 'Formen' vom Standpunkt 'objektiver Zeitverhältnisse' aus abgeleitet und erklärt werden könnten. Wenn so das sachbezogene Modell nicht anwendbar ist, so scheidet auch das gestaltbezogene 'Bedeutungsmodell' an den Befunden; eine 'Funktion' der Praesens- oder Präteritumsformen gibt es nicht, mögen auch einige Inhaltsrichtungen im Vordergrund stehen. Schon lange ist der Vorschlag gemacht, die irreführende Nomenklatur *Praesens*, *Gegenwart* usw. durch rein gestaltbezogene Termini wie *1. Stammform* abzulösen. Ein wirklich angemessenes Bewußtmachen gibt es nur, wenn man vorurteilslos alles das, was im 'Tempusbereich' relevant ist, geistig zusammenfaßt und auf die Gesichtspunkte, die darin eine Rolle spielen, prüft: auf tatsächliche Zeitbezüge, auf Aspekte des Geschehensablaufs, auf subjektive Beurteilungsmaßstäbe usw. Und wenn man dann noch die anderen Ausbaurichtungen des Verbs nach Modi, Diathesen und ähnlichem ebenso vorurteilslos auf ihren Stellenwert geprüft hat, kann man versuchen, den Denkkreis zu beschreiben, der im deutschen Verb an Hand funktions-tüchtiger sinnlicher Elemente ausgeprägt ist als System nachhaltig in den Gesichtskreis der Sprachgemeinschaft gebrachter Ausbaurichtungen, die als muttersprachliche Geltungen der geistigen Sprachseite angehören.

Zu Fragen des verbalen Denkkreises vgl. nach Jost Trier und vielen anderen S. Jäger, *Der Konjunktiv in der deutschen Sprache der Gegenwart*, 1971; zu den Tempusproblemen U. Hauser-Suida / G. Hoppe-Beugel, *Die "Vergangenheitstempora" in der deutschen Sprache der Gegenwart* (erscheint Ende 1971), und H. Gelhaus, *Untersuchungen zum Futur in der deutschen Gegenwartssprache* (erscheint 1972). Zu den Fragen der

Diathesen vgl. L. Weisgerber, Die täterabgewandte Diathese, in: 'Die vier Stufen in der Erforschung der Sprachen', 1963, S. 233 ff.; K. Brinker, Das Passiv im heutigen Deutsch, 1971, und weitere Untersuchungen des Instituts für deutsche Sprache.

Die Satzstücke und ihre Valenzen

Aus einem solchen Zwischenzustand heraus sind die Bestimmungen zu verstehen, die auch heute noch auf die *Satzstücke* anzuwenden sind. Diese gehen notgedrungen noch vorwiegend auf den Wegen der griechisch-lateinischen-(nur in Ansätzen)neuzeitlichen Terminologie, weiterhin unempfindlich für bereits feststehende Einsichten (als ob man z.B. mit *Dativ* in allen Sprachen, womöglich noch mit gleichem Inhalt, rechnen könnte). Manche bereits erreichten Positionen wurden wieder geräumt (so bei H. Glinz mit der nur halb richtigen Begründung von der Zweitrangigkeit der Terminologie). Von den eigentlich berufenen jüngeren Forschern jagen allzu viele utopischen Zielen nach. So kommt es, daß bei der Bestimmung der Satzstücke die notwendig vollständige Angabe aller Dimensionen der jeweiligen Wortart kaum soviel erbringt wie in den Anfängen der griechischen Grammatik. Dabei spielt noch mit, daß die Formensysteme sehr beharrungskräftig sind, so daß die geschichtlichen Verschiebungen zwischen Gestalten und Inhalten zu sehr verwickelten Beständen führen. Trotzdem ist es unentbehrlich, in einer stetig zu verbessernden Weise nicht nur die Stücke formulierter Sätze, sondern vor allem die sämtlichen Stellen eines Satzbauplanes (und das gilt für alle Satzbaupläne) auf die Beziehungs'büchel' hin zu prüfen, die mit den dort einsetzbaren Satzstücken ins Spiel gebracht werden.

Einer solchen Untersuchung von Satzstücken als 'Beziehungsbündeln' kommt eine erhebliche Tragweite zu. Erscheint sie bei gestaltbezogenem Verfahren als bescheidene Vorstufe der Satzanalyse aus der Zeit vor G. Girard, so gewinnt sie bei inhaltbezogener Betrachtung eine erneute Wichtigkeit. Der Grund liegt darin, daß in den uns geläufigen Sprachen die einzelnen Elemente eines Satzes nicht als bloße Wortstämme auftreten, sondern notwendig in der Form von Satzstücken, das heißt, ausgestattet mit Satzwerten, die sich aus der Teilhabe am

Denkkreis einer bestimmten Wortart ergeben. Die Kategorien jeder Wortart, wie sie etwa bei der schulmäßigen Bestimmung einer Wortform des Lateinischen angewandt werden, sind ja bei inhaltlicher Betrachtung Beziehungsrichtungen, in denen ein Wort im Satzganzen aktualisiert werden muß. Insofern ist ein solches potentielles Satzstück bereits mit Ausstrahlungswerten ausgestattet, die man in genereller Weise aufzeigen kann, als Bündel von obligatorischen oder fakultativen Beziehungen zu anderen Satzgliedern.

Hier ist der Ansatz für die Rede von den Valenzen, die einem Satzglied bereits als Satzstück zukommen, seiner möglichen Wertigkeit in einem Satzganzen. Es ist das Verdienst von L. Tesnière, auf die Rolle hingewiesen zu haben, die der Beachtung solcher Valenzen für das Durchschauen des Aufbaus eines Satztyps zukommt. Für die Auswertung seiner Gedanken, deren System erst posthum 1959 unter dem Titel 'Elements de syntaxe structurale' veröffentlicht wurden, setzt sich besonders J. Fourquet ein (vgl. jetzt 'Prolegomena zu einer deutschen Grammatik', 1970). Sie wurden besonders gefördert durch H. Brinkmann (zuletzt 'Die deutsche Sprache', 1962, S. 223 ff.), J. Erben in seiner Deutschen Grammatik (seit 1958), G. Helbig, H.J. Heringer, nachdrücklich eingearbeitet bei U. Engel, Die deutschen Satzbaupläne (Wirk. Wort 20, 1970, S. 361 ff.). Als besonders zu beachtende Beobachtungen ergaben sich, daß die einzelnen Wörter nicht gleichmäßig an den Ausstrahlungswerten ihrer Wortart teilhaben; daß dadurch vor allem im verbalen Kreis Verbschichten mit abgestuften Valenzen bedingt sind, die sich entsprechend differenziert in den möglichen Satzplänen auswirken; daß aber auch das zeitweilige Überwiegen der Beachtung verbaler Valenzen korrigiert werden muß durch den Hinweis auf die Ausstrahlungsbündel, die Angehörige anderer Wortarten in einen Satzplan einbringen. Insgesamt ist diese Betrachtungsweise durchaus ausbaufähig. Sie bringt auch Förderung für das vertiefte Verständnis der wechselseitigen Abhängigkeiten der Satzglieder.

Satzteile und Satzglieder

Von der antiken 'Syntax' war die Stufe der Bestimmung einzelner Satzstücke (und der von da aus greifbaren Wortgruppen) nie überschritten

worden. Es dauerte bis ins 18. Jahrhundert, bis eine im engeren Sinne als Satzlehre zu bezeichnende Forschungsrichtung Gestalt gewann. Die an G. Girard anknüpfende Terminologie für die Unterscheidung von Satzteilen leitete eine wesentlich neue Betrachtung der Sätze ein. Nun handelte es sich wirklich um die Formen des Bewußtmachens der Konstruktionen ganzer Sätze, die eine erste Analyse und Synthese des Gesamtbestandes von Satzstücken in einem Satz erlaubte. Der Aufschlußwert einer solchen Satzanalyse ist bis heute umstritten. Das terminologische Gerüst stützt sich vor allem auf die sechs Hauptbegriffe *Subjekt, Prädikat, Objekt, Attribut, Apposition, Adverbiale*. Die einzelnen Termini haben eine ungleiche Vorgeschichte, die sich z.T. bis in die griechische Philosophie zurückverfolgen läßt, jedoch so, daß die Verbindung sich auf die Lautung beschränkt, während etwa das grammatische *Subjekt* mit dem zugrunde liegenden griech. ὑποκείμενον der Logik kaum mehr etwas zu tun hat. Es kommt hinzu, daß eine ausreichende Prüfung der Tragweite dieser Terminologie weder bei der Entstehung noch bei der Übertragung auf andere Sprachen und insbesondere die Schulgrammatik durch K.F. Becker gelungen ist, so daß bei der allgemeinen späteren Verbreitung dieser Satzanalyse eine Unausgeglichenheit zwischen Handhabung und Durchschauen geblieben ist; (vgl. H. Glinz, *Geschichte und Kritik der Lehre von den Satzgliedern in der deutschen Grammatik*, 1947; G. Haselbach, *Grammatik und Sprachstruktur*, 1966).

Bei dieser weithin verbliebenen Ungewißheit wird es für uns hier besonders dringlich zu wissen, inwiefern diese Satzanalyse mit ihren Begriffen die geistige Seite der Sprache trifft. Praktisch zeigen sich zwei Grundanschauungen. Die eine bleibt in der Nähe des Sprachrealismus: sie sucht die Bezugsgrößen für *Subjekt* usw. jenseits der Sprache in den logischen Denkopoperationen, die vor den sprachlichen Verfahrensweisen stehen. Dann hätten wir es zu tun mit Fragen, die eigentlich die Sprachwissenschaft nicht zu beschäftigen brauchen. Tatsächlich verfahren wir auch dementsprechend. Die Analyse nach Satzteilen nehmen wir unbedenklich so vor, als ob sie allgemeingültig anwendbar wäre, also auf alle in einer Sprache vorkommenden Sätze, und auf die Befunde in verschiedenen Sprachen, mindestens unserer näheren sprachlichen Umgebung. — Dem stehen allerdings andere Argumente gegenüber. Die einen verfechten nicht ohne Gründe die Meinung, daß die Annahme einer all-

gemeinen, also letztlich übersprachlichen Geltung der *Subjekt*-Terminologie nicht haltbar sei, daß also z.B. die Anwendung dieser Satzanalyse auf japanische Sätze Gefahr laufe, in die fremde Sprache unsere Sehweisen hineinzutragen, und daß die gewaltsame Interpretation nach unserem Muster schließlich die eigenständige Art des fremdsprachlichen Verfahrens verfälsche. Auch die Anwendbarkeit der Subjekt-Analyse auf alle Sätze der gleichen Sprache hat sich als problematisch erwiesen. Man kann mit gutem Recht sagen, daß zwischen dem *Subjekt* eines Handlungssatzes (*der Orkan zerstörte zwei Städte*) und dem *Subjekt* eines Vorgangssatzes (*der Wind weht*) so viele prinzipielle Unterschiede bestehen, daß man nicht recht sieht, was die Gleichsetzung als *Subjekt* begründet und rechtfertigt. Wenn aber *Subjekt* nicht gleich *Subjekt* ist, dann verwischt unsere geläufige Satzanalyse Grenzen innerhalb des geistigen Bereiches der Sprache.

Wahrscheinlich ist es am besten, der *Subjekt*-Terminologie nicht allzuviel inhaltliche Tragweite beizumessen. Sie steht näher bei gestalthaften Kriterien und erbringt tatsächlich nur Aufschlüsse über Satzteile als grammatische Phänomene. Alles spricht dafür, im Hinblick auf die geistige Seite den Hinweisen zu folgen, die für eine stärkere Differenzierung zwischen *Satzteilen* und *Satzgliedern* sprechen. *Satzteile* mögen in allgemeiner Form festgestellt werden als mögliche Bestandteile in allen Satzkonstruktionen einer Sprache. Dagegen würde die Feststellung von *Satzgliedern* bereits den Bezug auf die Bedingungen eines tatsächlich geltenden Satzplanes bestimmter Sprache einschließen (also nicht *Dativobjekt* allgemein, sondern 'dativischer' Mitspieler in einem Zuwendungsatz). Damit käme die geistige Rolle der tragenden Glieder im Aufbau eines Satzbauplanes zur Geltung. *Satzglieder* in einem speziellen geltenden Bauplan, — das lenkt nun den Blick zurück auf die übergreifenden Bedingungen, die einem Satzplan zukommen als geltender Ganzheit von syntaktischer Gestalt und syntaktischem Inhalt.

Die geistige Geltung eines Satzbauplanes

Wenn es beim Rückblick verwunderlich erscheinen mag, wie lange die Sprachforschung gebraucht hat, um das Satzproblem in den Griff zu bekommen, so türmen sich bei jedem Schritt vorwärts die aufgewiese-

nen Voraussetzungen des Satzbaus zu nur langsam zu überwindenden Hindernissen auf. Trotzdem wird man sagen, daß man mit dem Hochkommen des Begriffs des Satzbauplanes nicht nur die wichtigste, sondern auch die am konzentriertesten ausbaufähige Betrachtungsweise der Syntax erreicht hat. Es war ein glückliches Zusammentreffen, daß die in E. Drachs 'Grundgedanken der deutschen Satzlehre' (1937) hinterlassenen Einsichten in den gestalthaften Aufbau der Satzpläne (so Drachs Ausdruck) unmittelbar Eingang fanden in die Suche nach den Elementen des inhaltlichen Aufbaus von Sätzen (Satzbaupläne, Weisgerber 1938). Was Drach an übergreifenden gestalthaften Kriterien (Satzmelodie, Wortstellung, Großgliederung in Vorfeld, Mitte, Nachfeld) herausgearbeitet hatte, gab unmittelbaren Anhalt bei der Suche nach einer Ablösung der unfruchtbaren Formen der Satzanalyse durch den Nachweis einer vom Satzganzen aus zu verstehenden inhaltlichen Struktur. Über alle Unterschiede in Einzelheiten, auch terminologischer Art, ist damit die Arbeitsrichtung im großen aufgewiesen. Hier kommt es auf die Lehre von den Satzbauplänen an, so wie sie im Rahmen des inhaltbezogenen Modells an der Aufhellung der geistigen Sprachseite beteiligt ist.

Den wichtigsten praktischen Anstoß hat P. Grebe gegeben, als er 1959 in der Neubearbeitung der Dudengrammatik diesen Fragen eindringlich nachging. Aus einem umfassenden Material von Beispielen des Deutschen hat er zunächst 33 Modelle für einfache Aussagesätze herausgezogen, die er als Grundformen vorstellt mit der überprüften Erwartung, daß von ihnen aus die unerschöpflichen Variationen der realisierten Sätze zugänglich werden. In einer ersten Anordnung werden sie in zwei große Gruppen untergeteilt: 1) Handlungssätze und 2) Vorgangs-, Zustands- und Tätigkeitssätze. Erläuternde Bemerkungen machen auf die wichtigsten gestalthaften und inhaltlichen Züge aufmerksam, wobei es durchaus schon möglich ist, kennzeichnende Eigenarten herauszuheben (für die Gestalt etwa die notwendige Zahl der Satzglieder, wobei sich unter den Grundformen eine zweigliedrige, neun dreigliedrige, sechzehn viergliedrige und fünf fünfgliedrige finden; für die inhaltliche Charakterisierung über Handlungs-, Vorgangs-, Zustandssatz hinaus Satztypen für Handlungen, die notwendig einem Etwas zugewandt sind, Pläne für Zustands-, Vorgangs- und Tätigkeitssätze, in denen das Verhalten des Subjekts raum- oder zeitgebunden ist usw.). Jede dieser Grundformen

ist natürlich eine Aufforderung zu weiterer Untersuchung, wobei an allen Stellen noch Grundlagen gelegt werden müssen. Da weder für das Assoziationsmodell noch für das Bedeutungsmodell der Gedanke von Satzplänen eine Rolle spielte, so muß die inhaltbezogene Darstellung noch vieles nachholen, was im Grunde der gestaltbezogenen Grammatik zukommt. So war es ebenso förderlich, daß J. Erben in seinen Abriß der deutschen Grammatik Grundmodelle gestalthafter Art aufnahm, wie daß H. Brinkmann seine von der Leistung her gewonnenen Gliederungen nun auf vier Grundmodelle konzentrierte. Ob die starke Stellung, die im Grunde Satzbaupläne (allerdings ohne diesen Terminus) in der generativen Grammatik einnehmen, ungewollt auch der (dort abgelehnten) inhaltbezogenen Grammatik Förderung bringen kann, wird davon abhängen, wie lange und wie radikal die generative Grammatik die auf den Einzelnen gestellte 'Kreativität' im Bilden und Aufnehmen von Sätzen letztlich ins Vorsprachliche verlegt, statt zuerst den Gedanken der muttersprachlichen Geltung von Satzbauplänen unvoreingenommen zu Ende zu denken.

Zunächst ist noch eine Reihe von Vorurteilen und Mißverständnissen zu zerstreuen, was umso schwieriger ist, als die Satzbaupläne von jedem Einzelnen in früher Jugend aus der Muttersprache übernommen und der eigenen Sprachpotenz eingegliedert werden, ohne daß dieser Vorgang je ins Bewußtsein träte. Auszugehen ist davon, daß die Satzbaupläne der Gemeinschaftsform von Sprache angehören und daß sie volle Sprachphänomene sind, also geltende Ganzheiten von Gestalt und Inhalt. Bewußt zu machen sind also die beiden Sprachseiten, die sinnliche und die geistige, jeweils aus dem übereinstimmenden Nachweis der Geltung bei den Sprachteilhabern.

Zur sinnlichen Geltung gehören so viele gleichartige Züge, daß der Plan als solcher mit ausreichender Sicherheit erkannt und von anderen Plänen abgehoben werden kann. Es wirken dabei zusammen außer den unmittelbaren sinnlichen Grundlagen der Satzmelodie die Zahl der Satzglieder, die ihnen als Satzstücken zugeordneten sinnlichen Träger der Denkkreise der Wortarten (mitsamt den darin angelegten Kongruenzen), die daraus erkennbaren Beziehungsrichtungen der Satzglieder und die Ordnungen der Wortstellung. Es ist einzurechnen, daß die Variationen, die Dehnungsmöglichkeiten und die aus einer gewissen Redundanz entspringenden Überbrückungshilfen einer solchen Satzgestalt hinreichenden inneren Zusammenhang und äußere Identität sichern.

Wie liegen nun die Verhältnisse auf der geistigen Sprachseite? Muttersprachliche Geltung, Verbindlichkeit für alle Mitglieder der Sprachgemeinschaft, das ist von den Wortinhalten her wohlbekannt. Aber was soll hier gelten? Wenn von einem Bauplan die Rede ist, so ist das vom formulierten Satz der Einzelsituation aus scheinbar leicht verständlich: das sprachliche Nachzeichnen eines Geschehens, dessen wesentliche Elemente im Worte festgehalten werden. Aber das kann nicht gemeint sein. Wie sollte ein so gedachter Nachvollzug allen vorkommenden Situationen gerecht werden und allen Mitgliedern der Sprachgemeinschaft verständlich genug möglich sein? Es setzen hier durchaus die gleichen Überlegungen ein, die die Abhängigkeit des Funktionierens eines Wortes von der überpersönlichen Geltung der Wortgestalt wie des Wortinhalts in der Sprachgemeinschaft aufwiesen. Aber was entspricht nun dem Wortinhalt beim Satzbauplan? Ein Bauplaninhalt? Das ist tatsächlich die Stelle, an der die Rede von der geistigen Sprachseite für die Satzlehre akut wird. In dem muttersprachlichen Bauplan ist als von der Gestalt getragener Inhalt beschlossen eine geistige Situation, die überall dort, wo der Bauplan aktiviert wird, mit wirksam wird. Systematisch liegt beim Satz vor der Möglichkeit der individuellen Füllung aus einer konkreten Situation eine gemeinschaftsgebundene geistige Situation, mit der das unmittelbare Erlebnis geistig erschlossen und bewältigt wird. Man muß diese (auch sprachpsychologisch schon wiederholt angekündigte) Folgerung an ihrem richtigen Platz sehen. Ein Drauflosreden ohne Plan ist vom Sprecher aus ebenso unmöglich, wie vom Hörer, wie von der ganzen Sprachgemeinschaft aus. Der Zwang zur Verständlichkeit über geltende Satzgestalten ist unbestreitbare Voraussetzung für jedes Funktionieren der Sprache in einer Menschengruppe. Daß die darauf angelegten Sprachmittel eine geistige Leistung einbeschließen müssen, kann nicht abgestritten werden: so wenig sich ein Wort erschöpft in einem Sachbezug, so wenig kann ein Satzplan rein als Gestalt helfen bei der Bewältigung einer Situation. Und ebenso wie ein muttersprachlich geltender Wortinhalt erst ein 'Seiendes' zu einem 'bewußt Seienden' überführen muß, ist ein einmalig Erlebtes erst menschlich zu handhaben, wenn es in eine vertraute muttersprachlich geltende geistige Situation eingebettet ist. Diese Doppelschichtigkeit, die Trennung des reinen Erlebnisgehaltes von der geistigen Vermenschlichung im Einsetzen einer muttersprachlich geltenden geistigen Situation, ist der Kernzusammen-

hang, in den die Lehre von der geistigen Seite der Satzbaupläne Licht bringen soll.

Wie können wir nun solche Zusammenhänge wissenschaftlich angemessen fassen? Denn auch hier ist das große Hindernis die Selbstverständlichkeit, mit der diese muttersprachlichen geistigen Situationen mit der Spracherlernung im Einzelbewußtsein verwirklicht und dann als vorgegeben hingenommen und realisiert werden. Hier muß noch eine sehr schwer zugängliche Schicht von Sprachrealismus abgebaut werden. Dazu ist zweierlei nötig. Einmal eine eingängige Beschreibung einer solchen 'geistigen Situation'. Sodann eine Erklärung dafür, wieso einer geltenden Satzgestalt soviel Prägungskraft zukommen kann, daß mit dem Einsetzen der geltenden Satzgestalt auch das Wirksamwerden der geistigen Sprachseite, der geltenden geistigen Situation, gesichert ist.

Zur Beschreibung einer solchen 'geistigen Situation' muß man natürlich bei den in einer Sprache aufgewiesenen Bauplänen ansetzen, auch hier muß man einrechnen, daß so, wie die Satzgestalten von Sprache zu Sprache verschieden sind, auch die geltenden geistigen Situationen dem Gesetz der Sprachverschiedenheit unterliegen. Von stichwortartigen Versuchen solcher Charakterisierung war schon kurz die Rede, und es ist sehr aufschlußreich zu sehen, wie P. Grebe selbst die von ihm aufgewiesenen 33 Grundformen einfacher Aussagesätze bestimmt, von dem ergänzungslosen zweigliedrigen Satz (Typ *die Rosen blüben* für 'in sich ruhende Zustände, Vorgänge oder Tätigkeiten') bis zu fünfgliedrigen Typen (*mein Freund machte mich auf dieses Mädchen aufmerksam* für 'Handlungen, bei denen der durch die Handlung hervorgerufene oder angenommene Zustand des im Akkusativ genannten Etwas lage- oder richtungsbestimmt auf ein Etwas bezogen ist' (s. Dudengrammatik, Auflage 1966, S. 504 ff.)). Die Erarbeitung solcher Bestimmungen aus dem zugrundeliegenden Material ist sehr aufschlußreich. Sie muß natürlich durch Monographien über die einzelnen Pläne ergänzt werden. Vgl. etwa P. Jung, Die sprachliche Geltung eines Satzbauplanes; untersucht an der Sehweise der Ruhebefindlichkeit im Raum. Diss. Bonn 1966 (Typ *München liegt an der Isar*). — H. Schilling, Der Bauplan des erläuternden Handlungssatzes in ganzheitlicher Betrachtung. Diss. Bonn 1968 (Typ *er verriet ihn an seine Feinde*). — Weiter die erläuternden Bemerkungen von B. Engelen, Die Satzbaupläne II, 8 und II, 2 *Die Mutter macht die Suppe warm; Karl nennt mich einen Lügner*, in: Studien zur

Syntax des heutigen Deutsch = Sprache der Gegenwart 6, 1970, S. 62 ff. Dabei erweist sich ein solcher Plan meist als gegliedertes Ganzes; auch die Frage taucht auf, ob mit homonymen Plänen zu rechnen ist (völlig gleiche Konstruktion, aber mit Verben verschiedener Schicht usw.). Besonders bei drei- und viergliedrigen Plänen läßt sich nicht immer leicht sagen, ob man mit einer sehr weiten inhaltlichen Spanne rechnen soll, oder ob nicht die Bindung an typisch verschiedenes Wortgut auch die geistige Gesamtleistung differenziert. Je größer die Zahl der notwendigen Glieder ist, umso deutlicher läßt sich die geistige Leistung des Gesamtplanes herausheben. So schon bei dem viergliedrigen 'zugewandten Betätigungssatz' (*der Wind blies dem Wanderer ins Gesicht*), von dem noch zu handeln sein wird. Den fünfgliedrigen Plan des Satzes *er ist mir an Fleiß überlegen* führt P. Grebe auf eine recht spezialisierte Situation zurück: 'Notwendig artbestimmte Zustände und Vorgänge, die auf ein lage- oder richtungsbestimmtes Etwas bezogen und einem Etwas notwendig zugewandt sind' (Duden-Grammatik, S. 494). Wesentliche Förderung bringen jetzt die Arbeiten von U. Engel: Die deutschen Satzbaupläne (Wirkendes Wort 20, 1970, S. 361 ff., mit weiteren Verweisen).

Hinter all diesen Versuchen, die in einem Plan beschlossene geistige Situation bewußt zu machen, steht natürlich die Frage, welche übergeordneten Sprachgeltungen einen solchen Bezugsraum konstituieren und tragen können. Am nächsten kommt diesen Problemen die vor allem durch J. Tesnière angestoßene Untersuchung der Valenzen des Verbs. Unbestritten spielt vor allem in dem deutschen Satz das Verb eine zentrale Rolle, und so müssen die verschiedenen Schichten von Verben, die bei der inhaltlichen Untersuchung des verbalen Denkkreises angetroffen sind, sich entsprechend bei den Bauplänen auswirken (vgl. bes. H. Brinkmann). In diesem Rahmen spielt besonders die Frage eine Rolle, ob ein Verb sich gewissermaßen selbst genügt, oder ob es von Schicht und Inhalt her noch andere Satzglieder nach sich zieht, 'Stellen' öffnet, 'Mitspieler' notwendig macht. Jedenfalls ist in den Beispielen *die Jahre eilen, Hitze schädigt den Pflanzenwuchs, der erste Frost bringt den Blumen den Tod, der Winter zauberte den Tannen Reif auf die Nadeln* die Abhängigkeit der Satzgliedzahl von Inhalt und Schicht des Verbs unverkennbar. Das ist gemeint mit der Rede von der Valenz (Wertigkeit) eines Verbs und der Zahl der Mitspieler, die es

in einen Plan bringt. Von da aus wird auch das Überwiegen der drei- und viergliedrigen Grundformen über die zwei- und fünfgliedrigen verständlich und eine Untersuchung, auf welche Verben sich ein Bauplan vor allem stützt, ist recht aufschlußreich. Nur muß man dabei eines beachten: es ist nicht nur das Verb, das die Mitspieler nach sich zieht, sondern es ist in Wechselwirkung auch der Plan, der die Wertigkeit des Verbs mit sich bringt. Gerade von da aus sind manche geläufigen Anschauungen zu berichtigen: weithin kann man nicht sagen, ein Verb sei ausschließlich ein Handlungs- oder ein Vorgangs- oder ein Tätigkeitsverb, sondern es kann selbst verschiedene Rollen übernehmen, je nach dem Satzplan, in den es eingebaut wird.

So schließen noch zahlreiche Fragen an den Gedanken des Satzbauplanes an, angefangen von den Wechselwirkungen zwischen Wortprägung und Bauplan (wobei besonders die Wortstandforschung wichtig ist, weil sie in den Ausbaurichtungen der Wortstämme zugleich die inhaltlichen Verbindungen zu bestimmten Plänen aufweisen kann), über die Auffüllung der Glieder mit weiterem Wortgut, die Ausweitung eines Bauplanes durch nicht vom Plan selbst geforderte Satzglieder, bis zu den Problemen der 'zusammengesetzten' Sätze und der inhaltlichen Vorbereitung des Zusammenwirkens von Sätzen am Aufbau der Rede. Die Frage nach der geistigen Sprachseite hat die meisten dieser Probleme erst aufgedeckt. Und das inhaltbezogene Modell hat unbestreitbar die geeigneten Methoden zur Lösung erwachsen lassen. Es ist schade, daß die generative Grammatik diese Zusammenhänge nicht deutlich genug sieht und für viel zu viele Spracherscheinungen auf konstruierte Tiefenstrukturen und 'angeborene Ideen' zurückgreift, obwohl sie eine ausreichende Erklärung in geltenden muttersprachlichen Bauplänen finden.

Offene Fragen

Die Diskussion des inhaltbezogenen Modells hat bei weitem mehr an Problemen aufgewiesen und an Einsichten erbracht, als die Prüfung des Ertrages der beiden vorangegangenen Modelle. Dabei sei nochmals betont, daß jedes davon an seinem Platz notwendig und fruchtbar war: man mußte die Gestalten planmäßig sammeln, man mußte erstes Ma-

terial zusammenbringen für den Ausblick über die sinnliche Sprachseite hinaus. Es ist nur folgerichtig, wenn als nächste Möglichkeit der Gedanke anschoß, die geistige Sprachseite eigenständig zu untersuchen, sie als Bezugspunkt in den ganzen Kreis sprachwissenschaftlicher Arbeit zu stellen, damit ihre schwierigen Probleme von allen Seiten beleuchtet werden können. Diese Bemühungen, die seit etwa fünfzig Jahren zielstrebig verfolgt wurden, haben zu einem ersten, aber noch nicht ausreichenden Erfolg geführt.

Auf der einen Seite wird anerkannt, daß das erste Ziel erreicht ist. Die sinnlich-geistige Doppelseitigkeit der Sprache wird kaum mehr bestritten, und damit ist die Folgerung, daß der geistigen Seite verstärkte Arbeit zuzuweisen sei, im Prinzip nicht mehr zu umgehen. Nun darf man gewiß keine automatische Konsequenz erwarten. Nicht nur, daß die laufenden Forschungsarbeiten ihr Recht beanspruchen, nach ihrem Gesetz zu Ende geführt zu werden. Es muß auch der neue Gedanke an den entsprechenden Stellen eingefügt, methodisch unterbaut, in den Ergebnissen herausgestellt werden. Und da ist der Weg gepflastert mit Rückfällen in den Sprachrealismus, mit 'halbseitigen' Bemühungen, die nicht recht daran glauben wollen, daß man in einem Ganzen nicht die eine Hälfte überzüchten und die andere verkümmern lassen kann, ohne daß auch die erste Schaden erleidet.

Das könnte man nun der Entwicklung überlassen, die schließlich doch dem Schwergewicht der Sache selbst folgt. Besorgnis bringt eher, daß der Gang unnötig aufgehalten wird durch Widersprüche in der Methode. Das Stichwort von der inhaltbezogenen Forschung, stärker betont seit dem Ende des zweiten Weltkrieges, hat zunächst viel dazu beigetragen, um den dahinterstehenden Gedanken von der geistigen Sprachseite deutlicher zu machen. Und was in den in diesem Kapitel angeführten Richtungen erarbeitet wurde, kann sich durchaus sehen lassen, so wie auch die 'Grundzüge einer inhaltbezogenen Grammatik' von 1962 weit mehr sind als ein Programm. Trotzdem ist es nicht überflüssig zu fragen, ob die Entfaltung dieser Gedanken nicht beeinträchtigt wurde durch Vorurteile, die man beseitigen sollte.

Das Mißverständnis, daß die inhaltbezogene Grammatik die lautbezogenen Darstellungen verdrängen wolle, dürfte inzwischen beseitigt sein. Ein solches Verdrängen konnte nie beabsichtigt sein; der Nachdruck,

der auf die Berechtigung, ja, vom Sprachziel aus gesehen, Priorität inhaltbezogener Forschung gelegt wurde, war das Korrelat des Durchsetzens einer neuen Betrachtungsweise gegenüber einer seit langem anerkannten und praktizierten. Man kann heute sagen, daß im Gegenteil die Erforschung der geistigen Sprachseite so viele förderliche Einsichten auch für die Aufhellung der sinnlichen Sprachseite brachte, daß sich die Ersetzung von *Lautform* durch *Gestalt*, und entsprechend von *lautbezogener* durch *gestaltbezogene* Betrachtung (1963) aufdrängte mit all den Folgerungen, die sich aus der Ganzheit von Gestalt und Inhalt ergeben.

Schwerer wiegt der Einwand, die inhaltbezogene Betrachtung könne nicht exakt genug ausgebaut werden. Dazu ist dreierlei zu sagen. Zunächst zielt die inhaltbezogene Arbeit vor allem auf das grundsätzliche Einbeziehen der geistigen Sprachseite in alle Arbeiten. Auf welche Weise das geschieht, ist zweitrangig, wenn nur der Gesichtspunkt der Angemessenheit bestimmend bleibt. Alle Methoden der inhaltbezogenen Grammatik unterwerfen sich diesem Kriterium, und jedes unangemessene Verfahren soll sofort durch ein angemesseneres ersetzt werden. — Allerdings darf man dabei nicht Angemessenheit mit Vollkommenheit und Unvollkommenheit mit Unangemessenheit verwechseln. Mir scheint, als ob K. Baumgärtner oder P. von Polenz besser daran getan hätten, ihre Überlegungen zu Feld- und Wortstandsfragen in eine möglichst positive Förderung der Grundgedanken, aus deren entscheidenden Konsequenzen sie doch nicht hinauskönnen, umgesetzt hätten, statt sich in einer oft unverständlichen Distanzierung auf eine schwächere Position zu begeben. — Und das ist die dritte und wohl am nachhaltigsten durchzudenkende offene Frage. Es geht gar nicht so sehr um einzelne, im Anfang schon gar nicht zu vermeidende Unvollkommenheiten. Dahinter steht die Frage, ob die inhaltbezogene Betrachtung in der Lage ist, sich den modernen formalisierenden Verfahrensweisen und deren Art des Strukturalismus anzuschließen. Man muß sich hier von Schlagwörtern frei machen. E. Coseriu hat wohl recht, wenn er kürzlich die Feldbetrachtung von Trier und Weisgerber als die angemessenste strukturalistische Bearbeitung des Wortschatzes bezeichnete. Auch formalisierende Schreibungen für Befunde auf der geistigen Sprachseite sollen ihr Recht haben, soweit sie angemessen und förderlich sind. Wahrscheinlich liegt es an diesen beiden Bedingungen, wenn die Zurückhal-

tung überwiegt. Nach allen Beobachtungen der inhaltbezogenen Betrachtung ist die Konstituierung eines Sprachinhalts nicht das Ergebnis einer Summierung von Faktorenanteilen. Gewiß ist die Feldforschung sehr früh auf das Zusammenspielen von Gesichtspunkten, auf Oppositionen, auf gegenseitige Abgrenzung u.ä. gestoßen. Aber daraus Faktorenkonglomerate zu machen, geht aus vielen Gründen nicht an. Welche 'Faktoren' etwa im Spiel sein könnten, kann überhaupt nur durch eine vorausgehende Feldanalyse festgestellt werden und ist auch gerade in der Aufgliederung vielschichtiger Felder (vgl. etwa die Adjektive für das Zurückbleiben hinter einer erwarteten Leistung *träge, faul* usw.) praktiziert worden. Daraus nun Formeln zu machen, verbietet sich aus zwei Gründen. Jede Faktorenanalyse ist aus auf eine möglichst komplette und breit anwendbare Faktorentafel. So etwas gibt es nicht, am wenigsten bei Wortfeldern und Wortständen, deren jedes ein geistiges Erzeugnis *sui generis* ist, aber auch nicht in den Denkkreisen der Wortarten (Tafeln der überhaupt anzusetzenden Kasusbeziehungen u.ä. sind eine Utopie) oder den Satzbauplänen. Noch bedenklicher ist die Addition von 'Faktoren' zu Inhalten. Das widerspricht ebenso den Aufbaubedingungen der Sprachinhalte wie es umgekehrt die strukturalistischen Grammatiken immer weiter von der tatsächlichen Sprache wegführt. Wenn man sieht, wie leicht selbst Formeln, die im Ansatz noch etwas für sich hatten, dazu neigen, ihre Grenzen zu überschreiten und ohne neu durchdacht zu werden als vollgültige Repräsentanten eines Inhalts leichthin fortgeschleppt zu werden, wird man von der größeren Exaktheit eines solchen Vorgehens nicht viel halten. Soweit bei solchen Formalisierungen ein Seitenblick auf den Computer mitspielt, können die Ergebnisse nur verheerend sein.

In eine völlig verworrene und undefinierbare Situation hat sich die Strömung gebracht, die zur Zeit unter dem Titel einer *Linguistik* den Arbeitsbereich der deutschen *Sprachwissenschaft* an sich zu reißen sucht. Da sie ihre Existenzberechtigung ableitet aus einem 'Nachholbedarf', der aus der Vernachlässigung der amerikanischen *linguistics* erwachsen sei, gehört sie im Grunde in die Tradition der *meaning*-freien Versuche, die schon zu erwähnen waren, und die ihre Kapitulation vor der geistigen Sprachseite zu überdecken suchen, indem sie für die sinnliche Sprachseite mit Hilfe von logistischen und mathematisierenden Methoden einen strukturalistisch-formalisierten Bestand aufbauen, der von irgendwoher interpretierbar sein mag, der aber mit der geistigen Sprachseite

wenig mehr zu tun hat. Nachdem sich nun in Amerika die vorbildlichen *linguistics* totgelaufen haben und auf die Suche nach dem verlorenen 'Geist' gegangen sind, könnte dieser deutsche Ableger sich mühen, amerikanische und einheimische Ergebnisse in fruchtbare Verbindung zu bringen. Wenn man allerdings die Programmschrift von P. Hartmann über 'Aufgaben und Perspektiven der Linguistik' (1970) liest, so ist dreierlei klar: 1) der Ruf nach einer linguistischen Semantik tritt beherrschend in den Vordergrund; 2) was diese Linguistik in Sachen einer Semantik anzubieten hat, ist nach den eigenen Formulierungen Hartmanns eine einzige Bankerotterklärung, 3) die eigentlichen Ursachen dieses Fiaskos (Verfehlen des Wortes als sprachlicher Ganzheit, Unverständnis für die Gemeinschaftsform von Sprache, Verquickung der verschiedenen Sprachebenen) werden nicht erkannt. So ist auch der proklamierte Ausweg einer Textsemantik eine Utopie, aus der man keinen sprachwissenschaftlichen Anspruch ableiten kann. Zur Zeit rücken die amerikanischen *linguistics* der deutschen Sprachinhaltsforschung näher als diese Linguistik, die von ihrer Ignorierung der deutschen Sprachwissenschaft lebt.

Ein Einwand ist dagegen der inhaltbezogenen Grammatik vor allem über ihrem Arbeiten selbst gekommen. Er konnte von außen her nicht gesehen und formuliert werden, machte sich aber bemerkbar in einer Gruppe von Vorwürfen, die oft zu hören waren: die inhaltbezogene Grammatik sei zu expansiv, sie ziehe zu ihren Inhalten auch außersprachliche Phänomene und lasse so die Rolle der Sprache größer erscheinen, als es berechtigt sei. Wenn auch solche Meinungen weithin aus dem Sprachrealismus stammen, der erst noch lernen muß, mit der geistigen Sprachseite zu rechnen, so können Ansätze zu solchen Mißverständnissen auch mit der Darstellungsweise der inhaltbezogenen Grammatik selbst verbunden sein. Kurz gesagt: die Inhaltsforschung mußte überdenken, daß sie eine grammatische Form des Bewußtmachens der geistigen Sprachseite ist, und daß die daraus entspringende statische Darstellungsweise die eigentliche Daseinsart einer Gemeinschaftssprache und die in ihr beschlossenen Geltungen in ihrer Wirkungsweise nicht adäquat fassen kann. Aus dieser Einsicht erwuchs eine weiterführende Art von Sprachbetrachtung, die vor allem für die 'Inhalte' neue Gesichtspunkte brachte. In ihr wurzelt auch ein viertes Modell des Beurteilens der geistigen Sprachseite: das energetische Modell.

IV. DIE GEISTIGEN SPRACHZUGRIFFE UND SPRACHAUSGRIFFE (Das energetische Modell)

Die Aufgabe, eine ganze geistige Sprachwelt in jeder geltenden Muttersprache bewußt zu machen, war so überwältigend, daß sie einen vorläufigen Zielpunkt für die Bemühungen um die geistige Sprachseite zu bringen schien. Schon allein das methodische Erschließen der sprachlichen Hauptbereiche, das Erarbeiten von Modellfällen für die auftretenden Aufgaben, hätte Hunderte von Mitarbeitern jahrelang beschäftigen können. Dafür war die Zeit zwischen den Kriegen nicht nur zu kurz, sondern auch in ihren Mitteln zu beschränkt. Eine wichtige Aufgabe konnte zur richtigen Zeit nur ansatzhaft gelöst werden. Gewiß kamen aus der Schule J. Triers wichtige Beiträge, auch vergleichende Felduntersuchungen setzten ein, aber es wurde auch manche Zeit mit unfruchtbarer Polemik vertan. Auf die zerstörende Zäsur des zweiten Weltkriegs war die Inhaltsforschung noch nicht gerüstet.

Darüber meldete sich schon eine Aufgabe an, die im Grunde der nächsten Generation zugekommen wäre. Statt meiner in langen Vorlesungsjahren vorbereiteten Darstellung 'Vom inhaltlichen Aufbau der deutschen und der französischen Sprache' setzte sich 1949 in den eingeschränkten Publikationsplänen der Nachkriegszeit das Bändchen 'Die Sprache unter den Kräften des menschlichen Daseins' zuerst durch, und in den fast gleichzeitigen nächsten Band mußten sich die zwei Themenkreise 'Gesetz und Form des Weltbildes der deutschen Sprache' und 'Die sprachliche Erschließung der Welt' schon teilen. Ich erwähne das, weil es mir charakteristisch für die damalige Forschungslage zu sein scheint. Die energetische Sprachauffassung Wilh. v. Humboldts hatte wieder Boden gewonnen mit ihrer Grundauffassung, 'daß die Sprachen nicht eigentlich Mittel sind, die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr, die vorher unerkannte zu entdecken' (Gesammelte Schriften, hrsg. v. A. Leitzmann, Bd. IV, S. 27). Der Kernprozeß ist dabei das sprachliche 'Umschaffen der Welt in das Eigentum des Geistes'. Das lange mehr oberflächlich zitierte Wort, daß die Sprache kein Ergon, sondern eine Energeia sei, wurde endlich ernst genommen und führte zu

vorher ungeahnten Einsichten in die Sprache, die im Rahmen einer energetischen Sprachbetrachtung erarbeitet wurden. Diese Methode hätte sich auch ohne Humboldt einstellen müssen, denn sie ist die gradlinige Fortsetzung der inhaltbezogenen Erkenntnisse, und wenn man schon dahingekommen war, die geistige Sprachseite allenthalben aufzudecken, konnte man nicht mehr an der Frage vorbei, wie diese Geistigkeit in die Sprache hineinkommt, und wie sie zu verstehen ist. Aber die Zustimmung des Begründers der allgemeinen Sprachwissenschaft stärkte doch den Mut zu manchem ungewohnten Schritt. Was hier in kaum dreißig Jahren an neuen Einsichten gewonnen wurde, muß sich messen mit den Ergebnissen anderer Forschungsrichtungen. Das eine aber ist sicher: in der energetischen Sehweise müssen vor allem die Ergebnisse der inhaltbezogenen Betrachtung ihren grammatischen, statischen Charakter überwinden. Sie bleiben als solche bestehen, aber sie werden gewissermaßen überhöht durch die Überprüfung nach einem neuen Maßstab: dem energetischen Modell.

Die sprachliche Gestaltung der Welt

Der Einstieg in diesen Fragenkreis kann von verschiedenen Stellen aus gefunden werden. Die meisten davon sind uns schon in anderen Zusammenhängen begegnet. Ich erinnere an eine Ausgangsfeststellung, daß der Mensch ein beschränktes Wesen ist, das keinen unmittelbaren adäquaten Zugang zur Wirklichkeit hat, sondern sich diesen mit seinen sinnlichen und geistigen Kräften erarbeiten muß. Ich erinnere an die Scheidung von Wirklichkeit und Welt, die den Abstand festhalten soll zwischen den außermenschlichen Bedingungen, unter denen der Mensch steht, und der durch menschliche Kräfte gestalteten Innenwelt, in der er sich bewußt bewegt. Im einzelnen war es die Unterscheidung zwischen Sachwelt und Sprachwelt, die allenthalben zu beachten war; es war die Überwindung des Sprachrealismus, der dem Menschen einen vorgegebenen festen Halt vorgaukelt, wo es sich weithin um die Auswirkungen einer mit der Spracherlernung in frühester Kindheit eingepprägten Ordnung handelt. Es ging um die Geltung der Sprachmittel, die in einer eine ganze Sprachgemeinschaft erfassenden Verbindlichkeit eine fast unerklärliche Gleichgerichtetheit des geistigen Lebens trägt. Es ging bis zum einzelnen Wort herunter, um die Wirksamkeit, die ein

Sprachelement entfalten kann, nicht zuletzt dort, wo in der Wirklichkeit gar kein Gegenstück aufzuweisen ist.

Dies und vieles andere drängt darauf, in einem Bild von der Sprache zusammengefaßt zu werden, das den Rahmen unserer bisherigen Modelle sprengt. Gewiß haben wir schon vieles zurechtgerückt; die Sprache als Abklatsch, als Photographie der Wirklichkeit ist ebenso überwunden wie die 'Beherrschung' der Sprache in eigener Machtvollkommenheit. Aber was als Ziel an die Stelle treten soll, und auf welchen methodischen Wegen dieses erreicht werden kann, war nicht auf Anhieb zu sagen. Die Versuche sollen hier nicht im einzelnen vorgelegt werden. Nur auf drei Stellen sei hingewiesen, wo schon die Terminologie eine Präzisierung nötig machte. Die oben erwähnte Rede von der *sprachlichen Erschließung der Welt* zeigt an zwei Stellen eine Schwäche. Wenn an der Unterscheidung zwischen *Welt* und *Wirklichkeit* etwas Richtiges ist, dann zielt sie deutlich auf die dem Menschen gegenüberstehende *Wirklichkeit*. Dabei hebt der Ausdruck *Erschließung* einseitig die Bewältigung des Vorhandenen hervor. Daß Sprache auch produktiv ist, Geistiges setzen kann, kommt nicht zur Geltung, obwohl diese Entfaltungsrichtung mindestens so wichtig ist wie die andere. Daher ist die Formel von der *sprachlichen Gestaltung der Welt* vorzuziehen; sie kann gleicherweise umgestaltete Wirklichkeit wie ausgestaltete Geistigkeit umfassen, beide gehen in die bewußte Welt ein. — Die dritte zu klärende Schwierigkeit steht hinter dem Ausdruck *energetisch*.

Statisches oder energetisches Modell

Auch das energetische Modell gewinnt schon einige Klärung aus seiner terminologischen Vorgeschichte. Die beiden vorangegangenen Modelle, das gestaltbezogene ebenso wie das inhaltbezogene, zeigen unverkennbare grammatische Grundzüge: ihr Ziel ist das Bewußtmachen von Fakten, hier auf der sinnlichen, dort auf der geistigen Seite der Sprache. Man muß sich nun klar machen, wie sich die Grundzüge des Verfahrens auf das erarbeitete Bild von dem Gegenstand auswirken. Auf dieser Stufe des Bewußtmachens ist entscheidend die Absicht, einen Bestand von Fakten festzustellen, ebenso von sinnlicher wie von geistiger Art. Dieses bewußtmachende, feststellende Verfahren behandelt also den Gegen-

stand so, als ob ihm ein statischer Grundcharakter zukomme, und wir können mit einer leicht durchschaubaren Abkürzung die grammatische Arbeit kennzeichnen als ein statisches Verfahren. Die von der gestaltbezogenen wie von der inhaltbezogenen Grammatik erarbeiteten Methoden werden also dem Gegenstand Sprache nur insoweit gerecht, als dieser selbst statischen Grundcharakter hat, also sich in einem Bestand erschöpft. — Soweit aber die Sprache sich nicht in ihrer Gegebenheit, in ihrem Bestand erschöpft, schafft die statische Methode ein unzutreffendes Bild von der Sprache. Dies ist eine sehr wichtige Tatsache. Denn nun kommt die lapidare Feststellung Humboldts zu ihrem Recht, daß die Sprache kein Ergon sei. Gemeint ist, daß, im Gegensatz zu der gleich noch zu besprechenden Auffassung der Sprache als *Energieia*, die Anschauungen, die in der Sprache primär ein Gebilde, einen Bestand, ein 'Werk' sehen, dem Wesen der Sprache nicht gerecht werden. Daraus leiten sich klar zwei Folgerungen ab: einmal, daß die statischen, also grammatischen Methoden die Sprache nicht erschöpfen können, sondern notwendig Wesenszüge des Gegenstandes verfehlen; und zum zweiten, daß das Bild, das die statischen Methoden von der Sprache gewinnen und uns vorstellen, dem Phänomen nicht angemessen ist, sondern notwendig im Bruchstückhaften, im Unzureichenden, ja im Verfälschenden bleibt. Das ist ein hart klingendes Urteil über die statischen Methoden. Aber im Grunde bestätigt es eine Warnung, die schon früh ausgesprochen wurde, daß man das grammatische Bild von der Sprache nicht mit der Sprache selbst verwechseln dürfe. Diese Warnung gilt nicht nur im Sinne des Abstandes, der das Bild vom Original trennt, sondern in dem viel weiteren Sinn, daß das Bild dem Phänomen nicht gerecht wird. Was also vor uns steht ist die Aufgabe, das, was die bisher angewandten Arbeitsmodelle erbracht haben, zu überprüfen, zu berichtigen, auszubauen mit Hilfe weiterer, sachnäherer Methoden. Aber von welcher Art sollten diese sein? Aus dem Gegensatz zu den 'statischen' grammatischen Methoden heraus wurden diese zunächst konzipiert als 'dynamische' Methoden. Aber der Einwand, daß man aus 'dynamisch' herauslesen könne, daß Sprache als *δύναμις*, möglicherweise im aristotelischen Sinne zu fassen sei, hatte eine gewisse Berechtigung. Daher wurde schließlich im Anschluß an Humboldts Wort von der Sprache als *Energieia* die einzuschlagende Methode als energetisch, das dabei zugrunde zu legende Erklärungsprinzip als das energetische Modell bestimmt.

Muttersprache als Energieia

Damit sind wir doch noch gezwungen, die Anschauung von der Sprache als Energieia mit einigen Worten zu erläutern, so wenig wir die ganze, vielfach unfruchtbare Diskussion über das Humboldt-Wort, daß die Sprache kein Ergon, sondern eine Energieia sei (Schriften VII, 1, S. 46) einbeziehen können. Es kommt manches zusammen, um an der zitierten Stelle die Möglichkeit verschiedener Interpretation zu schaffen. Was gemeint ist, geht aber deutlich aus Parallelstellen hervor. Humboldt hat in wiederholten Ansätzen versucht eine Erkenntnis zu formulieren, die sich ihm aufgedrängt hatte, für die aber die präzisen sprachlichen und wissenschaftlichen Mittel damals noch fehlten. Dem Grundgedanken kommt eine Stelle aus dem Jahre 1826 am nächsten, an der es heißt: "Eine Sprache kann nicht, wie ein Naturkörper, zerlegt werden, sie ist, auch nicht einmal in der durch sie gegebenen Masse von Wörtern und Regeln, ein daliegender Stoff, sondern eine Verrichtung, ein geistiger Prozeß, wie das Leben ein körperlicher. Nichts, was sich auf sie bezieht, kann mit anatomischer, sondern nur mit physiologischer Behandlung verglichen werden, nichts in ihr ist statisch, alles dynamisch ... Von der Seite ihres lebendigen Wirkens aus muß daher die Sprache betrachtet werden, wenn man ihre Natur wahrhaft erforschen will" (Schriften V, S. 369 f.). Diese in mehreren Entwürfen wiederholte Äußerung ist so deutlich, daß auch die Interpretation der Energieia-Stelle eindeutig ist: es handelt sich um alle sprachlichen Erscheinungen (nicht etwa nur die Sprechfähigkeit), und vor allem um die Gemeinschaftsform von Sprache und in dieser wiederum um die mit ihr gegebene 'Masse von Wörtern und Regeln' (also das, was die grammatische Forschung als Bestand von Wortgut und Mitteln der Redefügung bucht). Nichts davon ist statisch zu fassen, sondern alles nur dynamisch. Was in diesem 'dynamisch' beschlossen ist, sucht Humboldt in wechselnden Ansätzen zu fassen: eine Sprache (also eine Gemeinschaftssprache) ist eine *Verrichtung*, ein *Prozeß*, eine *Tätigkeit*, was Humboldt aber sofort als mißverständlich durch *Energieia* erläutert. Es fehlt offenbar noch das treffende Wort, mit dem man diese Daseinsform einer Muttersprache klar herausstellen kann. Das ist nicht verwunderlich, weil die soziologische Betrachtungsweise, die den Lebenserscheinungen der an Menschengruppen gebundenen Gemeinschaftsgrößen nachgeht, noch kaum ausgebildet war. Heute würde man am ehesten von unpersönlichen sozialen Objektivgebilden

(A. Vierkandt) sprechen, deren Lebenserscheinungen in der Soziologie ausreichend analysiert sind, wenn auch offenbar viele, die es mit einem so ausgesprochenen Sozialgebilde wie der Gemeinschaftsform von Sprache zu tun haben, davon wenig Kenntnis nehmen. Humboldt kommt dem Tatbestand am nächsten mit dem Ansatz *Prozeß* (eine Muttersprache als sich in ihrer Sprachgemeinschaft abspielender Prozeß). Die Daseinsform als solche ist mit *Energieia* durchaus fruchtbar gefaßt: wenn wir das interpretieren als 'Objektivgebilde, in dem die geistige Schaffenskraft einer Menschengruppe dauerhafte Wirksamkeit gewinnt', so werden wir an das von Humboldt Gemeinte richtig herankommen. Wohlgemerkt: nicht ein Produkt der Sprachgemeinschaft, ein Erzeugnis, ein 'Werk', sondern eine 'Verrichtung' der Sprachgemeinschaft, ein Prozeß in der Menschengruppe, durch den beide Seiten erst zu dem werden, was sie dann sind: Sprachgemeinschaft und Muttersprache, eine Wechselwirkung, die nicht auseinandergerissen werden kann, ohne daß beide Seiten ihren Charakter einbüßen. Es ist also kein Additionsprozeß, sondern eine konstitutive Wechselwirkung. Von da aus ist es auch zu verstehen, weshalb die Rolle der Sprache nicht ausgeschöpft wird mit dem Gesichtspunkt eines Erzeugnisses. Ja es genügt auch nicht, sie als Erscheinungsform der Aktivität der Sprachgemeinschaft anzusehen; denn ohne die aufbauende und zusammenhaltende Wirksamkeit des sprachlichen 'Prozesses' wäre die Sprachgemeinschaft nicht da. Deshalb steht auch in Humboldts *Energieia* nicht die Aktivität der Menschengruppe im Vordergrund (so sicher Menschen die Sprache geschaffen haben und sie tragen); vielmehr ist die Sprache selbst eine *Energieia* und "von der Seite ihres lebendigen Wirkens aus muß die Sprache betrachtet werden, wenn man ihre Natur wahrhaft erforschen will". Man müßte noch vieles hervorheben, wenn man den *Energieia*-Charakter der Sprache gegen alle Mißverständnisse geschützt herausarbeiten wollte. Aber soviel dürfte wohl erreicht sein, daß diese Rede nicht gleich als Hypostasierung abgetan wird, und daß das Wort von der Sprache als einer geistigen Kraft nicht von vornherein als einer Entmythologisierung bedürftig zurückgewiesen wird. Wer die Wechselbeziehungen zwischen Sprachgemeinschaft und Muttersprache besser formulieren kann, soll es tun. Zuerst soll er aber diesen muttersprachlichen Prozeß in einer Sprachgemeinschaft ausreichend analysieren (hier wird auch sichtbar, was eine 'muttersprachliche' Betrachtung trennt von der üblichen isolierten Untersuchung einer Sprache als eines Exemplars von Sprache).

Vor allem sollte er eine Sprache an die Stellen ihres 'lebendigen Wirkens' verfolgen, auf denen man sie nach Humboldt am Werk sehen muß, wenn man ihre Natur wahrhaft erforschen will.

Das Wort en der Welt

Stellen, an denen die Sprache am Werk ist! Und zwar in ihrer Daseinsform als Gemeinsprache. Bestätigungen für die Einsicht, daß die Sprache ihrem Wesen nach eine wirkende Kraft ist, gibt es von verschiedenen Seiten. Wir ziehen vor allem die heran, die uns in dem Verständnis der geistigen Sprachseite weiterführen. Zugleich wollen wir prüfen, wie weit es berechtigt ist, von der Sprache, und gar einer Muttersprache als einer wirkenden Kraft zu sprechen. Müssen wir nicht gerade an einer so wichtigen Stelle sorgfältiger formulieren und die wirkende Kraft beim Menschen lassen, der sich eben zum Erreichen bestimmter Zwecke der Sprache bedient? Ist nicht überhaupt die Rede von den Kräften einer Sprache allzu stark personifizierend? Wir werden bei der Entwicklung des energetischen Modells auf diese wichtigen Fragen achten müssen.

Ziemlich unabhängig von der Frage, wie die Energieia zu verteilen ist, kann man zunächst klären, was Humboldt bei seiner Formulierung von 1826 von der Sprache als einem Prozeß in einer Sprachgemeinschaft sinnvoll gemeint hat. Ohne bewußten Einfluß Humboldts habe ich um 1950 die Formel versucht, Muttersprache (also Gemeinschaftsform von Sprache) sei der Prozeß des Wortens der Welt durch eine Sprachgemeinschaft. Diese Formel dürfte auch heute noch als energetischer Zugang zur geistigen Sprachseite brauchbar sein; (ob man statt *durch die Sprachgemeinschaft* besser sagt *in der Sprachgemeinschaft* wird später zu erörtern sein).

Den eigentlichen Zugang zum energetischen Modell bahnt der Begriff des *Wortens der Welt*. Da es um entscheidende Einsichten geht, schien es nötig, eine bisher unbeachtete Tatsache durch die Neubildung *worten* einprägsam zu machen. Das Verb *worten* ist eine Weiterbildung zu dem Substantiv *Wort* und zwar nach dem effektiven Wortstand 'zu etwas machen'. So wie *fürsten* richtig verstanden wird als 'zum Fürsten machen', *knechten* als 'zum Knecht machen', findet auch die Prägung *worten* ausreichenden Anhalt am Wortstand der Effektiva: *zu Wort machen*,

(wobei *Wort* für die ganze Sprache steht, weil eine entsprechende Ableitung zu *Sprache*, etwa *sprachen*, *versprochen* als untunlich erschien). Ein solches *in Sprache überführen*, zu *Sprache machen* trifft nun tatsächlich den sprachlichen Kernprozeß. Es handelt sich um nicht weniger, als um eine Umwandlung wirklichen Seins in sprachliches Sein. Also nicht um ein Umkleiden, eine Überführung in sprachlichen Ausdruck, sondern um eine Wesensveränderung, einen Wechsel der Daseinsform. Am Beispiel der Farbwörter: alles das, was unbewußt hinter den Farbeempfindungen steht, physikalisch, physiologisch, psychologisch zu untersuchende Tatbestände der Wirklichkeit, wird eingefangen und menschlichem Bewußtsein zugänglich und verfügbar in der Prägung muttersprachlicher Farbwörter, und zugleich wird damit der menschliche Umgang mit den Farberscheinungen konstituiert. Psychologisch ist dabei eine Reihe individueller Akte festzustellen: empfinden, beachten, vergleichen, beurteilen, festhalten usw. Aber so sicher das individuelle Vollzüge sind, so sicher liegt die eigentliche Leistung in der muttersprachlichen Prägung. Hinter einem geltenden Farbwort wie *rot* stehen natürlich ungezählte Erfahrungen von Menschenmillionen und Jahrtausenden. Aber wenn in sprachlichem Prozeß schließlich die Prägung *rot* als sinnlich-geistige Ganzheit Geltung gewonnen hat, übernimmt sie die gewortete Farbe in ihre Energiea. Man könnte vielleicht sagen, daß die Sprachgemeinschaft ein Ergebnis ihres Zusammenwirkens zum Auswerten auf die Muttersprache delegiert. Aber wer alle dabei mitwirkenden Bedingungen überdenkt: daß die Sprachgemeinschaft nur aus der Wechselwirkung mit ihrer Muttersprache heraus existiert, daß jede Neuprägung auf ungezählten inner-sprachlichen Vorgängen beruht; daß die darin realisierte Überführung von Wirklichkeit in menschliche Bewußtheit nicht aus zielstrebigem Planung resultiert, ja daß sie in ihrer Tragweite undurchschaut bleibt, und vieles andere, der wird diesen sprachlichen Prozeß in der Sprachgemeinschaft nicht einfach der unbezweifelten Aktivität der beteiligten Menschen zuschreiben, sondern die Wechselwirkung zwischen der Sprachgemeinschaft und der von ihr objektivierten Muttersprache so sachgemäß aufgliedern, daß er es als angemessenen Versuch anerkennen wird, wenn man der Muttersprache den Charakter einer Energiea zuspricht.

Das Farbenbeispiel hat wohl den Kernprozeß des Wortens so weit veranschaulicht, daß die auf ihn zielenden sprachwissenschaftlichen Überlegungen richtig verstanden werden können: die sprachliche Bewältigung

des *Seins* (öfter *Seienden*), die Überführung des Seienden in *gewußtes Sein* für die Menschen. Man hätte auch auf Formeln Wilh. von Humboldts zurückgreifen können, die, seit man wieder auf sie achten gelernt hat, sich in einprägsamer Fülle gefunden haben, wie das sehr einleuchtende *Umschaffen der Welt in das Eigentum des Geistes* (Schriften IV, S. 420). Eine gewisse Zurückhaltung ergibt sich nicht aus der Sache, sondern aus der sprachlichen Formulierung. Humboldt arbeitet mit dem damals und heute durchaus üblichen weiten *Welt*begriff, den wir auch schon zu besprechen hatten (vgl. Abschnitt II). Damals ergab sich, daß wir um der Klärung der Probleme willen gut daran tun, in unserem Rahmen eine Differenzierung zwischen *Welt* und *Wirklichkeit* zu versuchen, mindestens an solchen Stellen, an denen davon Wichtiges für die Argumentation abhängt. Bei dieser Unterscheidung (*Welt* für gelebte menschliche Innenwelt, *Wirklichkeit* für auf den Menschen eindringende Außenwelt, einschließlich der dem Bewußtsein nicht primär zugänglichen Gebiete des Körperlichen und Seelischen) müßten wir in Humboldts Formulierungen oft *Welt* durch *Wirklichkeit* ersetzen (oder auch durch *Seiendes*, seltener *Sein*), wenn wir nicht die Gefahr einer Einseitigkeit beibehalten wollen, der Humboldt tatsächlich oft ungewußt erliegt. Das sprachliche 'Umschaffen der Welt in das Eigentum des Geistes' zieht ausdrücklich vor allem sinnlich erreichbare Erscheinungen der Wirklichkeit ein, die für den Menschen dann zu geistigen Gegenständen werden. Wie ist es mit den 'unsinnlichen' Gebieten; was wird da umgeschaffen, verwandelt? Und wie steht es mit den Phänomenen, wo die sprachliche *Energieia* sich am deutlichsten manifestiert, den geistigen Gebilden, für die wir außerhalb der Sprache überhaupt keine umzuschaffenden Objekte aufweisen können? Das sind Bereiche, wo die schöpferische Kraft der Sprache am allereindringlichsten offenbar wird. Einer solchen, sich leicht aufdrängenden Einseitigkeit muß man vorzubeugen suchen. Ob das mit der Formel *Worten der Welt* ausreichend geschieht? Wenn man es versteht als die sprachliche Ausgestaltung der gelebten geistigen Welt des Menschen, so trifft es sicher zu; im Ergebnis schafft alle sprachliche Arbeit *Welt*. Allerdings muß an anderer Stelle der Unterschied beachtet werden, der auch hier wichtig bleibt: sprachliche Kraft, gesetzt an die Bewältigung der Wirklichkeit, führt zu *Welt* aus *verantworteter* Wirklichkeit; sprachliche Kraft, betätigt als Entfaltung von innersprachlichen Möglichkeiten, führt zu *erworteter* *Welt*. Unter dem Oberbegriff des *Wortens* kann dieser Unterschied zusammengefaßt

werden, so wie auch der geistige Grundcharakter der *geworteten Welt* von beiden Seiten aus bestätigt wird.

Sprachliche Zugriffe und sprachliche Ausgriffe

Aus diesen Überlegungen folgen einige für die Erforschung der geistigen Sprachseite grundlegende Tatsachen. Sprachliche Gestaltung von Welt durch das Verworten von Wirklichkeit und das Erworten eines eigenen geistigen Bereiches, — das sind Vorgänge, die bis in alle Einzelheiten der Erforschung einer Sprache hineinreichen. Sie liefern uns die methodischen Hinweise, aus denen die energetische Untersuchung der geistigen Sprachseite abgeleitet werden kann.

Am anschaulichsten lassen sich die Einsichten verfolgen in dem Teil der energetischen Sprachbetrachtung, der es mit der Vermenschlichung, dem Anverwandeln von äußerer und innerer Wirklichkeit zu tun hat. Man braucht nur den Gedanken, daß der Mensch sich geistig einen Zugang zu Gebieten zu schaffen vermag, die er zwar in ihrem Sosein nicht durchschauen kann, mit denen er aber Formen des Umgangs erzielen muß, die ihm eine geistig begründete Art des Fertigwerdens ermöglichen, in seiner sprachlichen Tragweite zu durchdenken. Aus der geistigen Kraft der Sprache heraus (— wir sind einig, daß die Sprache zu den geistigen Kräften des Menschen gehört —) sind ihm Zugriffe möglich, entsprechend denen er sich in solchen Bereichen betätigen kann. Sprachliche Zugriffe, die ihm ermöglichen, seinen Lebensbereich zu meistern. Dieser Gedanke des Zugriffes läßt sich durch alle Erscheinungsformen der Sprache durchführen. Am fruchtbarsten ist er für das Verständnis der Gemeinschaftsform von Sprache: geltende Sprachelemente als muttersprachlich geltende Zugriffe — das wandelt unser Bild von einer Sprache von Grund auf. Nun kommt die geistige Seite der Sprache in ihrer tatsächlichen Rolle zum Vorschein, und was kann es für das Verständnis des menschlichen Lebens wichtigeres geben als die Erforschung dieser Entfaltung sprachlicher Energieia nach Richtung und Leistung? Wie hier das energetische Modell in den verschiedenen Bereichen Aufschluß schaffen kann, wird später zu veranschaulichen sein.

Zunächst ist aber noch das Gegenstück zu dem Anverwandeln von Wirklichkeit zu nennen. Dem *sprachlichen Zugriff* tritt der *sprachliche Ausgriff* zur Seite. Zwar hat alle sprachliche Aktivität etwas Produktives an sich; insbesondere haben sich alle muttersprachlichen Inhalte bereits als geistig bestimmte Bilder von Wirklichkeit, nicht als reine Photographie, erwiesen. Aber Sprache hört nicht da auf, wo Wirklichkeit, an der man sie messen und kontrollieren kann, aufhört. Wir haben eben dem Gedanken des *Verwortens* den des *Erwortens* zur Seite gestellt. Zu der Erkenntnis der *sprachlichen Zugriffe* gesellt sich damit die der *sprachlichen Ausgriffe*. Auch sie kann hier nur grundsätzlich einbezogen werden. Die Kenntnis von den sprachlichen Ausgriffen ist noch wichtiger als die von den sprachlichen Zugriffen. Denn das Sprachgut, das aus der Verarbeitung der Wirklichkeit stammt, wird hundertfach übertroffen durch das, was in der Sprache durch Ausgriff daraus gewonnen wird. In allem, was aus Wirklichkeitgestaltendem Wortgut weiter gewonnen wird, überwiegt zunehmend der innersprachliche Ausbau. Das fängt sehr früh an: kann man ein Adjektiv wie *blau* schließlich, wenn auch durch viele natürliche und sprachliche Übergangsstufen hindurch, auf seinen Wirklichkeitswert hin befragen, so kann man für das, was in der Substantivierung zu *das Blau*, in der abstrakten Weiterbildung *die Bläue* hinzukommt, keine Begründungen 'in der Sache' mehr auffinden. Das sind sprachliche Ausgriffe, Verwandlungen, die sich aus den geltenden Verfahrensmöglichkeiten einer Muttersprache herleiten und über deren Wirklichkeitswert nur aus der Einsicht in die Tragweite dieser sprachlichen Ausgriffsrichtungen geurteilt werden kann. Wie rasch sich schon solche Vorgänge der Wortbildung im geistig Verschlungenen verlieren, zeigen die kombinierten Ableitungsmöglichkeiten, die schon bei ganz geläufigen Wörtern zu außersprachlich gar nicht denkbaren drei- und vierfachen Weiterbildungen führen: *Un-über-brück-bar-keit*, – was wirkt da alles zusammen? Ein immerhin aus der Nähe zur Sachkultur begründeter Zugriff, der aber schon bei der Überführung ins verbale Kompositum *überbrücken* eine Verwandlung erfährt, die nicht mehr auf sachlich Vorgefundenem, sondern auf der Idee möglichen Handelns beruht; *überbrückbar* setzt nun schon einen Wortstand ein, der geistig die Frage nach der Zugänglichkeit einer Erscheinung für das Behandelte werden nach einem bestimmten Verfahren aufwirft. Für diese Frage selbst und ebenso für ihre Anwendung in einer bestimmten gedachten Situation gibt es sicher keinen Anhalt in der 'Wirklichkeit' mehr, schon

gar nicht in der adjektivischen Wortart, und das Einsetzen eines weiteren Wortstandes, der in *unüberbrückbar* die Unterstellungsmöglichkeit unter die Frage nach der Zugänglichkeit für ein bestimmtes Behandeltwerden verneint, ist eine rein geistige Angelegenheit. Wenn schließlich mit der *-keit*-Ableitung der Wortstand der Adjektivabstrakta eingeführt wird, so ist das geistige Verwandeln auf dem Wege vom Stammwort bis zur vierten Ableitung vollkommen. Verstehbar bleibt eine solche Bildung gemäß der Geltung bestimmter sprachlicher Ausbaurichtungen im System der Wortableitung, eben der muttersprachlichen Wortstände. Aber die Frage nach dem Wirklichkeitswert eines solchen Sprachgebildes kann kaum mehr sinnvoll gestellt, geschweige denn beantwortet werden. Wir bewegen uns in einem Reich sprachlicher Ausgriffe und können nur noch ansetzen an der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen sprachlicher Energiea.

Gemäß diesen beiden Möglichkeiten sprachlicher Zugriffe und sprachlicher Ausgriffe wird nun die Aufhellung der geistigen Sprachseite nach dem energetischen Modell verlaufen. Was zunächst inhaltbezogen festgestellt ist, wird in seiner Beziehung zur sprachlichen Energiea untersucht. Das bedeutet vor allem für die Gemeinschaftsform der Sprache eine sehr spürbare Wendung. Mit sprachlichen Zugriffen (Ausgriffen) zu rechnen, ist der Sprachwissenschaft noch wenig geläufig. Der Ausdruck ist verhältnismäßig jung; er wurde nach längerer Vorbereitung 1956 zur weiteren Diskussion gestellt. Die Sache selbst ist seit W. von Humboldt klar erkannt. Es bedarf allerdings immer wiederholter Bemühungen, um ihren Platz innerhalb der Sprachforschung zu sichern.

Die Gerichtetheit der Sprachzugriffe und Sprachausgriffe

Jedes Sprachelement ein Ansatz zur geistigen Bewältigung des menschlichen Lebenskreises, – dieser Grundgedanke hat seine wichtigsten Konsequenzen für die Gemeinschaftsform der Sprache. Jedes Wort, jedes Syntaktikum als in einer Muttersprache geltender geistiger Zugriff (Ausgriff): das führt zur Notwendigkeit von Analysen der geistigen Sprachseite, zu denen man weder vom Assoziations-, noch vom gestaltbezogenen, noch vom inhaltbezogenen Modell aus kommt. Von der Notwendigkeit eines neuen, des energetischen Modells haben wir uns hinreichend überzeugt. Aber wie soll es ausgebaut werden? Hier setzt der Gedanke der Gericht-

tetheit ein, der seit 1958 in der Diskussion ist.

Unter den Anforderungen, die an das energetische Modell zu stellen sind, steht eine deutlich im Vordergrund. Sprachliche Zugriffe, sprachliche Ausgriffe, – entscheidend bleibt es, etwas zu wissen über die Richtung, in der dieses Zugreifen, dieses Ausgreifen verläuft. Grundsätzlich handelt es sich um den Übergang von der statischen zu der energetischen Methode. Praktisch ist anzusetzen an den bereits erarbeiteten Ergebnissen aller früheren Methoden.

Der methodische Nachdruck lag bei dem inhaltbezogenen Aufarbeiten der geistigen Sprachseite auf dem Nachweis von abgrenzenden Kriterien, die einem Inhalt zu ausreichender Bestimmtheit in seiner Geltung verhelfen können. Daher auch die besondere Rolle des Feldgedankens, der aus der Beobachtung von Oppositionen, von wechselseitiger Umgrenzung der zusammenwirkenden Feldglieder, auf den Grad der Bestimmtheit der Geltung des Einzelelementes schließen konnte. Hier ist nun auf einen früheren Hinweis zurückzugreifen. Die grammatische Methode führt zu 'Feststellungen' von Sprachlichem im wahrsten Sinne. Sie führt uns 'Bestände' vor, die als solche durch die Methode bedingt sind, aber im Grunde Querschnitte durch Verläufe festhalten. Man könnte auch von Projektionen sprechen, die den Gehalt eines Sprachraumes zu einem zweidimensionalen Bild zusammendrängen. Eine solche Projektion wieder umzusetzen in die volle Wirklichkeit ist die erste Aufgabe der energetischen Sprachbetrachtung; man erinnert sich des zitierten Humboldt-Wortes: 'Von der Seite ihres lebendigen Wirkens aus muß die Sprache betrachtet werden, wenn man ihre Natur wahrhaft erforschen will'. Bei diesem Zurückversetzen in 'lebendiges Wirken' verändern sich die 'Feststellungen' der Grammatik wesentlich: Festgestelltes erweist sich als Verdinglichung eines Verlaufes, Linien als Projektionen von Wirkungsrichtungen. Und hier kommen vor allem die Grenzlinien zwischen den Inhalten in Bewegung: sie erweisen sich als grammatische Fassung von Gerichtetheiten, die den sprachlichen Zugriffen zukommen und die letztlich das sichern, was solche Zugriffe und Ausgriffe ausrichten mit der Beständigkeit, die ihrer Geltung zukommt. So ist es zu verstehen, daß die energetische Betrachtung vor allem ausschaut nach den Faktoren, die eine solche Gerichtetheit hervorrufen und lenken.

Wenn wir, wie es den methodischen Bedingungen entspricht, 'Bestimmtheiten' der inhaltbezogenen Grammatik zurückübersetzen in 'Gerichtetheiten' der energetischen Betrachtung, so ist der beste Ansatz bei der letzterreichten Stufe der Untersuchung von Sinnbezirken (Kap. III) zu finden. Dort war versucht worden, alle für die sprachliche Geltung wichtigen Bestimmungsmöglichkeiten zusammenzufassen. In dem Gedanken des Sinnbezirks sind einbeschlossen 1) die sachlichen, außersprachlichen Vorbedingungen eines zu verantwortenden oder zu erwortenden Bereiches; 2) die Gesamtheit der in diesem Sinnbezirk angesiedelten (energetisch: auf diesen Bereich angesetzten) Sprachelemente; 3) Prüfung dieser Bestückung gemäß allen für die inhaltliche Geltung relevanten Gesichtspunkten; 4) Art des Verhältnisses zwischen den angetroffenen Möglichkeiten; 5) Gesamtbild von den an dem Aufbau dieses Sinnbezirks beteiligten Geltungen.

In die Sehweise der Bedingungen für die Gerichtetheit der so zusammengeführten Zugriffe umgesetzt, würde das besagen: Bei allem Abstand zwischen sachlichen und sprachlichen Bedingungen muß das Bild des Sachbereiches so weit gegenwärtig sein, daß Verhältnisse bei den 'Sachen', die eine besondere sprachliche Beachtung beanspruchen, ausreichend herausgehoben sind und zugleich vom Ganzen her die Leistung der einzelnen Zugriffe bei der geistigen Bewältigung des Sachbereiches deutlich wird. Dann kommt die grundlegende sprachliche Beurteilung, vor allem die Frage, ob es ein tragendes Wortfeld gibt, das nach Wortart und Gliederzahl den Sinnbezirk entscheidend gestaltet. Diese Grundelemente müßten vbr allem auf ihre Gerichtetheit hin untersucht werden. Hier ist es am leichtesten einzusehen, daß die grammatisch ange-troffene Gliederung der statische Reflex einer Gestaltung ist, die aus dem Zusammentreffen von gerichteten sprachlichen Zugriffen mit außersprachlichen Gegebenheiten resultiert. Dabei wird auch deutlich, daß ein solcher gerichteter Zugriff das entscheidende sprachliche Phänomen ist, mit dessen Aufhellung die geistige Sprachseite in ihrer wesentlichen Leistung getroffen wird. Vergleichbare Überlegungen gelten für die energetische Interpretation der Wortstände (welche geistigen Ausbaurichtungen treten mit den Wortständen in Kraft?) und die Fächerung der Wortfamilien. In dieses Bild könnten auch die selteneren Formen inhaltlicher Bestimmtheit so eingefügt werden, daß ihre Mitwirkung an der geistigen Gestaltung (etwa gemäß Definition oder fremdem Vorbild) durchsichtig wird. Ein so durchgearbeiteter Sinnbezirk

würde tatsächlich die Art des Überführens der Wirklichkeit in geistiges Eigentum aufdecken. — Was beim Wortschatz am offenkundigsten ist, trifft in gleicher Weise zu für das syntaktische Sprachverfahren. Die Kategorien der Denkkreise der Wortarten haben durchaus energetischen Charakter, und es kommt darauf an, Bedingungen und Ziel ihrer Gerichtetheit zu durchschauen. Nicht anders steht es bei den Satzbauplänen. Allerdings ist es hier noch schwerer als beim Wortschatz, Zugriff und Ausgriff zu trennen. Doch zeigt sich darin nur eine besondere Seite einer allgemeinen Problematik.

Mit der Erkenntnis, daß die inhaltliche Bestimmung eines geltenden Sprachelementes gewissermaßen befreit werden muß von allen 'sachlichen' Einschlügen aus einer Begegnung mit der Wirklichkeit, wenn man seine reine Sprachlichkeit fassen will, ergeben sich wesentliche Folgerungen für die sprachlichen Ausgriffe. Auf die reine Energieia des gerichteten Zugriffs soll es ankommen. Aber das ist doch die Daseinsform der sprachlichen Ausgriffe ganz allgemein. An den Überlegungen, die auf die energetische Betrachtung hinführten, waren die Ausgriffe verhältnismäßig wenig beteiligt. Die Rede von der Verwandlung der Welt in Gedanken, von ihrer Überführung in das Eigentum des Geistes zeigt, daß bei Humboldt die Zugriffe auf bestehende Wirklichkeit durchaus im Vordergrund stehen, und auch bei Formulierungen wie 'die sprachliche Erschließung der Welt' war noch mehr an Zugriffe auf die Außenwelt gedacht. Nun überzeugten wir uns, daß für den Großteil der geltenden Sprachprägungen kein Widerpart in der Wirklichkeit zu erwarten ist; es handelt sich um innersprachlichen Ausbau, um Ausgriffe, die für eine Bestimmung ihres Wirklichkeitswertes voll von Problemen sind. Dagegen findet die Frage nach der Gerichtetheit dieser Ausgriffe leichter eine Antwort. Wir sprachen davon, daß vor allem die abgeleiteten Wörter durch ihren Wortstand weithin den Charakter von sprachlichen Ausgriffen gewinnen. Gewiß wurzeln ihre Stammwörter durchweg in Bedingungen von Zugriffen auf die Wirklichkeit. Aber die einmal geschaffene Ableitung gewinnt ihre Stellung durchaus von dem geistigen Ausgriff ihres Wortstandes her, der sich auf keine Wirklichkeit mehr stützen kann. Gerade in der Wortbildung entfaltet sich viel von schöpferischer Sprachkraft, und mögen die Ansätze sich oft nur unmerklich von den Beziehungen zur Wirklichkeit lösen, so wird in den meisten Fällen der Abstand immer größer. Gerade hier kommt nun der Tatsa-

che der Gerichtetheit außerordentliche Bedeutung zu. Wie sollte diesen Bildungen ausreichende Bestimmtheit zukommen, wenn nicht die Gerichtetheit des Wirklichkeitszugriffes sich mit der Gerichtetheit des Sprachausgriffs zu einer neuen funktionsfähigen Prägung verbände? Es war schon darauf hinzuweisen, wie ableitende Umprägungen, von einfachen Wortständen, von Überführungen der Wortarten an bis zu drei- und vierfacher Ableitung innersprachlich begründete geistige Bildungen schaffen, die durchaus muttersprachliche Geltung besitzen und auf denen unser sprachliches Verfahren weithin beruht, obwohl die Einsicht in ihre Tragweite recht beschränkt ist. Aber durchsichtig bleibt die Richtung geistigen Ausbaus, die mit den Ausgriffen der Wortstände gegeben ist, und das Arbeiten mit Prägungen dieser Art ist möglich, solange die von da ausgehende Gerichtetheit wirksam bleibt, – auch wenn weder eine Kontrolle an der Wirklichkeit noch ein einfaches Urteil über den 'Wahrheitswert' möglich ist. Aber das entspricht der sprachlichen Welt, in der unser Leben abläuft.

Die Grenzlinie zwischen Innersprachlichem und Außersprachlichem

Das energetische Modell hat mit dem Gedanken der Gerichtetheit auch die Stelle erreicht, an der eine vielbehandelte Streitfrage gelöst werden kann: wo nämlich in den muttersprachlichen Inhalten das Sprachliche aufhört und das Außersprachliche beginnt. Die Frage hat uns auch hier in vielfältiger Weise begleitet: wo in dem sachbezogenen Modell die geistige Seite der Sprache bleibt; wie bei dem gestaltbezogenen Modell in dem 'Bedeutungs'ausblick zwischen Sprachwelt und Außenwelt geschieden werden kann; und die inhaltbezogene Betrachtung ist ja gerade darauf aus, auf der geistigen Sprachseite die geltenden Sprachinhalte von der vorgegebenen 'Außenwelt' abzulösen. Dieses Unternehmen verlangt eine solche Folgerichtigkeit der Denkschritte, daß es einerseits in den Formulierungen des Untersuchungsganges nicht umschichtig genug umschrieben werden kann, andererseits aber dem oberflächlichen oder voreingenommenen Beurteiler weder Anlaß noch Vorwand zu Fehlurteilen in zureichendem Maße liefert. Eines der am häufigsten geäußerten Bedenken war, ob nicht die inhaltbezogene Grammatik im Namen des Sprachinhalts unberechtigt große Teile der Außenwelt und

der Begriffswelt für die Sprache beanspruche. Von da aus war es dann kein allzu großer Schritt zu einer Einstufung der Sprachinhaltsforschung unter die Formen von 'Idealismus', die in ihrer Geistigkeit über den Realitäten schwebten und auch die Welt des Seienden mit Ausgeburten des Sprachgeistes bevölkerten. (Besonders wohlgesinnte Kritiker konnten sich nicht genug darin tun, einen Panlinguismus auszudenken und in den ungereimtesten Formen der Sprachinhaltsforschung anzuhängen.) Selbst weltanschauliche Argumente wurden aktiviert, um den Gegensatz des Sprachidealismus zum Materialismus verschiedener Prägung aufzuweisen. — Es hat keinen Sinn, in eine Diskussion nach allen diesen Seiten einzutreten, obwohl sie veranschaulichen könnte, daß die Sprache tief genug im Wesen des Menschen begründet ist, um sich in allen diesen Problemen Beachtung zu erzwingen. Aber für die, die sich bei der Lösung solcher gewiß nicht einfacher Fragen auch die Ergebnisse des zuständigen Fachgelehrten zunutze machen wollen, dürfte ein Hinweis nicht unnütz sein, daß die Rede von der Gerichtetheit der Sprachzu(aus)griffe auch zu angemessenen Urteilen in diesen Meinungskämpfen beitragen kann.

Der Hauptvorwurf der Grenzüberschreitung berief sich darauf, daß in allen Beschreibungen von Wortinhalten auch Angaben enthalten seien, die unbestreitbar der Sachwelt entnommen sind. Nun haben wir selbst im Zusammenhang mit der Kritik der 'Bedeutungs'angaben moniert, daß allzuvielen dieser Angaben im Grunde eher Sachbeschreibungen oder Versuche von Begriffsbestimmungen seien. Die Sprachinhaltsforschung sollte ja gerade solche Fremdeinschläge zurückdrängen; außersprachliche Kriterien sollten durch innersprachliche Befunde ersetzt werden. Ist das so wenig gelungen? Wir brauchen zum Zeugnis nicht alle Überlegungen zu wiederholen, die das Außersprachliche einzudämmen suchten, ohne ihm an der rechten Stelle seinen Platz zu rauben. Eines war allerdings nicht möglich: die Angaben über Sprachinhalte so zu formulieren, daß der Bezug zu Sachwelt oder sonstiger Wirklichkeit an einer bestimmten Grenze innersprachlich — außersprachlich unterbrochen würde. Die Ursache für solche Unstimmigkeiten liegt aber weniger in der Arbeitsrichtung als in den Notwendigkeiten der Darstellungsweise. Nicht umsonst haben wir immer wieder darauf hingewiesen, daß der erste Schritt über die gestaltbezogene Grammatik hinaus notwendig auch zu einer Grammatik führen müsse, einer inhaltbezogenen zwar, aber eben doch einer Grammatik. Und dann konnte erst die Überlegung

begründet werden, daß auch die inhaltbezogene Darstellung der Sprache nicht adäquat ist, weil diese eben kein Ergon, sondern eine Energeia ist. Das heißt also, daß auch die inhaltbezogene Grammatik mit 'Feststellungen' arbeiten muß, mit Projektionen, die gewissermaßen die Inhalte verfestigen müssen und zwar im Augenblick ihres Auftretens auf die 'Wirklichkeit'. Ich kann über ein Wort aus dem Bereich der Sinnesqualitäten nichts feststellen, ohne auch auf diesen Bereich selbst zu argumentieren. Gewiß zeigt der Hinweis auf die muttersprachlichen Geltungen den Weg des eigentlichen sprachlichen Einschlags. Aber die grammatische Darstellungsform kann den sprachlichen Bereich *süß* nicht trennen von dem sprachlichen Wissen über physiologische, chemische usw. Bedingungen, unter denen diese geistige Geltung gewissermaßen anwendbar wird.

Aus diesem echten Dilemma scheint nun die Einsicht in die geistigen Zugriffe (Ausgriffe) einen Ausweg zu schaffen. Jedenfalls läßt der Gedanke von der Gerichtetheit den eigentlichen sprachlichen Prozeß deutlich unterscheiden von den 'Anwendungsfällen'. Man wird eine Feststellung wie '*blau* gibt es nicht in der Natur (Wirklichkeit o.ä.)' wagen können im Vertrauen auf die richtige Interpretation, daß der Zugriff *blau* nicht erzwungen ist durch die physiologischen oder physikalischen, auch nicht durch die psychologischen Vorbedingungen, sondern daß er sich in der geistigen Auseinandersetzung des Menschen, und zwar in der Erscheinungsform des Gemeinschaftlich-Muttersprachlichen eingestellt und bewährt hat, wobei seine Gerichtetheit durch die Stellung im sprachlichen Farbfeld (das natürlich auch als Ganzes energetisch interpretiert werden muß) gesichert ist. Die außer- und vorschprachliche Existenz von Vorgängen, die, wenn einmal ein mit entsprechenden Augen ausgestattetes Wesen mitspielt, zu Farbempfindungen führen, ist weder bestritten noch angezweifelt. Aber ebenso deutlich ist der Bereich der Sprache, in der aus ungezählten Erfahrungen sprachbegabter Wesen eine Geltung erwachsen kann, die primär der Sprachgemeinschaft, aber damit zugleich dem einzelnen Sprachgebildeten einen geistigen Zugriff auf Erscheinungen dieses Bereiches ermöglicht, aus dessen sprachlicher Gerichtetheit ein erprobtes, in der ganzen Sprachgemeinschaft äußerlich und innerlich verständliches Verfahren erwächst. Ein solches *blau* existiert nur in einer Sprache, in der es gilt.

Das etwa wären die Grundgedanken der energetischen Interpretation der geistigen Sprachseite, die wohl dem Phänomen Sprache am ehesten gerecht wird.

Geltender Zugriff (Ausgriff) als Erscheinungsform von Geist

Es war nun viel die Rede von ungeläufigen Größen und Erscheinungen, von *Zugriff* und *Ausgriff*, von *Geltung* und *Gerichtetheit*, von *Energiea* und *Wirksamkeit*. Nur ein Stichwort blieb ungesagt, obwohl es ständig in der Luft lag. Gewiß ließ sich das Adjektiv *geistig* nicht vermeiden und die *geistige Sprachseite* hätte sich gar nicht anders vorstellen lassen. Aber die substantivischen Größen *Geist* und *Geistiges* und *Geistigkeit* blieben so weit im Hintergrund wie es nur möglich war. Der Grund ist offensichtlich: wir wollten die Analyse von Phänomenen, die so schon schwer genug zu greifen waren, nicht noch durch ein so kontroverses Wort beschweren. Jetzt aber, nachdem wir zu bestimmten Ergebnissen gekommen sind, können wir den Blick zurückwenden zu den Überlegungen, die wir eingangs den Problemen des Geistigen in der Sprache widmen mußten.

Die Aufgliederung der Probleme des Geistes, wie wir sie aus der Dreiheit der Erscheinungsebenen des Sprachlichen abgeleitet haben, hat sich durchaus bewährt. Und die Erwartung, daß die Gemeinschaftsform der Sprache zu dem, was man unter dem Titel des Geistigen vermutet und sucht, am meisten beizutragen hat, ist mit jedem neuen Modell nicht nur bestätigt, sondern auch fortentwickelt worden. Wir können versuchen, von einigen Punkten aus Brücken zu schlagen.

Schicken wir voraus, daß unter den Phänomenen, die wir als geistnahe antrafen, nichts ist, was menschenfremd wäre. Insbesondere lassen sich alle Tatbestände der Gemeinschaftsform von Sprache aus den Auswirkungen der menschlichen Sprachengabe – nachdem der Mensch einmal über die geistige Kraft der Sprache verfügt – ableiten. Über solche Erklärungen bin ich nie hinausgegangen, und alles Gerede über mythologische Hypostasierungen u.ä. hat in meinen Schriften keinen Anhalt.

Allerdings muß man gleich hinzufügen, daß die sprachliche Aktivität des Menschen sich nicht dem einfachen Handlungsschema fügt. Der

Mensch macht zum Sprechen nicht lediglich den Mund auf, sondern hinter jeder sprachlichen Aktivität stehen Bedingungen, die nicht nur der Handlungsfreiheit, sondern selbst der Bewußtheit des Menschen entzogen sind. Diese Vorgegebenheit gibt den Anlaß, nach Erklärungen zu suchen, die mit den Handgreiflichkeiten naiver Schemata nicht auskommen, die aber einem ernsthaften Nachdenken ebenso zugänglich wie verständlich sind.

Das gilt vor allem für die Gemeinschaftsform der Sprache. Ohne geltende Muttersprachen gäbe es kein sprachliches Leben auf Erden. Der einzelne Mensch, allein auf seine Sprachbegabung angewiesen, käme über ein Gestammel nicht hinaus, soweit er überhaupt akustische Zeichen ausbildete, die dann mit ihm wieder untergingen. Bei aller Individualität wird er erst zur sprachlichen Persönlichkeit, wenn er die muttersprachliche Verbindung mit einer übergreifenden Gemeinschaft eingeht. Diese Verbindung kommt zustande durch die Geltung, die einer solchen Gemeinschaftsform von Sprache zukommt. Auf diesen Begriff der Geltung kommen wir nochmals zurück; wahrscheinlich steht er den Phänomenen des Geistigen am nächsten. Aber auch an den anderen genannten Kernbegriffen lassen sich vorbereitend wesentliche Züge des Geistigen ablesen.

Wenn wir auf die Gerichtetheit von Sprachzugriffen und Sprachausgriffen geführt wurden als auf eine der wesentlichsten Erscheinungen muttersprachlicher Geltung, so kann man da einsetzen mit Fragen wie: Wer greift hier zu? Wer schafft die Richtung? Die Fragen sind nicht so banal, wie sie zunächst klingen. Natürlich ist es die Sprachgemeinschaft, die zugreift, die die Richtung sichert. Aber sie tut es nicht unmittelbar und vor allem, sie tut es nicht reflektiert, überlegt. Der Hinweis, daß es sich eben um den Ausschnitt von Sprachteilhabern handle, der einem Menschen in seinem Leben sprachlich begegnet, hilft nicht weiter. Im Gegenteil, er legt, folgerichtig durchdacht, die Probleme gerade offen. Wir brauchen nur einige gesicherte Ergebnisse aus dem energetischen Modell in Erinnerung zu rufen.

Wer greift zu? Wenn einer glaubt, daß er doch nur seine eigenen Sinnes- und Geisteskräfte in Bewegung zu setzen brauche, um sich die Ziele seines Denkens und Handelns zu schaffen, so kommt er nicht an. Zum mindesten müßte er Fälle anführen können, in denen er sprachliche Zu- und Ausgriffe selbstherrlich vollzogen hätte. Wahrscheinlich aber würde

er lange vorher stecken bleiben; es ist oft genug beschrieben worden, wo der in seinen sprachlichen Kräften auf sich selbst angewiesene Einzelne ankommen würde. Auch das Modell des unter der Hilfe der Sprachumgebung Erfahrungen ordnenden Einzelnen haben wir schon früher als unmöglich erkannt. Wer greift da zu? All das Vordergründige wird ja erst möglich durch die Wirkung des geltenden Zugriffs der Muttersprache. Aber wie kommt dieser zustande? So gut wie nie durch bewußte Setzung (außerhalb der Fachbereiche) und Belehrung. Er ist der planenden Setzung so fern, daß selbst die wissenschaftlichen Bemühungen, ihn bewußt zu machen, ihn kaum fassen können. Umgekehrt geht er sicher auf menschlichen Anstoß zurück, aber so, daß nicht ein Einzelanstoß einen vorherberechneten Erfolg hat, sondern daß dieser Anstoß in einem Gemeingut gewissermaßen in die geistige Auseinandersetzung mit dem Bestehenden kommt. Und in vielfältiger Mitwirkung einer gar nicht voraussehbaren Menge und Auswahl von Sprachteilhabern gewinnt er aus den inneren Bedingungen der geltenden Sprache heraus selbst die Stellung eines aufgenommenen und anwendbaren Zugriffs. Wen soll man also verantwortlich machen? Im Grunde spielt sich dieser ganze Prozeß bei aller persönlichen Bindung an Einzelsprecher in der Sprache selbst ab. Die Sprachgemeinschaft delegiert — nicht der Absicht, aber der Tatsächlichkeit nach — dieses Gewinnen von Zugriffen an ihre sprachliche Aktionsform, also Humboldts Sprache als Prozeß, als Energieia, und wir können nicht anders als eine Kennzeichnung suchen, die der Eigenart dieses überpersönlichen Prozesses gerecht wird. Ein geistiger Prozeß ist es sicher; soll man ihn als Erscheinungsform von Geist ansprechen?

Verstärkt kehren die gleichen Probleme wieder, wenn wir fragen: Wer bestimmt die Gerichtetheit der Zugriffe und Ausgriffe? Die ersteren sollen ein sinnvolles Sich-Bewegen in der Wirklichkeit herbeiführen; die letzteren eine im vollen Sinne geistige Welt aufbauen helfen, in der die Menschen sich treffen, verstehen und fördern können. Wie kann die ziel-sichere Richtung gefunden und eingehalten werden? Und eine ganze Sprachgemeinschaft soll gleichgerichtet verfahren, wenn nicht alles durcheinander geraten soll. Wiederum ohne ausdrückliche Anleitung, ohne Wegbeschreibung, ohne Kompaß — außer der internen sprachlichen Gerichtetheit selbst. Und selbst dort, wo die Außenwelt mitspielt, ist das keine ausreichende Begründung für die Gerichtetheit: Ding- und Sachwelt gehen eben nicht unmittelbar in die Sprache ein, sondern nur

in einer geistigen Verarbeitung, und die Richtung dieser Verarbeitung ist das Entscheidende für die Sprache. Für alle sprachlichen Bereiche bleibt im Hintergrund die Frage: Wer statuiert ihre geistige Gerichtetheit und wer sichert ihre Geltung? Wiederum ist es so, daß Anstoß und Verarbeitung in dreifacher Richtung zu suchen sind: beim Einzelnen, der aber nur als Sprachgeformter mitwirken kann, bei der Sprachgemeinschaft, die aber mehr als Schauplatz der sprachlichen Prozesse fungiert, und bei der Muttersprache, die doch verstärkt als systematischer Ort hervortritt; dort verdichten sich die sprachlichen Abläufe zu Geltungen. Und eine Erscheinungsform solcher Geltung ist die Gerichtetheit. Keine individuelle Herleitung vermag diese Zusammenhänge ausreichend zu erklären. Und wenn wir diese Art des Entfaltens von Sprachbegabung als Erscheinungsform *sui generis* anerkennen müssen, dann müssen wir sie auch sprachlich in entsprechender Weise fassen. So werden wir wieder auf die Frage geführt, ob nicht die Gerichtetheit der Zugriffe eine Erscheinungsform dessen ist, was man als *Geist* in der Gemeinschaftsform von Sprache sucht.

Gerichtete muttersprachliche Geltung als Daseinsform des Geistes in der Sprache

Man könnte fragen, ob es sich überhaupt lohnt, in soviel Ansätzen einer Größe nachzugehen, die man zwar vielfach bemerken, aber offenbar nur sehr schwer bewußt und verständlich machen kann. Soll man sich nicht begnügen mit den soziologischen Grunderkenntnissen über die sozialen Objektivgebilde, mit denen man bereits vor vierzig Jahren die eigenartige Daseinsform von Größen wie *Sprachgemeinschaft* und *Muttersprache* zu fassen suchte? (Zu dieser vor allem an A. Vierkandt anknüpfenden Sprachsoziologie vgl. meinen Beitrag 'Sprache' im 'Handwörterbuch der Soziologie', hrsg. von A. Vierkandt, 1931, wieder abgedruckt in der Aufsatzsammlung 'Zur Grundlegung der ganzheitlichen Sprachauffassung', hrsg. von H. Gipper, 1964, S. 290-320.) Die soziologische Analyse von Erscheinungsformen des objektiven Geistes, von den Daseinsbedingungen der persönlichen und der unpersönlichen sozialen Objektivgebilde war so aufschlußreich und eingängig, daß sie für alle Wissenschaften, die es mit Kulturgütern zu tun haben, brauchbare

Einsichten beibringen konnte. Man könnte froh sein, wenn die damals entwickelten Einsichten in die Daseinsbedingungen von Kulturgütern in das Normalwissen der mit der Gemeinschaftsform von Sprache beschäftigten Forscher eingegangen wären.

Aber diese Tradition ist in dem Kampf der dreißiger Jahre gegen die Soziologie abgerissen. Und auch nach dem Krieg sind diese grundlegenden Einsichten nicht erneuert worden. Weder in der Soziologie, die namentlich in ihrer amerikanisierenden Form solche Grundprobleme gegenüber der Analyse gesellschaftlicher Abläufe ganz in den Hintergrund treten läßt, noch in der Sprachforschung, die eher auch den Minimalbestand an soziologischen Begriffen durch 'Entmythologisierung' um seinen Aufschlußwert zu bringen sucht, ohne daß von der ansatzhaften, ebenfalls amerikanisierenden Soziolinguistik für diese Fragen Förderung zu erwarten wäre.

Umso eher müßte also eine Untersuchung, die ausdrücklich der geistigen Seite der Sprache gewidmet ist, solche Fäden wieder anzuknüpfen haben. Zum mindesten müßte sie nach einer wirksamen Form suchen, um das, was in ihrer Betrachtung in die Nähe des 'objektiven Geistes' führt, in etwa neu sich entspinnde Diskussionen hineinzutragen. Ich glaube, daß dafür der Komplex der 'gerichteten muttersprachlichen Geltungen' am fruchtbarsten ist. In dem typischen Ineinandergreifen der Beteiligung von Sprachgemeinschaft, Muttersprache und Einzelmitgliedern der Sprachgemeinschaft entfaltet sich etwas, was gar nicht mehr in Anteile der Beteiligten zerlegt werden kann und was doch von höchster Wichtigkeit für das Gelingen der Sprache ist. Man kann versuchen, die wichtigsten Einschlüsse auseinanderzuhalten, aber es ist unmöglich, sie voneinander zu isolieren. Wie es zugeht, daß Wörter in einer Sprache 'funktionieren', etwas ausrichten können, läßt sich immer nur zum geringsten Teil verstehen; man kann es an jedem beliebigen Sprachelement aufweisen (wir werden gleich das Beispiel *geschehen* etwas verfolgen). Aber die Wörter 'sind da', sie sind verbindlich, sie gelten, und zwar nicht nur mit der sinnlichen Geltung einer Gestalt, sondern vor allem mit der geistigen Geltung des gerichteten Zugriffs. Dieses Wort vom geistigen Dasein drängt sich an dieser Stelle klar auf. Es gibt nun einmal in Gemeinschaftsgütern Formen des Daseins, die eine eigene Charakterisierung erfordern. Daß die geläufige 'reale' Daseinsform nicht die einzige ist, kann niemand bestreiten. Zum mindesten

sind daneben die Quellen von Wirkungen anzuerkennen, die den Anspruch als *Wirklichkeit* erheben könnten, wenn dieses Wort nicht so fest vergeben wäre, daß man es nicht umkehren kann. Ich habe in soziologischen Zusammenhängen von *funktionaler Realität* gesprochen, aber so etwas setzt sich nicht durch. Heute würde ich als charakteristisches Merkmal dieser Seinsform die *Geltung* ansetzen und den Erscheinungen von *gerichteter muttersprachlicher Geltung* die Charakterisierung als *Geist* nicht vorenthalten (ohne zu behaupten, daß damit das Geist-Problem erschöpft sei). Die geistige Seite einer Muttersprache, das ist der Inbegriff der geltenden gerichteten Zu- und Ausgriffe, die in einem unaufteilbaren Schaffensprozeß von Einzelnen, Muttersprache und Sprachgemeinschaft ins Leben gerufen und dauernd wirksam gemacht werden.

Zur Konstitution der geistigen Sprachseite

Von solcher Art sind also die Phänomene, mit denen die Erforschung der geistigen Sprachseite es letztlich zu tun hat. Wir sind an dem Kernpunkt, von dem aus alle anderen Formen der Annäherung zu beurteilen sind. Es ist kein Wunder, daß der Ausgang vom naiven, aber auch vom aufgeklärten Denken auf immer neue Schwierigkeiten stieß. Das Sprachproblem erschien als unerschöpflich: Wenn auch bereits Teilergebnisse als so bedeutsam erschienen, daß man sich bei ihnen beruhigte, so waren sie für geschärftes Denken doch immer Ausgangspunkte für weiteres Fragen. Rückblickend können wir diese Unrast und die eingeschlagenen Wege verstehen und beurteilen.

Nun wird alles darauf ankommen, in der konkreten Forschung die Anhaltspunkte festzuhalten, die der energetischen Sprachbetrachtung voranzuhelfen. Die Rede von dem 'Umschaffen der Welt in das Eigentum des Geistes', von der Muttersprache als 'Prozeß des Wortens der Welt' muß an allen angetroffenen Spracherscheinungen geprüft und günstigenfalls verifiziert werden. Sicher ist das leichter gesagt als getan. Aber nachdem einmal die Problemstellung klar erkannt ist, muß es auch gelingen, das zufällige Material, das sich seit je in der Richtung solcher Tatsachen eingestellt hat, in einer methodischen Verarbeitung zusammenzufassen und auszuwerten. Denn so offensichtlich Humboldts Gedanke

von der Sprache als menschlicher Anverwandlung der Wirklichkeit in der Forschung ein noch unbegriffenes, erst recht nicht bewußt verfolgtes Ziel blieb, so sicher muß das Arbeiten mit der Sprache ungesucht auf diese fundamentalen Zusammenhänge gestoßen sein. In der Sprachwissenschaft, aber vor allem in den mit der Sprache arbeitenden Disziplinen und Lebensbereichen fehlt es tatsächlich nicht an Einblicken dieser Art. Wenn sie auch meist mehr beiläufig gewonnen wurden, so sollten sie doch festgehalten und vor allem eingefügt werden in die systematische Erforschung des Prozesses des muttersprachlichen Wortens der Welt. Solange der methodische Aufbau der energetischen Sprachbetrachtung noch nicht abgeschlossen ist, können in unserem Zusammenhang drei Blickrichtungen genannt werden, die der Präzisierung solcher Forschung dienen: die Frage nach den Schauplätzen des Wortens der Welt; das Verfolgen der Hauptrichtungen sprachlicher Weltgestaltung, und vor allem das Ausschöpfen der Idee der vergleichenden Sprachforschung.

Die Schauplätze des Wortens der Welt

So vorsichtig man mit dem Einführen oder gar Anhäufen von ungewohnten Wortprägungen sein muß, so können wir es nach dem Vorausgegangenem doch wagen, die erarbeiteten Hauptgesichtspunkte mit den für sie vorgeschlagenen Termini an den Stellen aufzusuchen, an denen sie ihren Aufschlußwert erweisen müssen. Es dürfte verständlich sein, wenn wir für den Prozeß, in dem muttersprachliche geistige Welt konstituiert wird, die Formel vom muttersprachlichen Worten der Welt einsetzen und als erste Frage die nach den 'Schauplätzen' dieses Wortens stellen. Mit diesen 'Schauplätzen' sind dann die Grundformen sprachlicher Weltgestaltung aufs engste verbunden. (Vgl. meinen Aufsatz über 'Die vier Schauplätze des Wortens der Welt' in der Festschrift für Th. Litt (Erkenntnis und Verantwortung), 1960, S. 11-24. Zum Ganzen 'Grundformen sprachlicher Weltgestaltung', 1963.)

Der Grundgedanke dürfte unanfechtbar sein: die menschliche Sprachkraft muß, wenn sie sich entfalten soll, auf Objekte treffen, an denen sie aktiv werden kann. Dieses Aufmerken auf die Gegenstände umschließt zugleich die Frage nach dem systematischen Ort, an dem eine

solche Begegnung gedacht werden kann. Die Antwort wird erleichtert, wenn wir uns folgende unserer früheren Unterscheidungen in Erinnerung rufen: den Vorschlag, an Stellen, die genauere Differenzierung verlangen, einen unscharfen Sprachgebrauch intern zu präzisieren, indem wir *Wirklichkeit* als das außerhalb menschlichen Bewußtseins Seiende abheben von *Welt* als dem Gehalt menschlichen Bewußtseins (Kap. II); ferner ist uns wichtig die Unterscheidung von sprachlichem *Zugriff* und sprachlichem *Ausgriff*, die vorhin begründet wurde; von ihr aus ist auch bei der Wortprägung *worten* eine Differenzierung zwischen *ver>worten* und *er>worten* möglich, die an manchen Stellen zu schärferer Formulierung führt; das eine zielt auf Aktivität der Sprachkraft, die in sich Gestaltung von vorgefundener Wirklichkeit oder Welt beschließt, das andere auf sprachliche Schaffensvorgänge, für die keine außersprachlichen Gegenstände aufweisbar sind, Es ist möglich, daß diese Unterscheidungen in ihrer Anwendung noch genauere Präzisierung verlangen.

Unabhängig von der Frage, in welchen Formen und Zusammenhängen sich bestimmte Schauplätze des Wortens aufweisen lassen, sollen zur Veranschaulichung einige typische Situationen herausgehoben werden. Theoretisch lassen sich vier 'Schauplätze' unterscheiden als Grundbedingungen, unter denen menschliche Sprachkraft sich entfalten kann: 1) die Sprachkraft stößt auf Tatbestände der Wirklichkeit, an denen das Worten unmittelbar ansetzen kann; 2) die Sprachkraft stößt auf bereits vermenschlichte außermenschliche Wirklichkeit, wie sie durch die Sinne (und andere menschliche Zugänge zur Wirklichkeit?) eingefangen und der Welt menschlichen Bewußtseins zugänglich gemacht wird; 3) die Sprachkraft führt innermenschliche Wirklichkeit verschiedenen Charakters unmittelbar oder mittelbar in sprachliche Bewußtheit weiter; 4) die Sprachkraft arbeitet produktiv, indem sie die verwortete Wirklichkeit gemäß sprachlicher Eigengesetzlichkeit ausbaut oder unmittelbar sprachliche Welt setzt.

Diese Aufteilung kann allerdings nur schematischen Wert beanspruchen; sie muß vor allem von zu vereinfachender Anwendung ferngehalten werden, sowohl im Hinblick auf bestehende Sprachverhältnisse wie auch beim Versuch, die Genese der sprachlichen Weltgestaltung aufzuweisen. Insbesondere müssen wir damit rechnen, daß sich Wirkungen mehrerer Prozesse kumulieren. Aber als Hinweis, wie man dem Wirklichkeitswert bestehender sprachlicher Zugriffe näherkommen kann, sind diese Gesichtspunkte doch brauchbar.

Die aufschlußreichsten Beispiele verspricht der zweite Schauplatz. Man möchte das Worten der durch die menschlichen Sinne herbeigeführten Empfindungen als einen der einfachsten Fälle ansehen. Doch sind in unseren Hochsprachen auch hier die Bedingungen der sprachlichen Zugriffe bereits so verwickelt, daß es nicht leicht ist, den Gesamteffekt kurz zu kennzeichnen. Da für uns die Hauptwortart für das Worten der meisten Sinnesempfindungen die Adjektive sind, müßte man von heutigen Adjektiven wie *rot, sauer, kalt, duftig, (schrill)* ausgehen. In alltäglichen Worten würde man von diesen sagen, daß sie die an Sinnesreize anknüpfenden sprachlichen Bewußtseinsvorgänge so verworten, daß sie als 'Eigenschaften' auf einen Träger projiziert werden: *das Gras ist grün* und *der Wein ist süß* usw. Nun kommt hier bereits ein konsequentes Überlegen dahinter, daß der Aufschlußwert dieses sprachlichen Verfahrens sehr schwer feststellbar ist. Vor allem müßte eingerechnet werden, daß zwischen dem Ansatz des Reizes und der sprachlichen Antwort mindestens drei Umwandlungen liegen: gewisse physikalische oder chemische Bedingungen des Trägers müssen ihrer Wirklichkeit nach so beschaffen sein, daß ihre Wirkungen auf einen passenden menschlichen Rezeptor treffen, der sie vermenschlichen, den menschlichen Bedingungen zugänglich machen kann; diese anverwandelten Reize müssen in menschliche Welt so eingegliedert werden, daß sie für das Bewußtsein eine beständige Rolle spielen; und in dieser bewußten Welt kann die Sprachkraft einsetzen, um aus wechselnden zufälligen Reizen bleibende Urteilsmaßstäbe zu gewinnen, die sich in der Zusammenarbeit einer Sprachgemeinschaft als dauerhafte Grundlagen eines reflektierten Verhaltens zu diesen Erscheinungen verfestigen können. In der Geltung eines solchen Adjektivs ist also beschlossen, daß innerhalb einer Sprachgemeinschaft ein geistiger Zugriff verbindlich ist, der unter geltenden innersprachlichen Bedingungen (abstraktes Adjektiv interner Feldgerichtetheit) dem Bewußtsein den Gehalt bestimmter Sinnesempfindungen so gegenwärtig hält, daß er einem Träger in der 'Außenwelt' als Qualität zugeordnet wird. Der Abstand zwischen Wirklichkeit und muttersprachlichem Verworten ist so groß, daß man den Aufschlußwert eines geltenden Zugriffs wie *rot* kritisch überdenken muß: wie wird bei einer solchen Prägung natürliche und sinnliche Wirklichkeit menschlicher Bewußtheit zugänglich gemacht, und welche Folgen ergeben sich daraus für das Arbeiten mit diesem Wort?

Das wesentliche Problem bei solchen Überlegungen ist wohl in dem Versuch gegeben, die Wirkungsrichtungen zwischen äußerem Anstoß und sprachlicher Antwort zu analysieren. Was ist in einem geltenden Adjektiv wie *froh* beschlossen? Dem Ansatz nach handelt es sich um eine Wortung auf dem dritten Schauplatz, dem sprachlichen Bewußtmachen von innermenschlichen Abläufen, die in der Form von 'Stimmungen' bereits in die gelebte Welt Eingang gefunden haben. Bei Adjektiven dieser Art tritt das Wechselspiel zwischen Selbsterfahrung und Außenbeobachtung in verschiedener Form hervor. Im Ergebnis verlegt etwa *schön* eine ästhetische Selbsterfahrung in die Wirklichkeit (*ein Mensch, ein Bild ist schön*) und erhält damit die Möglichkeit, die Gerichtetheit solcher im Grunde innermenschlicher Werturteile immer wieder aus der Außenerfahrung zu festigen und zu prüfen. Auch bei den Stimmungsadjektiven wird ein solcher Wechsel des Schauplatzes mitspielen, wengleich die Konstitution des Zugriffs primär eine Aufgabe der Zuwendung der Sprachkraft zu den außersprachlichen Lebensregungen im Innermenschlichen bleibt. Wie kann man den Gehalt solcher Wechselbeziehungen in der Form eines muttersprachlichen Zugriffs beschreiben?

Besonders wird man darauf achten müssen, wo Wirkungen vom vierten Schauplatz einsetzen: die produktiven Ausgriffe der Sprachkraft selbst. Natürlich ist in jeder Sprachprägung ein schöpferischer Einschlag menschlicher Sprachkraft aufweisbar: zu den Anstößen der Außenwelt treten immer die Gesichtspunkte des sprachlichen Menschen, die ordnen, gliedern, werten. Aber darüber hinaus gibt es sprachliche Verfahrensweisen, denen man in erhöhtem Maße eigengesetzliche Produktivität zuerkennen muß. Diese können in zweierlei Grundformen einsetzen: als Ausbau der in der Auseinandersetzung mit der Welt außer- und innermenschlichen Ursprungs erarbeiteten Zugriffe in Richtungen, die nur innersprachlich möglich sind, und als Ausgriffe sprachlicher Produktivität, die aus dem Gesamtertrag des Wortens eine im vollen Sinne geistige Welt konstituieren, deren Wirklichkeitswert Fragen über Fragen aufwirft.

Das Überlegen muß schon bei scheinbar einfachen Tatbeständen ansetzen. Der innersprachliche Ausbau ist am besten zu beobachten an den Vorgängen der Wortbildung. Wir hatten besonderen Nachdruck gelegt auf die Erscheinungen der Wortableitung. Die inhaltbezogenen Feststellungen über die Wortstände verlangen eine Fortführung unter den Ge-

sichtspunkten des energetischen Modells. Was ist der geistigen Leistung nach ein Wortstand? Man kann wohl grundsätzlich sagen, daß die Ableitungsvorgänge und vor allem die Wirkungsweise der Wortstände als muttersprachliche Ausgriffe anzusehen sind. Das mag mit durchaus wirklichkeitsnahen Prägungen anfangen. Aber man muß trotzdem schon bei Ableitungen wie *Bach* – *Bächlein* die Frage im Auge behalten, wie sich dabei Wirklichkeitsgestaltung und innersprachlicher Ausbau zueinander verhalten. Gibt es in der Natur *Bächlein* oder ist bereits dieses diminutive Verhältnis eher als menschliche Zutat anzusehen, die durch den sprachlichen Ausbau des Wortstandes geistig verfestigt und im Zuge der Wortableitung einer Sprachgemeinschaft geläufig verfügbar gemacht wird? Man mag darüber streiten, ob im Einzelfall dem Augenschein oder dem geistigen Bezug die primäre Rolle zufällt; aber die gesamte Urteilsweise der Größeneinschätzung im Bezug auf bereits sprachlich festgelegte Größen greift über das natürlich Vorgegebene hinaus und muß in der Form des nahegelegten Ausbaus als muttersprachlicher Ausgriff anerkannt werden. – Diese Fragen werden dann sehr rasch von grundlegender Bedeutung. Wie ist ein Wortstand wie der der Adjektivabstrakta vom Standpunkt der 'Schauplätze' aus zu beurteilen? Nehmen wir einmal die zugrundeliegenden Adjektive als sprachliche Geltungen hin. Was geschieht nun mit dem Wirklichkeitswert, wenn zu *rot* das Abstraktum *die Röte*, zu *klein* das Abstraktum *die Kleinheit* tritt? Man wird sagen müssen, daß es außersprachlich weder *Röte* noch *Kleinheit* gibt. Es geht nun nicht an zu sagen, daß das Sprachliche sich dabei mit der gestalthaften Bildungsweise erschöpfe. Vielmehr wirkt der Wortstand als sinnlich-geistige Ganzheit mit, und seine muttersprachliche Geltung ist die Quelle für die Möglichkeit und geläufige Anwendbarkeit eines Verfahrens, das geistige Ausgriffe schafft, die sich anderwärts nicht konstituieren könnten. Man versuche eine Antwort auf die Frage, ob und wo und wie es außerhalb der Sprache *Röte* oder *Kleinheit* 'gibt'. Hier vollzieht sich der Aufbau einer geistigen Welt, der außerhalb der Sprache weder durchführbar noch mit irgendwelcher Gültigkeit fixierbar wäre. – Die Fragen vervielfachen sich, wenn wir überlegen, wie verbreitet Doppel- und Tripelableitungen sind und wie oft sie mit einer Transformation der Wortart verbunden sind; wir werden an Hand von Beispielen diese Vorgänge noch prüfen müssen.

Wie weit die geistige Produktivität der Sprache insgesamt geht, bleibt als weitere Frage. Es ist noch ein wesentlicher Abstand zwischen dem

Ausbau 'stammhafter' Elemente, die aus dem Verworrenen außer- oder innermenschlicher Anstöße gewonnen wurden, und primärer sprachlicher Setzung. Es sei nur angedeutet, welcherlei Fragen hier auftauchen. Ist mit der Möglichkeit einer unmittelbaren Begegnung zwischen Sprachkraft und Wirklichkeit zu rechnen? Oder bedarf es immer einer vorangegangenen Anverwandlung des Seienden durch die Sinne oder andere seelisch-geistige Kräfte? Wenn wir den Sinneskräften einen zwar vielfach beschränkten, aber doch effektiven Austausch mit außermenschlicher Wirklichkeit zutrauen (und zusprechen müssen), so muß die Frage gestellt werden, ob die menschlichen Geisteskräfte grundsätzlich von einer solchen primären Begegnung ausgeschlossen sind. Und wenn jemand an irgendeiner Stelle mit einem außersinnlichen Zugang des Menschen zur 'Wirklichkeit' rechnet, dann müßte er es begründen, wenn er die menschliche Sprachkraft grundsätzlich von solcher Möglichkeit ausschließen wollte. Die Frage müßte auch deshalb gestellt werden, weil wir noch keine Entscheidung im Hinblick auf den Schauplatz I getroffen haben (unmittelbare Begegnung der Sprachkraft mit der Wirklichkeit). Daß sich noch keine unmittelbar einleuchtenden Beispiele für solches Verworren von Wirklichkeit gefunden haben, legt Zurückhaltung nahe. Aber das enthebt uns nicht der Aufgabe, auf unmittelbare oder mittelbare Spuren solcher Wirkungsformen zu achten; denn solche Stellen wären von besonderer Bedeutung für die grundsätzliche Beurteilung der menschlichen Sprachkraft.

Schließlich müssen wir noch die Frage stellen, ob dieses Modell der vier Schauplätze auch anwendbar ist auf die muttersprachlichen syntaktischen Geltungen. Grundsätzlich müssen wir diese Frage bejahen, ebenso für die Denkkreise der Wortarten wie für die geistige Geltung der Satzbaupläne; beide Gebiete der sprachlichen Entfaltung erfordern auch eine energetische Behandlung. Wir werden in den anschließenden Proben energetischer Sprachbehandlung auch diese Frage beachten.

Die geistigen Gestaltungsrichtungen

Wir haben das Schema der vier Schauplätze sprachlicher Weltgestaltung vorangestellt, nicht weil wir sie nun der Reihe nach abhandeln könnten, sondern weil wir so Anhaltspunkte gewonnen haben zur Beurteilung der

Zusammenhänge, in denen wir den konkreten Prozeß des muttersprachlichen Wortens der Welt verfolgen können. Dabei hat sich auch gezeigt, daß wir die Formel vom Worten der Welt durchaus beibehalten können, auch wenn sich darunter die Doppelheit von *verworten* und *erworten* verbirgt und die Unterscheidung zwischen *Welt* und *Wirklichkeit* gegenwärtig bleiben muß.

Wenn wir nun auf einige Beispiele energetischer Sprachbetrachtung eingehen, so ist wichtig von vornherein zu beachten, daß wir hierfür kein allgemein anwendbares Modell zur Verfügung haben. Selbst das bisher unbefangene angewandte Einteilungsschema nach Wortschatz, Wortbildung, Wortarten, Satzbauplänen müßte in Frage gestellt werden. Denn unter dem Gesichtspunkt der energetischen Sprachbetrachtung sind seine Kriterien nicht als allgemeingültig, sondern als Auswirkungsrichtungen sprachlicher Weltgestaltung zu betrachten. Darüber zu entscheiden, ist allerdings hier nicht der Raum, und so verfolgen wir auch weiterhin die bisher angewandte Ordnung.

a) Wortschatz

Die energetische Untersuchung des Wortschatzes würde wohl am besten nach Sinnbezirken verfahren. Denn dabei würden die Gesichtspunkte, unter denen ein Bereich gewortet ist, sich zusammenfinden und einen Einblick in die Grundformen, nach denen dieser Bereich sprachlich gestaltet ist, ermöglichen. Aber auch von kleineren Gruppen aus lassen sich Einblicke in die Tragweite solcher Vorstöße und damit in den Wirklichkeitswert ihrer geltenden Ergebnisse gewinnen.

Wir würden dabei verstärkt das Verhältnis der Wortarten, die für die Gestaltung eines Bereiches eingesetzt sind, beachten. Auch wenn die geistige Tragweite solcher Befunde immer noch nicht recht durchschaut ist, so kommt die alte Frage nach den 'drei Bildern der Welt' in dem Gedanken der substantivischen, adjektivischen oder verbalen Weltgestaltung erneut zu Ehren. In einem der frühesten Beispiele energetischer Sprachbefragung ist schon vor über vierzig Jahren auf das Problem der adjektivischen oder verbalen Fassung der Gesichtsempfindungen hingewiesen worden. Wir würden heute sagen, daß der Prozeß des Wortens verschieden verläuft, wenn in der normalen muttersprachlichen Geltung die Farben fast ausschließlich mit Adjektiven gefaßt und daneben nur wenige verbale Zugriffe üblich sind (die Dinge *sind rot* und *blau*

und nur in seltenen Fällen *blaut der Himmel*), oder wenn eine verbale Fassung von Farberscheinungen stärker hineinspielt, so daß etwa die ahd. Wörterverzeichnisse mit 'Zustandsverben' wie *rôtên, wîzên, swar-zên* rechnen, die im Grunde Farben als Lebensregungen vorstellen. Noch spürbarer ist der Abstand zwischen der vorwiegend adjektivischen Fassung der Glanzerscheinungen im älteren Deutschen (die Dinge sind *liobt, berbt, scîn*, selbst *glanz*) von dem fast ausschließlich verbalen Verfahren des Neuhochdeutschen, wo die 'Glanzträger' zu 'Glanzsendern' geworden sind und dementsprechend *leuchten* und *scheinen* und *glänzen*. Die wenigen Reste oder dichterischen Versuche anderen Verfahrens (*gehörnte Herde braunt*, Goethe, *ein glimmer Spahn*, A. Grün) lassen ahnen, was die Beschränkung auf die eine Möglichkeit für die sprachliche Weltgestaltung bedeutet.

Aber auch schon innerhalb von gliedernden Reihen einer Wortart wird deutlich, wie die feldmäßige Gerichtetheit kleinerer Gruppen in der Wechselwirkung mit der Wirklichkeit bestimmten Zugriffen Geltung und Dauer verschafft. An einfacheren Beispielen wie den Farbwörtern oder den Verwandtschaftswörtern, die jeder überdenken kann, ist die Lehre von der sprachlichen Weltgestaltung entwickelt worden. Man hat gelegentlich eingewandt, das seien doch ausgesuchte Fälle, die nicht genug Anhalt für eine Verallgemeinerung des Verfahrens böten. Daran ist soviel richtig, daß die Feldlehre sicher kein geeigneter Platz für ein schematisierendes Nachahmen ist; jede feldverdächtige Wortgruppe muß auf ihren individuellen Aufschlußwert hin durchdacht werden. Der Gesichtspunkt, der für die Weltgestaltung wesentlich ist, findet sich oft an unerwarteter Stelle. Daß in dem Miteinander von *veranstalten, abhalten, halten* (*Konzert, Jahrmart, Gottesdienst*) der Zwang beschlossen ist, ein Urteil über den Untergrund eines Geschehens abzugeben (besondere Aktivität von Einzelnen, Einhalten von gewohnheitsmäßig wiederkehrenden Übungen, Befolgen von geltenden Ordnungen), ist zweifellos ein Zug sprachlicher Weltgestaltung durch muttersprachlich geltende Ausgriffe: so etwas ist nirgends in der Wirklichkeit als notwendig vorgezeichnet, und die Ausführenden haben durchweg weder Einsicht in diese Ordnung noch reflektieren sie beim Sprachgebrauch über ihre Anwendung; vielmehr handelt es sich um die Wirksamkeit von muttersprachlich geltenden, innersprachlich gerichteten Ausgriffen. — In dem Aufbau innersprachlich geltender Weltgestaltung ist auch die Möglich-

keit, ja der Zwang begründet, bei der Feststellung von Geschehnissen immer auch ein Urteil zu suchen über die Art des Anteils des Menschen: es gilt muttersprachlich eine sehr feste Opposition zwischen *stattfinden* und *sich ereignen*, je nachdem eine Mitwirkung von Menschen eingerechnet oder ausgeschlossen ist. Die externe Notwendigkeit eines solchen Urteils ist nirgendwo aufzuweisen; der interne Zwang entspringt der muttersprachlichen Geltung von Wortgut, in dessen geistiger Gerichtetheit dieser Unterscheidung eine feste Rolle zukommt. — In welcher Form solche Zu- und Ausgriffe ausgeprägt und gesichert sind, kann von Fall zu Fall differieren. Wenn wir unser Beispiel der Geschehenswörter noch etwas fortführen, kann man auf folgendes hinweisen: Es gibt eine große Gruppe von Verben, die man nach einem bestimmten formalen Merkmal zusammenfassen und auch inhaltlich als zusammengehörig erkennen kann. Es sind die Geschehensverben, die formal dadurch gekennzeichnet sind, daß sie nur mit Subjekten in der dritten Person Einzahl oder Mehrzahl anwendbar sind (ein *Unglück* oder *Unglücke* können *geschehen*, während *ich* oder *du* niemals *geschehen* können). Es ist sicher, daß in einer solchen Gruppe von bald hundert Verben Zugriffe verschiedener Art beschlossen sind, die wohl über Feldgerichtetheit hinausgehen. Dafür scheint sich ein Anhalt zu bieten in der Verschiedenheit der möglichen Satzkonstruktionen. In einigen Fällen sind die möglichen Subjekte so sehr auf neutrale Pronomina beschränkt, daß man in der Nähe von unpersönlichen Verben zu sein glaubt (*dort tut sich etwas; das ging unbemerkt vor sich*). Eine größere Gruppe ist dadurch gekennzeichnet, daß sie im Satzzusammenhang gerne mit einem satzeröffnenden (nicht unpersönlichen!) *es* auftreten, das den Hinweis auf einen folgenden Subjektsatz enthält (*es kommt oft vor, daß im Dunkel Fahrzeuge zusammenstoßen*); doch ertragen solche Verben auch vollwertige Subjekte (*Zusammenstöße kommen oft im Dunkel vor*), wobei wiederum ein (anderes) *es* im unbesetzten Vorfeld auftreten kann. Eine dritte Gruppe ist auf Vollsubjekte beschränkt, kann zwar auch im Vorfeld ein *es* als Hinweis auf das dem Verb folgende Subjekt haben, läßt aber keinen Subjektsatz zu (*Konzerte finden statt; es finden Konzerte statt; aber nicht es findet statt, daß ...*). Diese Verschiedenheit in der Ausprägung eines 'Subjekts' ist sicher zu fassen als zusätzliche Präzisierung des Zugriffs über die Feldgerichtetheit hinaus. Jedenfalls heben sich drei Arten geistiger Vorstöße in den Geschehensbereich deutlich voneinander ab: solche Verben, die das Geschehen nur

als komplexen, nicht näher analysierbaren Vorgang festhalten, andere Verben, die den Gehalt des Geschehens doch schon in der Form eines Subjektsatzes beschreiben und bis zu einem Subjekt des Geschehensverbs verdichten lassen; und schließlich die Verben, die den Anteil des Menschen am Geschehen soweit durchschauen lassen, daß sie das, was unter seiner Mitwirkung stattfindet, in der präzisierten Form eines Geschehenssubjekts vor Augen stellt. Man wird bei der Untersuchung des Sinnbezirkes des Geschehens auch solche, den unmittelbaren Feldwert (man würde in der Feldbetrachtung vor allem auf die Gerichtetheit aus dem Zusammenspiel der Verben des *stattfindens*, des *sich ereignens*, des *vor sich gehens* zu achten haben) überspannenden Einschlüsse festhalten müssen.

In die Analyse eines Sinnbezirks sind, wie wir sahen, auch alle die Prägungen aufzunehmen, für deren Gerichtetheit andere Faktoren als die Feldgliederung wichtig sind. In erster Linie handelt es sich dabei um die abgeleiteten Wörter. Es war bereits kurz von der energetischen Wendung in der Wortbildungslehre zu sprechen. Die dort gegebenen Hinweise auf die geistigen Ausgriffe, die in jedem Wortstand angelegt sind, lassen bei jeder genaueren Untersuchung erkennen, daß diese Prägungen durchweg dem vierten Schauplatz des Wortens zuzurechnen sind und daher besondere Beachtung beanspruchen. In der Gesamtheit der aus geltenden Ableitungsweisen entnommenen Wortstände lassen sich die Richtungen sprachlichen Ausgriffs fassen, die einer Sprachgemeinschaft nahegelegt und bequem vollziehbar gemacht werden. Die genaueren Feststellungen über Umfang und Lebenskraft der einzelnen Ableitungstypen lassen sich leicht weiterführen zu Einsichten in die Tragweite solcher geistiger Vorstöße. Da es sich jeweils um Dutzende oder Hunderte von Prägungen handelt, die an ganz verschiedenen Stellen des Wortschatzes auftauchen, so muß allerdings die Richtung eines solchen Wortstand-Ausgriffes möglichst genau festgelegt werden. Und dabei macht sich bemerkbar, daß die Gestaltungsrichtungen der Wortstände weniger reproduktiv als produktiv sind, nicht einfache Wiederholung vorgegebener Beziehungen, sondern Setzungen aus menschlicher Sicht heraus, weithin unreflektiert, so daß ihren Ausgriffen oft schwer nachzukommen ist. So lenkt etwa die Adjektivbildung auf *-bar* in den meisten Fällen die Blickrichtung auf die Überlegung, ob ein Objekt für eine Behandlung nach der Art des jeweiligen Ausgangsverbs zugänglich ist (*trinkbar* = was dem Akt

des Getrunken-Werdens unterzogen werden kann). In der heutigen Verbreitung (so gut wie von jedem transitiven Verb ist eine *-bar*-Bildung möglich) ist die Anleitung zu dieser Sehweise erstaunlich ausgedehnt, während eine zum gleichen Wortstand gehörige Bildungsweise auf *-lich* (*begreiflich*, *erklärlich*) wesentlich eingeschränkter ist. Diese bringt insofern einen eigenen Zug in die sprachliche Weltgestaltung hinein, als sie zugleich ein Urteil über die Geeignetheit eines Objektes zu einem bestimmten Behandelt-Werden einbeschließt (besonders in Parallelbildungen wie *erklärbar-erklärlich*; *faßbar* : *faßlich*). Überall treffen wir auf Gesichtspunkte, die nicht ein für alle Mal vorgegeben sind, sondern aus dem Gesichtsfeld einer Sprachgemeinschaft heraus geprägt sind und nun Geltung haben als naheliegende, zur Anwendung vorbereitete geistige Verfahrensweisen.

Hier muß vor allem noch hingewiesen werden auf die Vervielfältigung solcher geistiger Ausgriffe aus sprachlicher Gestaltungskraft durch die Möglichkeit der deutschen Sprache, die Wirkungsrichtungen der Wortableitung zu kumulieren. In der Spanne zwischen *Länge* und *Unverkäuflichkeit* gibt es zahllose Kombinationen von Ableitungsweisen, deren geistige Tragweite sich schließlich im Undurchschaubaren zu verlieren droht. Grundsätzlich bleibt bestehen, daß jede Weiterführung eines Wortstammes in einen Wortstand ein geistiger Ausgriff aus innersprachlicher Produktivität ist. Wiederholt sich das, und ist es begleitet von wechselnder Überführung zwischen den Wortarten, so muß sich der Abstand zwischen 'Wirklichkeit' und Gehalt der Sprachwelt immer mehr vergrößern. Was wir früher an dem Beispiel *Un-über-brück-bar-keit* andeuteten, muß in seiner ganzen Tragweite aufgedeckt werden. Aus muttersprachlicher Geltung heraus ist jedem Sprachangehörigen der Weg vom *kaufen* über *ver-kaufen*, *verkäuf-lich*, *un-verkäuflich* zur *Unverkäuflich-keit* nachvollziehbar mit all seinen geistigen Umwandlungen. Das Endergebnis ist ein geistiger Ausgriff, mit dem auch der Durchschnittssprecher arbeiten kann; die einzelnen Wortstände, die im Spiele sind, kann er geläufig nachvollziehen, auch wenn er die Prägung nicht eingehend analysiert.

Aus innersprachlichen Geltungen heraus hat er die Möglichkeit, mit einem solchen Element der geistigen Sprachwelt sinnvoll zu arbeiten, auch wenn er keinerlei Handhabe hat, es an vorgegebener Außen- oder Innenwelt zu überprüfen. Für die Forschung ist es aber eine dringende

Aufgabe, die Frage nach dem Wirklichkeitswert solcher Ausnutzung muttersprachlicher Geltungen aufzuwerfen. Ein Großteil des üblichen Wortschatzes besteht aus solchen Ableitungen, und es gibt ganze Gebiete des menschlichen Nachdenkens und Wissens, die fast völlig abhängig sind von dem Einsatz solcher Prägungen. Auch die Beurteilung ihrer Ergebnisse ist unmöglich, wenn es nicht gelingt, Kriterien für den Wirklichkeitswert solcher sprachlicher Ausgriffe zu gewinnen.

Spätestens bei der Zusammenfassung der an dem geistigen Ausbau eines Sinnbezirks zusammenwirkenden Formen des Wortens tauchen weitere Fragen auf, die hier nur kurz angedeutet werden können. So wird es oft vorkommen, daß abgeleitete Wörter als tragende Elemente in ein Wortfeld eingehen (*häßlich*), ohne daß dabei der Weg der Ableitung gleich stark verdunkelt würde. Das schließt die Frage ein, wie die beiden Möglichkeiten der Gerichtetheit, aus dem Wortfeld und aus dem Wortstand, sich ausgleichen. Zumeist überdeckt die Wortfeldwirkung die der Standbindung, ohne dabei notwendig diese auszulöschen. – Auch die Frage der Lückenlosigkeit der Wortdecke spielt hier hinein. Es ist viel darüber gestritten worden, ob die These der Feldforschung richtig sei, daß die Feldgliederung keine leeren Stellen innerhalb des zusammenwirkenden Materials hinnehmen könne. Der Grund ist offenbar: wenn die inhaltliche Bestimmtheit der Glieder eines Feldes wesentlich an die gegenseitige Abgrenzung des ganzen Feldbestandes gebunden ist, dann ist es mißlich, in größerem Umfange mit offenen Grenzen (und jede Lücke würde zu solchen führen) zu rechnen. Und aufs ganze gesehen bleibt die Annahme, der gesamte Wortbestand habe als Kontinuum zu gelten, ein heuristisches Postulat. Der Widerstreit wird etwas erleichtert, wenn mit mehreren Wegen inhaltlicher Bestimmtheit gerechnet wird. Es ist durchaus diskutabel, daß die verschiedenen Arten der Gerichtetheit soweit zusammenwirken können, daß eine 'Lücke' im Feldbestand durch eine Wortstandwirkung ausgeglichen werden kann. Dieser Tatbestand wäre nachdrücklich zu vermerken; er würde zweifellos Folgen für das geistige Verfahren haben. Aber das Funktionieren der geistigen Zugriffe würde dadurch nicht unmöglich gemacht werden.

b) Satzbau

Nicht weniger Interesse bietet die energetische Interpretation der Befunde der inhaltbezogenen Syntax. Die Frage der geistigen Zugriffe und

Ausgriffe ist bei allen Schritten der Aufhellung von Satzbauplänen vordringlich; denn hier kann von einer einfachen Photographie der Wirklichkeit noch viel weniger die Rede sein als beim Wortschatz. Das gilt ebenso für die Sprachelemente, die wir unter dem Titel von Satzstücken und Satzgliedern zu fassen suchten, wie für die Einschätzung der syntaktischen Grundformen, die wir als muttersprachliche Satzbaupläne heraushoben.

Die energetische Fortführung der Lehre von den Formenkreisen, weiterhin den Denkkreisen der Hauptwortarten drängt sich folgerichtig auf. Wenn schon diese Wortarten als solche alle Kennzeichen von sprachlichen Zu- und Ausgriffen haben, so wird sich im Ausbau dieser Gestaltungsrichtungen erst recht die Produktivität der Sprachkraft geltend machen. Sowie man aber eine einfache Begründung *in re* als undurchführbar erkennt, verlagern sich die Probleme auf die Schauplätze III und IV: haben wir in Kategorien des Nomens, des Verbs den Niederschlag von psychischen Anschauungs- und Verfahrensweisen aus allgemein-menschlicher Anlage vor uns? Oder ist in solcher Auffächerung vorwiegend sprachlicher Ausbau zu sehen, der zur Bewältigung menschlicher Lebensnotwendigkeiten solche Hilfen schafft?

Ansätze zu einer Bestimmung des Wirklichkeitswertes solcher sprachlicher Prägungen stecken im Grunde bereits in den ersten Versuchen der griechischen Philosophie, die Erscheinungen der Formenkreise terminologisch festzuhalten. Eine der ältesten derartigen Unterscheidungen, die Aufteilung der *ὀνόματα* (*nomina*) in *ἄρρενα*, *θῆλεα* und *σκευή/οὐδέτερα*), von den Römern aufgenommen als *masculina*, *feminina*, *neutra* und entsprechend der Neuzeit überliefert, gesteht zwar selbst ihre systematische Unvollständigkeit ein, will aber doch mehr sein als bloße Kästcheneinteilung. Gestützt durch die Formendreiheit der Pronomina hat sie immer wieder Anlaß zu naiven Sachinterpretationen gegeben, doch hat auch der Gedanke der sprachlichen Prägung zu Männlichem, Weiblichem sich oft bemerkbar gemacht. Daß beide Richtungen zu keinem Erfolg führten, lag nicht nur daran, daß das Problem aus den Händen der Philosophen in die der Grammatiker überging, sondern ist bis zum heutigen Tage eine Aufforderung, angemessenere Wege zur Beurteilung der Tragweite formaler Unterscheidungen zu suchen. Im übrigen war die griechische Grammatik noch viel zu sehr mit der Aufnahme und ersten Rubrizierung des Formenreichtums

griechischer Flexion beschäftigt, als daß die energetischen Ansätze hätten konsequent weitergeführt werden können.

Wie steht es damit heute? Sicher hat die Sprachbetrachtung im Laufe der Jahrhunderte gelernt, daß der griechisch-römischen Terminologie nur ein beschränkter Aufschlußwert und Anwendungsbereich zukommt. Aber bereits der Übergang von der gestaltbezogenen zu einer inhaltbezogenen Betrachtung macht außerordentliche Schwierigkeiten, weil die Diskrepanz zwischen lautlicher und geistiger Sprachseite hier am allergrößten ist. Dazu kommt, daß die vor allem bei entfernteren Sprachen sich aufdrängenden Beobachtungen über andersartige inhaltliche Verhältnisse gerade unter dem Druck der terminologischen Überlieferung nicht recht zur Geltung kommen. Aber auch wenn wir das die Sorge der inhaltbezogenen Lehre von den Denkkreisen der Wortarten sein lassen, so stößt die Fortführung ins Energetische immer wieder auf das Problem, wie man den produktiven Anteil der Sprachkraft feststellen, eine Unterscheidung zwischen Zugriff und Ausgriff begründen, den Ablauf des Prozesses des Wortens klarlegen soll.

Man muß ein methodisch ausreichendes Vorgehen an einigen besonders günstigen Fällen zu erarbeiten suchen. Einige Aufschlüsse hat das Problem der Diathesen erbracht, das unter dem Stichwort der Handlungsarten meist so dargestellt wird, daß die Notwendigkeit einer begründeten Analyse sich aufdrängt und man schließlich auf Gesichtspunkte des sprachlichen Ausgriffs geführt wird. Als *διαθέσεις* sonderten die griechischen Grammatiker Formengruppen heraus, die nach schwankenden Ansätzen schließlich in der Dreiheit *ἐνέργεια*, *πάθος* und *μεσότης* festgehalten wurden. Die Adaption für die lateinische Grammatik mit *genera verbi*, *activum*, *passivum*, (*deponens*) war bereits durch zwei Tatsachen mitbestimmt: der Bezug auf grammatische Formensysteme wurde noch enger, wobei der griechische Deutungsversuch als *διαθέσεις* in dem ganz unspezifischen Terminus *genera verbi* aufgegeben wurde. Dabei verblieben auch die neuzeitlichen Grammatiken (*Handlungsarten*, frz. *voix*, engl. *voice*, *vox*), ohne vertiefte Einsichten zu erreichen. Dem entspricht auch die Behandlung der konkreten 'Handlungsarten', von denen für die neueren indogermanischen Sprachen das Gegensatzpaar *Aktiv-Passiv* im Vordergrund blieb mit der durchgehenden Erklärung, daß im Aktiv der normale Handlungsablauf von seinem Agens aus gesehen vorgestellt wird, während das Passiv die

Sicht von der Gegenseite aus vermittele (wobei die unausrottbare *Leideform* eine charakteristische Interpretation festhält). – Von drei Stellen aus sind nun solche Überlegungen als unzureichend zu erweisen. Einmal kann man sich nicht auf die ‘wirklichen’ Verhältnisse berufen. Die ‘Handlungsrichtungen’ sind nicht aus der Natur des Geschehens abzulesen, sondern sie sind Interpretationsrichtungen des Menschen und damit den sprachlich ausgeprägten Ausgriffen zuzurechnen. Dabei ist sehr zweifelhaft, ob sie primär die Richtung des Verlaufs von Aktionen und Geschehnissen hervorheben, oder ob nicht andere Gesichtspunkte vorrangig sind. So spielt in dem Verfahren nach *Aktiv* und *Passiv* sicher der Gesichtspunkt *täterbezogen-täterabgewandt* eine große Rolle. Das besagt, daß in muttersprachlicher Geltung die Möglichkeit eröffnet ist, in einem Geschehen einen greifbaren ‘Agens’ herauszustellen oder aber das Geschehen mehr als Ablauf zu fassen, ohne es notwendig auf einen Verursacher zurückzuführen (besonders deutlich im ‘unpersönlichen Passiv’: *es wird getanzt*). Hier ist in beiden Fällen eine weltgestaltende Rolle der verbalen Kategorie deutlich; die geltenden Diathesen erzwingen in der ganzen Sprachgemeinschaft eine Entscheidung, in welchem Umfang man einen ‘Täter’ einrechnet und namhaft machen will. In der Suche nach den verschiedenen gestalthaften Stützen des Passivs ist auch noch die Frage beschlossen, ob außer den aktivischen und passivischen Elementen noch Hinweise auf mögliche andere Diathesen beobachtbar sind. Die Verhältnisse in fernerstehenden Sprachen zeigen die Möglichkeit, daß die Diathesen über die Opposition *aktiv-passiv* (und auch das griechische *Medium*) hinaus von Belang sind.

Bei dem Umsetzen von Befunden der inhaltbezogenen Erforschung der Denkkreise in Sprachzugriffe und Sprachausgriffe ist einzurechnen, daß jedes Satzstück, das praktisch auftritt, ein ganzes Bündel der Ausbaurichtungen der betreffenden Wortart umschließt. So entspricht etwa der Art, wie die Einordnung einer lateinischen Form *canto* als erste Person des Singulars eines Indikativs eines Präsens eines Aktivs eines transitiven Verbs nach der a-Konjugation nötig ist, die Tatsache, daß nicht weniger als acht formale Hinweise auf Stellen des verbalen Denkkreises im Spiele sind, deren inhaltliche Tragweite man kennen muß, um zu durchschauen, was alles aus muttersprachlicher Geltung heraus mit einem solchen Bündel zur geistigen Formung eingebracht wird. Diese Beurteilung

der möglichen Satzstücke steht systematisch vor der Art des Zusammenwirkens in der jeweiligen Satzprägung, so eng natürlich die wechselseitige Abhängigkeit ist. Daher hat die energetische Interpretation der Denkkreise der Wortarten als geistiger Gestaltungskreise ihren eigenen Wert, der sich dann auf die Beurteilung des Wirklichkeitswertes aller Satzstücke unabhängig von den einzelnen Satzbauplänen überträgt. Die darin beschlossene muttersprachliche Ausrüstung aller möglichen Einzelprägungen mit bestimmten Zu- und Ausgriffen ist eine fundamentale Vorbedingung für alle syntaktischen Prozesse.

Mit dem Einbeziehen der Satzbaupläne ergibt sich für die energetische Betrachtung eine Fülle von grundlegenden Fragen. Der Grundgedanke der geistigen Weltgestaltung bleibt natürlich, er wird sogar besonders wichtig. Aber daß es sich dabei um muttersprachliche Zugriffe handelt, muß zunächst begründet und erläutert werden.

Den Ausgang bildet die Frage, was mit den geltenden Grundformen des Satzbaues in einer Muttersprache gegeben ist. Wenn man sich überzeugt hat, daß von einem verhältnismäßig kleinen Grundstock von Mustern aus die Unsumme der in einer Sprache möglichen Realisierungen ableitbar ist, schließen sich die Folgerungen Schritt für Schritt an. Nachdem schon das ganze syntaktische Geschehen in einer Sprache nur verstanden werden kann, wenn man mit muttersprachlich vorgezeichneten Verfahrensweisen rechnet, die den Angehörigen dieser Sprache in ihrer doppelten Rolle als Sprechenden und Hörenden Anhalt und Richtung für immer neue Realisierungen geben, so zeigt sich die ganze Tragweite dieser Tatsachen in der energetischen Betrachtung. Die beiden Grundtatsachen, daß Satzbaupläne sinnlich-geistige Ganzheiten sind und daß sie als muttersprachliche Elemente für alle Sprachangehörigen Geltung besitzen, können nicht nachdrücklich genug betont werden. Sie liefern auch den Schlüssel zur Lösung der Probleme, mit denen sich charakteristische Strömungen der heutigen Sprachwissenschaft über Gebühr herumschlagen. Weder N. Chomskys Verwunderung über die immer neue Möglichkeit von noch nie gehörten (Sprech-) Sätzen, noch die weitschichtigen Bemühungen der generativen Grammatik, aus der Kompetenz des Sprechers die Variationsbreite eines Musters zu erfragen, werden eine schlüssige Antwort finden, wenn man nicht die richtige Verbindung zwischen dem der Ebene der Sprachverwendung zugehörigen Tun der Individuen und den der Ebene der Gemein-

schaftssprache zugehörigen geltenden Tatsachen muttersprachlicher Weltgestaltung findet und anerkennt.

Was kann nun das energetische Modell, die Frage nach den Schauplätzen des Wortens, die Suche nach Zugriffen und Ausgriffen zur Auswertung der Einsichten in die Satzbaupläne beitragen? Die inhaltbezogene Betrachtung war stehengeblieben bei dem Nachweis, daß der spezifischen Gestalt eines solchen Grundgerüsts eine ebenso spezifische geistige Situation entspricht, die in den geltenden Satzmodellen allen Angehörigen dieser Sprache verfügbar gemacht wird. Man könnte nun den Übergang zur energetischen Betrachtung auch terminologisch unterstreichen, indem man von den zuerst mehr zur Auswahl vorgestellten Vorschlägen *Grundformen, Satzmodelle* usw. den dem Wesen der Sprache angemessensten Gedanken des *Bauplanes* bewußt in den Vordergrund stellt. Mit ihm wird zweierlei eingepreßt: einmal daß diese 'Muster' tatsächlich verbindliche Verfahrensanweisungen sind, sodann daß sie weniger vom passiven Nachzeichnen als vom produktiven Gestalten her zu verstehen sind.

Zu dem ersten genügt schon die Fortsetzung der soeben entwickelten Überlegungen über die Satzstücke. Indem solche innerhalb der Gestaltungskreise der Wortarten angelegten möglichen Zugriffsbündel mit ihren spezifischen geistigen Komponenten in einem Satzplan vereinigt werden, gehen diese muttersprachlichen Geltungen unvermeidbar in einen übergreifenden Vollzug sprachlicher Weltgestaltung ein. Es gibt keinen Weg an diesen Kategorien vorbei, und schon wer solche Stücke als Teile eines Bauplanes analysiert, macht ebensoviele geistige Gestaltungsrichtungen bewußt, die sich in dem Satzganzen unter noch weiteren Bedingungen (*Satzglieder, Satzwerte*) zu einer wirksamen Geltung verbinden. Darin liegt auch der mögliche Aufschlußwert der lange Zeit praktizierten Satzanalyse nach Satzstücken; allerdings darf sie sich nicht auf die formale Bestimmung der in einem Satzbeispiel enthaltenen Wörter beschränken, sondern sie muß deren Prägung als Realisierung der geltenden Ausbaurichtungen der Wortarten durchschauen und sie vor allem als sinnlich-geistige Ganzheiten verstehen, als wichtige, wenn auch oft inhaltlich noch schwerer als formal durchschaubare Merkzeichen sprachlichen Zugriffs, die gerade in ihrer Vielzahl die beherrschende Stellung der Muttersprache ebenso unmerklich wie unabschüttelbar machen.

Doch nun zu der eigentlich entscheidenden Leistung der Satzbaupläne als Ganzheiten. Die Geltung von Bauplänen als muttersprachlicher Einheiten sinnlich-geistiger Struktur hatte die inhaltbezogene Grammatik zu der Folgerung geführt, daß die Sprachgemeinschaft in diesen ihren Schöpfungen für alle Mitglieder geistige Situationen bereithält, in die der Einzelne seine individuellen Erlebnisse einbetten und für sich selbst wie für die anderen Mitglieder der Sprachgemeinschaft geistig zugänglich und verständlich machen kann. Die konsequente energetische Fortführung führt dann zu den Fragen, die wir nun wenigstens methodisch präzisieren können: Auf welchem 'Schauplatz' ist die Konstitution von Bauplänen zu vermuten? Gibt es Möglichkeiten, sie als Zugriffe oder als Ausgriffe oder als Kombinationen von beidem zu durchschauen? Und wie ist ihre Leistung insgesamt zu beurteilen? Eine Antwort müßte wohl alle die Standpunkte überprüfen, die uns bisher als mögliche Ansätze für Erklärungen begegnet sind. Sie würde nachweisen, daß die naiven Standpunkte der sprachlichen Nachahmung von tatsächlichen Abläufen oder der Transponierung von allgemein vorgezeichneten geistigen Verfahrensweisen unbestimmter Quelle ins Sprachliche sich bald als unhaltbar erweisen. Der Anteil der Sprache ist mit solchem äußerlichem Urteil nicht erschöpft. Also der Zwang zum weiteren Schritt: Ist auch hier die Sprache als *Energeia*, als mitgestaltende geistige Kraft am Werk? Und zwar in ihrer Erscheinungsform als Muttersprache, als gemeinschaftliche Entfaltung der vereinten Sprachkraft einer Menschengruppe? Wenn diese Frage einmal klar gestellt wird, ist ihre Beantwortung leichter, als man vermuten sollte.

Wenn es schon beim Wortschatz erst dem geschärften Blick gelingt, die entscheidenden Züge der sprachlichen Gerichtetheit abzuheben von 'natürlichen' Gegebenheiten und außersprachlichen Bedingungen, so gelingt eine solche Trennung bei den syntaktischen Zugriffen noch schwerer. Der Grund ist letztlich der gleiche: die Selbstverständlichkeit, bis zu der uns die muttersprachlichen Verfahrensweisen von Kindheit an eingeprägt sind. Von da bis zu der Frage, ob in Sätzen wie *ich sehe* oder *der Wind weht* ein Einschlag sprachlicher Weltgestaltung beschlossen sei, ist es ein weiter Weg. Nun ist zuzugeben, daß bei zweigliedrigen Sätzen die Anlässe zum Aufmerken rar sind. Man müßte schon das ganze System des indogermanischen persönlichen Verbs und das Grundprinzip der Rückführung eines Geschehens auf einen feststell-

baren Agens in Frage stellen. (Trotzdem lohnt es sich schon, über die Wirkungen sprachlicher Gestaltung bei *der Wind weht* nachzudenken). Auch bei dreigliedrigen Sätzen ist es noch schwer, die scheinbare Natürlichkeit von Bauplänen wie dem der 'Ruhebefindlichkeit im Raum' (*er befindet sich in Frankfurt*; vgl. P. Jung, Kap. III) oder des 'erläuternden Handlungssatzes' (*er verriet ihn an seine Feinde*, H. Schilling), etwas aufzulockern, obwohl gewisse Einschränkungen in ihrer Anwendbarkeit erste Handhaben bieten. — Dagegen wird bei viergliedrigen Sätzen auch für unser geläufiges Verfahren und Überdenken manche Grenze spürbar, die uns auf kompliziertere Grundlagen hinweist. Ich habe an dem Beispiel des viergliedrigen 'zugewandten Betätigungssatzes' (*er klopfte seinem Freunde auf die Schulter*) gezeigt, daß leicht Bedingungen aufzuweisen sind, die für das Hineinspielen gewisser geistiger Grenzen sprechen. Man kann zwar auf Antrieb beliebig viele Sätze nach diesem Muster bilden, aber es finden sich doch Beispiele, bei denen sich das Subjekt oder der Dativ oder auch das Verb der Anwendung dieses Bauplanes widersetzen (*die Sonne schien dem Wanderer auf den Hut*, aber kaum *die Sonne schien den Bäumen auf die Früchte* und schon gar nicht *die Sonne schien den Bergen auf die Spitzen*); als Subjekte können nur Lebewesen auftreten oder personifizierbare Mitspieler (in ziemlichem Umfang: *ein Stein fiel ihm auf den Kopf*). Diese Eigentümlichkeiten werden verständlich, wenn man die geistige Situation überdenkt, die in diesem Bauplan beschlossen ist: ein Agens im wirklichen Sinne betätigt sich auf einem Schauplatz, der nicht um seiner selbst willen aufgesucht wird, sondern wegen seiner Beziehung zu einer eigentlich anvisierten Person; nicht die Schulter des Freundes ist das Wesentliche für die Betätigung, sondern dieser Freund selbst, der auf dem Wege über die Schulter indirekt erreicht wird. Wenn man diese Situation mit der 'Wirklichkeit' des Vorgangs vergleicht, so muß man sagen, daß sie nicht aus dem Geschehen selbst ablesbar ist, sondern eine typische geistige Interpretation des Geschehens enthält und zwar gemäß einem Bezug, der in dem Bauplan angelegt ist und durch ihn hergestellt wird. Das besagt also ein Doppeltes: in der Geltung dieses Bauplanes ist beschlossen die Geltung einer bestimmten geistigen Situation, die nicht aus der 'Wirklichkeit' entnommen, sondern durch die Sprachkraft aufgebaut ist als deutlicher sprachlicher Ausgriff; und indem dieser Bauplan muttersprachliche Geltung besitzt, gehört er zur 'Welt' aller Angehörigen der

Sprachgemeinschaft; er ist ihnen verfügbar, um in Frage kommende Erlebnisse für sich selbst durchschaubar und für die anderen in einem bestimmten gewollten Sinne verständlich zu machen. Kein Mensch ahnt etwas von diesen Zusammenhängen; mit der Erlernung der Muttersprache wird dieser geistige Weg für alle geläufig und in den zur Geltung gehörigen Bedingungen selbstverständlich. Über die geltenden Einschränkungen sind die Angehörigen der Muttersprache, wenn man sie darauf aufmerksam macht, selbst erstaunt; sie praktizieren sie unreflektiert, aber nicht weil ihnen ihr eigenes sprachliches Vermögen so etwas eingäbe, sondern weil das aus der Erlernung der Muttersprache erwachsende 'Sprachgefühl', d.h. das undurchschaute Haben, sie in die Richtung dieser Geltung zwingt. Die Freiheit der Entscheidung ist durch diese muttersprachliche Geltung nicht unterbunden. Im Gegenteil, auch solche Geltungen beruhen auf der Gerichtetheit durchfeldmäßige Zusammenhänge, in diesem Fall etwa durch die Opposition zu dem Satzplan *er klopfte auf die Schulter des Freundes* oder *er klopfte auf seine Schulter*. Jeder spürt den Unterschied der sprachlichen Weltgestaltung, der in diesen verschiedenen Bauplänen ausgeprägt ist. Aber in eine dieser geistigen Situationen muß jeder Sprachangehörige die entsprechenden Erlebnisse einbetten. Wie er sich aber auch entscheidet, — die Voraussetzungen sind beschlossen in den muttersprachlichen Bauplänen, die in geistigem Ausgriff dauerhafte und verständliche Verfahrensweisen ausgeprägt haben.

Der Sinn dieser kurzen Hinweise konnte in unserem Zusammenhang nur sein, die Fragen der energetischen Sprachbetrachtung an einer Reihe von Beispielen aufzuweisen und an die Hauptrichtungen der grammatischen Bearbeitung einer Sprache anzuschließen. Insgesamt dürfte es keine Spracherscheinung geben, die sich dieser Fragestellung entziehen könnte. So viel auch hier zu tun bleibt, so ist kein Zweifel möglich, daß die Anwendung dieses Modells Aussicht hat, an das wesensmäßige Durchschauen der geistigen Seite einer ganzen Sprache heranzuführen. Für eine Sammlung weiterer Beispiele dieses Verfahrens vgl. mein Buch über 'Die sprachliche Gestaltung der Welt', 1962. Auf diesen Wegen kann der epochale Hinweis Wilh. von Humboldts auf das sprachliche 'Umschaffen der Welt in das Eigentum des Geistes' aufgenommen, überdacht und weitergeführt werden.

Die vergleichende Sprachwissenschaft

Man wird sich wundern, daß in den gesamten bisherigen Überlegungen ein Stichwort noch nicht gefallen ist, das eigentlich im Mittelpunkt der Bemühungen um das Aufdecken der sprachlichen Weltgestaltung stehen müßte: die Methode der Sprachvergleichung. So oft Anlaß gewesen wäre zu einem Hinweis, welche Verstärkung eine gewonnene Einsicht von der Sprachvergleichung her erfahren könnte, so erschien es doch ratsamer, diese Gesichtspunkte gesammelt in einer kurzen Übersicht vorzustellen.

Gemeint ist in diesem Zusammenhang natürlich die Originalform der Sprachvergleichung, wie sie von ihrem Schöpfer, Wilhelm von Humboldt, konzipiert wurde. Hier kann man wirklich von einer schöpferischen Idee sprechen, die nicht nur das Lebenswerk ihres Initiators entscheidend bestimmte, sondern als unerläßlicher Bestandteil in die Dreieinheit Sprachbeschreibung, Sprachvergleichung, Sprachgeschichte eingegangen ist. Ich habe in einer Untersuchung über 'die Wiedergeburt des vergleichenden Sprachstudiums' (Lexis II, S. 3 ff.) nicht nur auf die Humboldt-Stelle aus dem Jahre 1801 hingewiesen, die man mit gutem Recht als die Geburtsurkunde der Sprachvergleichung als vollgültiger Wissenschaft bezeichnen kann, sondern auch auf die Umstände, die die weiteren Schicksale dieser Idee verständlich machen. Hatte Humboldt selbst durch seine Bemühungen um den Berliner Lehrstuhl für Fr. Bopp 1821 mit dazu beigetragen, daß zunächst eine andere Richtung von vergleichender Sprachwissenschaft, die der geschichtlich-vergleichenden Indogermanistik, zum Zuge kam, so ist es nun nach dem Ablauf des 'historischen Jahrhunderts' an der Zeit, das fruchtbar zu machen, was mit der Humboldtschen Sprachvergleichung nicht nur für die Fachwissenschaft, sondern weit darüber hinaus für das Verstehen menschlichen Lebens gesucht wird.

Es ist nicht möglich, die Grundgedanken Humboldts in ihrer Entstehung und Entwicklung zu verfolgen. Die zwei für uns wichtigsten Gesichtspunkte werden in seinen Schriften immer wieder bestätigt: Einmal, daß diese Form von Sprachbetrachtung primär der geistigen Sprachseite zugewandt ist. Sodann, daß sie vom Grunde her energetisch ist: 'Das Erfahrungsstudium der Sprachvergleichung kann zeigen, auf welche verschiedene Weise der Mensch die Sprache zustande brachte, und

welchen Teil der Gedankenwelt es ihm gelang, in sie hinüberzuführen' (1820).

Diese wahrhaft universale Aufgabe ist nun nur zu einem geringen Teile ausgeführt, ja auch nur erkannt worden. Das liegt einerseits an der Organisationsform der Wissenschaften und des Universitätsunterrichts (hier hätten die heutigen Bemühungen um Wissenschafts- und Universitätsreform einen wirklich zentralen Ansatzpunkt). Andererseits zeigt sich darin aber auch die Schwierigkeit der Aufgabe, die Verschiedenheit der Sprachen aufzudecken und auszuwerten. Es wiederholt sich die nun schon so oft gemachte Erfahrung: der naive Sprachrealismus, die 'Selbstverständlichkeit' der Hinnahme des Sprachlichen, bleibt das Haupthindernis für die Vertiefung der Spracherkenntnis. Hier müssen wir einsetzen.

Sprachverschiedenheit als Mannigfaltigkeit sprachlicher Weltgestaltung

Von dem jetzt erreichten Erkenntnisstand aus ergibt sich eine einfache Stufenfolge einleuchtender Folgerungen. Sprachverschiedenheit von außen gesehen: Die Mannigfaltigkeit der Sprachen auf der Erde ist wahrhaftig deutlich genug ausgeprägt. Die menschliche Sprachkraft entfaltet sich nicht in einem einheitlichen Prozeß, sondern sie schlägt verschiedene Wege ein. Und zwar haben alle diese Wege muttersprachlichen Charakter. Die Menschheit steht unter der Bedingung der räumlich und zeitlich lückenlosen Gliederung in Sprachgemeinschaften, und das besagt zugleich die ununterbrochene Geltung von Muttersprachen. Was eine geltende Muttersprache ist, wissen wir: ein Prozeß des Wortens der Welt durch eine Sprachgemeinschaft. Was eine Vielheit von geltenden Sprachen ist, kann nicht zweifelhaft sein: eine Vielheit von Wegen der sprachlichen Anverwandlung der Welt durch eine Vielheit von Sprachgemeinschaften. Diese Vielheit ist sinnlich-gestalthaft unterstrichen durch eine jeweils besondere und einmalige Lautgestalt. Sollte es sich auf der inhaltlich-geistigen Seite anders verhalten?

Die naive Vorstellung, die die Sprachverschiedenheit trotz aller sinnlichen Eindringlichkeit auf das Gestalthafte beschränkt, könnte im Grunde durch einfache Überlegungen auf die tiefere Problematik ge-

stoßen werden. Sollte die Menschheit sich wirklich mit der ganzen Bürde der Vielsprachigkeit, der Verstehensgrenzen, der Mühsal des Sprachenlernens usw. beladen, bloß aus dem Ehrgeiz heraus, die eigene Besonderheit vernehmlich zu unterstreichen, oder aus der Unfähigkeit, in diesem Punkte der Vernunft zu folgen? Viele Menschen scheinen solches zu vermuten und ziehen daraus die ebenso naive Folgerung, es müßte ein leichtes sein, dieses Hindernis durch eine Weltsprache zu beseitigen. Seit Humboldt könnte die bessere Einsicht sich rundgesprochen haben. Im Zuge unserer Überlegungen wäre diese so zu formulieren: Der Prozeß des Wortens der Welt kann in den verschiedenen Sprachgemeinschaften gar nicht zu einem gleichen Ergebnis kommen. Was in Tausenden von Zugriffen und Ausgriffen geistig gestaltet wird, ist viel zu einmalig mit dem ganzen Leben der Sprachgemeinschaft, ihrem Lebensraum, ihren Menschen, ihren Schicksalen verwoben, als daß es sich irgendwie wiederholen könnte. Es kann gar nicht anders sein, als daß das Umschaffen von Wirklichkeit und Welt in das Eigentum des Geistes zu verschiedenen Ergebnissen führt. Die von niemandem bezweifelte Verschiedenheit der sinnlichen Gestalten ist nur das schwächere Korrelat einer von den wenigsten geahnten Verschiedenheit der geistigen Sprachseite. Hier treffen wir auf den eigentlichen Kern der Mannigfaltigkeit der Sprachen der Menschheit.

Hier ist die Einsatzstelle für die vergleichende Sprachforschung. Ein Vergleich der Sprachen in ihrem gestaltlichen Aufbau hat Sinn und Interesse, wenn es sich um geschichtlich verwandte Sprachen handelt; hier sind es primär die Zusammenhänge und Übereinstimmungen, die im Vergleich wichtige Aufschlüsse bringen, und denen gegenüber sich dann, ebenso im Gestalthaften, die Unterschiede und Eigentümlichkeiten feststellen lassen. — Völlig anders die Humboldt'sche Sprachvergleichung. Ihr Lebenselement sind die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaus und zwar vor allem in ihrer geistigen Tragweite. Vergleich also primär, um die Eigentümlichkeiten und Verschiedenheiten aufzuzeigen, gegen die sich dann auch die Übereinstimmungen abheben, Schwerpunkt die geistige Sprachseite, von der aus sich auch inhaltbezogene Ausblicke auf die Lautgestalten ergeben. Diesen fundamentalen Unterschied zwischen inhaltbezogenem und gestaltbezogenem Verfahren darf man nie übersehen, wenn von Sprachvergleichung die Rede ist.

Die Verschiedenheit sprachlicher Weltgestaltung als Anstoß und Aufgabe

Das Verfahren Humboldtscher Sprachvergleichung beruht auf einem ebenso klaren wie folgerichtigen Gedanken: Im Vergleich sollen die geistigen Eigentümlichkeiten der Sprachen aufgewiesen und auf ihre Tragweite hin bestimmt werden. Dieses Verfahren trifft grundsätzlich alle Sprachen der Erde und jede in ihrer Gesamtheit. Wie drängend ihm diese Aufgabe war, zeigen seine das ganze Leben hindurch fortgesetzten Bemühungen um immer weitere Sprachen ebenso wie seine in vielen Entwürfen entwickelten und fortgeführten Grundgedanken einer solchen Sprachvergleichung. Das Alterswerk über die Kawi-Sprache (veröffentlicht 1836) läßt in seiner theoretischen Einleitung 'Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts' in klassischer, in den drei Bänden über die Kawi-Sprache selbst noch mehr in suchender Form Grundgedanken und Ziele dieser Arbeit verfolgen. Es soll nun hier weder eine Charakteristik von Humboldts Werk gegeben, noch die Auswirkung seiner Grundgedanken in der späteren Forschung aufgewiesen werden. Unser Zusammenhang gestattet nur einige Hinweise, wie diese Gedanken und Arbeiten in der energetischen Sprachbetrachtung und insbesondere in der Aufhellung der sprachlichen Weltgestaltung darinstehen.

Eine systematische Forschung ist aus Humboldts entscheidender Einsicht bis zum heutigen Tage nicht geworden. Was fehlt, sind einmal die Forschungsmöglichkeiten, die Stellen, an denen folgerichtig an diesen Problemen gearbeitet würde. Selbst in Berlin gab es keine ununterbrochene Humboldt-Tradition; es waren mehr Einzelpersonlichkeiten, deren Studien voranführten. Am häufigsten waren es die Erforscher exotischer Sprachen, für die die Sprachverschiedenheit als solche Forschungsziel wurde. Ihnen werden auch die Befunde verdankt, an denen sich der Gedankenkreis Humboldts wenigstens in Teilstücken erneuerte. An sich wären dahingehörige Fakten in ausreichender Zahl zu gewinnen; die Aufnahme jeder noch unbekanntes Sprache bringt sie zu Hunderten. Was fehlt, sind Gesichtspunkte der Beobachtung, Maßstäbe der Beurteilung, Kategorien der Auswertung, und vor allem übergreifende Organisation, die das oft auf einzelne Kenner beschränkte Wissen sam-

melte, prüfte und koordinierte. Es kann nicht daran gedacht werden, diesen Leidensweg einer genialen Idee aufzuzeigen. Einzelne herausgegriffene Punkte müssen als Hinweise dienen.

In gewisser Weise ist es charakteristisch, daß trotz des Wirkens einzelner hervorragender Sprachkenner wie G. von der Gabelentz, J. Byrnes, N. Finck die zündenden Anregungen eher von außen kamen. Bei der Erneuerung von Humboldts Sprachphilosophie im 20. Jahrhundert steht an entscheidender Stelle der Philosoph E. Cassirer, der 1923 mit dem der Sprache gewidmeten ersten Band seiner 'Philosophie der symbolischen Formen' die geistige Gestaltungskraft der Sprache neu sehen gelehrt hatte. Ein günstiger Umstand hatte es mit sich gebracht, daß er während seiner Hamburger Wirksamkeit in engen Austausch mit den führenden Männern einer weltweiten Sprachforschung kam, wie sie damals nur an dieser Stelle anzutreffen war. So steigerten sich philosophische Frage und vertiefte Sacherforschung zu einer Sammelstelle sprachvergleichender Probleme, die außerordentlichen Aufschlußwert barg und bis heute noch nicht ausgeschöpft ist.

Beim Durchgehen der von E. Cassirer ausgewählten Materialien findet man so viele Beispiele für alle Probleme einer energetischen Sprachvergleichung, daß man sie als Ansatz für die wichtigsten methodischen Überlegungen verwenden kann. Als Ausgang muß eine inhaltbezogene Analyse der fremden Sprache in möglichst eigenständiger Form dienen. Sich aufdrängende Verschiedenheiten müssen zunächst auf ihre Tragweite geprüft werden und zwar in doppelter Weise: innerhalb der fremden Sprache im Hinblick auf den ganzen inhaltlichen Aufbau dieser Sprache, und entsprechend in der Vergleichssprache (am besten der eigenen Muttersprache) zur ersten Präzisierung des aufgetretenen Problems. Daraus ergeben sich dann die eigentlichen Gesichtspunkte des Vergleichs. Sieht die fremde Sprache erkennbar anders aus, so setzt die eigentlich energetische Frage ein: Ist der Unterschied zu beurteilen als Abstand sprachlichen Zugriffs oder Ausgriffs, als eigener Schritt sprachlicher Weltgestaltung? Wenn ja, dann würde sich als wichtigster Ertrag ein Einblick in die (eigene) Bezugssprache und deren Verfahren beim Überführen der Welt in den Geist dieser Sprachgemeinschaft ergeben.

Man kann sich denken, daß diese Folge notwendiger Überlegungen manche Beobachtungen auf dem Wege zur Auswertung hindert. Natur-

lich kommt es auch wesentlich auf die Weite des Abstandes der Sprachen an (was nicht sagen will, daß die Fragestellung nicht grundsätzlich auf alle Sprachen, auch (und gerade) nahe verwandte, angewendet werden müßte); es kommt auch auf die Breite an, in der das Problem verfolgt wird, wobei offen bleibt, ob die Ausweitung mehr in der Ausgangssprache selbst oder im Heranziehen weiterer Sprachen gesucht werden soll. Die wenigen hier ausgewählten Beispiele können das veranschaulichen.

Schon gleich bei den Beispielen des Wortschatzes beginnen die Gegensätze. Für das naive Verfahren ist kennzeichnend, wie weithin mit den Angaben des mehrsprachigen Wörterbuchs umgegangen wird, als ob das eine recht einfache Sache wäre. Dem steht gegenüber die Erkenntnis, daß 'das Wörterbuch trägt' und daß im Grunde kein Wort einer Sprache ein inhaltlich gleichwertiges in einer anderen findet. Typisch waren die Anfangserfahrungen der Übersetzungsmaschinen. Diese glaubten mit den üblichen mehrsprachigen Wörterbüchern auskommen zu können für ihre (sowieso schon eingeschränkten) Ziele. Dieser Irrtum war einer der Hauptgründe für das Scheitern des ersten Anlaufs. Also bessere Wörterbücher. Aber wie? Die Lexikographie hatte das Problem längst gesehen und die gestaltbezogenen möglichen Hilfen gesucht (Aufgliederung der Stichwörter usw.). Aber die praktische Forderung nach handlichen Nachschlagebüchern behielt letztlich doch die Oberhand.

Sonst wäre es durchaus möglich gewesen, daß die mehrsprachigen Wörterbücher außer ihrem alphabetischen Teil auch einen Anfang inhaltbezogener Ordnung entwickelt hätten, in der Art einer Gliederung nach Feldern und Sinnbezirken. Denn dort läßt sich eher ein auswertbarer Ansatz gewinnen (Mangel oder Überfluß im Wortgut; Tragweite des 'Fehlens' ausreichender Entsprechungen). Auch die alten Fehlschlüsse aus auffälligen Unterschieden (Cicero über lat. *ineptus* und viele andere) ließen sich auf das richtige Maß einschränken. — In solchen inhaltbezogenen Vergleichen stecken auch bereits die Ansätze für die energetische Auswertung. Jedenfalls führen die beiden Leitbeispiele der zwanziger Jahre, die Farbwörter und die Verwandtschaftswörter, fast zwangsläufig auf die Frage, wie diese beiden hinreichend 'naturbegründeten' Bereiche gewortet sind, und wie in diesen Fällen, die ausreichend durch die Sprachen der Erde verfolgt sind,

die einzelnen Sprachen vorgegangen sind. Die großen Unterschiede, die wir antreffen, sind durchaus Verschiedenheiten muttersprachlichen Zugriffs, und im Vergleich lassen sich die entscheidenden Abschnitte auf dem Wege von der 'Wirklichkeit' zur sprachlichen Geltung verfolgen. — Entsprechend wären auch die sprachlichen Ausgriffe vor allem auf den Bahnen der Wortstände aufzudecken. Wieweit hat unser Beispiel *Unüberbrückbarkeit* ein Gegenstück in den Sprachen der Erde?

Die Probleme weiten sich dann rasch. Ein Beispiel, das ebenfalls durch ausreichend viele Sprachen verfolgt ist, sind die Zahlwörter und Zähl-systeme. In weitem Umfang haben diese die Daseinsform muttersprachlicher Geltungen, und sie verlangen durchaus auch eine vergleichende Untersuchung ihrer primären Leistung. E. Cassirer hat ihnen mit Recht ein ausführliches Kapitel gewidmet, nun allerdings schon unter dem weitergreifenden Gesichtspunkt der sprachlichen 'Entwicklung des Zahlbegriffs'. Im reinen Vergleich sind Ansatzstellen genug aufzuweisen, die durchweg auf unsere Hauptfragen hinauslaufen: Muttersprachliches oder Außersprachliches, Zugriff oder Ausgriff, Bedingungen der Gerichtetheit, Tragweite festgestellter Unterschiede und Eigentümlichkeiten, 'Wirklichkeits'wert der Sprachprägungen, angelegte Folgerungen usw. Das fängt an mit den reinen Zahlenreihen: die viel genannten Beispiele dafür, daß die ausgebaute Zahlenreihe nicht über 2 oder 3 oder 4 hinausgeht; die Körperbezogenheit des Zählens in den vielfachen Formen des Abzählens an den Gliedern des Körpers; die ebenso mannigfaltigen Formen der Gegenstandsgebundenheit der Zahlwörter, die keine abstrakte Zahlenreihe kennt, sondern nur eine Vielheit von Zählreihen, die jeweils nur auf bestimmte Klassen von Gegenständen anwendbar sind; der Ansatz abstrakter Zahlwörter, die Ausbildung von Zähl-systemen wie dem Fünfer-, dem Zehner-, dem Zwanzigersystem, die ihrerseits abstrahiert sind aus Zählgebärden, die an die Finger einer Hand, beider Hände, die Finger und Zehen beider Hände und Füße anknüpfen; die Grenzen des in diesen Systemen realisierbaren Zahlenumfangs usw. usw. Das alles geht zunächst nur den 'natürlich', d.h. als muttersprachlich geltend verfügbaren Zahlenvorrat an, während wir alle darauf aufbauenden mathematischen Operationen hier beiseite lassen. Das ist tatsächlich eine unerschöpfliche Fülle von Beispielen für die Verschiedenheit sprachlicher Zugriffe und Ausgriffe im Bereich der Zählweisen. Jede davon hat ihre geistige Eigenart, und so schwer es uns mit

unserer unbegrenzten abstrakten Zahlenreihe wird, uns in so 'primitive' Verhältnisse zurückzusetzen, — die Tatsache von grundverschiedenen Formen des Ausbaus sprachlicher Zahlräume ist unbestreitbar (wobei selbst sehr eingeschränkte Zahlreihen oft eine unerwartete Beweglichkeit ermöglichen). Diese Verschiedenheiten müssen auch die Grundlage für die Ermittlung des Wirklichkeitswertes der uns geläufigen Zahlenverhältnisse bilden, unbeschadet der Frage, an welcher Stelle nun Wissenschaft, mathematischer Ausbau des Zahlenraumes ansetzt. Wir nähern uns dabei der später aufzunehmenden Frage nach dem Verhältnis von muttersprachlicher Geistigkeit und der Annahme von *ideae innatae*.

Entscheidend ist natürlich für alle angetroffenen Unterschiede, die Tragweite der darin beschlossenen geistigen Verschiedenheiten aufzuweisen. Gerade weil die Eigentümlichkeiten einer Sprache zunächst nur an den geltenden Gestalten beobachtet werden können, kommt dem weiteren Schritt zu geltenden Inhalten besondere Bedeutung zu. Grundsätzlich wird man sagen können, daß kein gestalthafter Hinweis unwichtig ist, wengleich man vor allem bei den Formenkreisen der Wortarten mit Verschiebungen zwischen Form und Inhalten rechnen muß. Aber wie umfangreich müssen die Unterlagen sein? An der Stelle, wo zur Zeit die meisten Materialien anfallen könnten, scheinen die Beobachtungen stärker anderen Aufgaben zugewandt zu sein. Das vor allem an die Namen E.A. Nida, K.L. Pike und R. Longacre gebundene Unternehmen des Summer Institute of Linguistics hat in seinem Bemühen, möglichst viele noch unbekannte Sprachen (vor allem Mittel- und Südamerikas) für die Zwecke einer Bibelübersetzung zugänglich zu machen, bisher etwa 450 Sprachen einbezogen, für deren Beschreibung es eine besondere Methode, die Tagmemik, bereithält. Nun ist allerdings vor allem Pikes Verfahren nicht auf die Sprache allein abgestellt, sondern auf Lebensabläufe verschiedener Art, die auf Behavioreme, d.h. funktional wichtige Leerstellen hin abgesucht werden, denen bestimmte Formen der Ausfüllung zugeordnet sind. Die sprachlichen Bezugsgrößen dieser Art sind die Tagmeme, die als strukturelle Leerstellen in Wechselbeziehung zu den in der betreffenden Sprache angelegten Ausfüllungsmöglichkeiten stehen. Dieses Füllmaterial wird an dieser Stelle nicht einbezogen, so daß die Fragen der Semantik und damit das Problem Sprache und Wirklichkeit nicht gleichzeitig sichtbar werden. So kommt es, daß angesichts von Pikes lebhaftem Interesse an der inneren

Sprachform ein entsprechender Ertrag der tagmemisch aufgebauten Untersuchungen für die Sprachvergleichung trotz des weiten Arbeitsbereiches nicht so in die Diskussion kommt, wie es der großen Ausweitung der Sprachkenntnisse entspräche.

Das Urteil über die Tragweite der Sprachverschiedenheit für die Einsichten in die sprachliche Weltgestaltung schwankt begrifflicherweise stark von Fall zu Fall. Wir beschließen diese Überlegungen mit dem Hinweis auf zwei Erörterungen, die in ihrer Weise charakteristische Bedeutung haben.

Von allen einschlägigen Problemen haben in den letzten zwanzig Jahren die Befunde die weiteste Beachtung erreicht, die B.L. Whorf über die Verarbeitung von Raum und Zeit in der Sprache der Hopi-Indianer (Arizona) erschlossen hatte. Seit die wichtigsten Aufsätze des 1941 verstorbenen Sapir-Schülers 1952 gesammelt vorliegen, hat eine äußerst lebhaft diskussion eingesetzt. Man kann sagen, daß seither der amerikanischen Linguistik die Probleme wieder wesentlich näher gerückt sind, die in der Humboldt-Tradition in Europa immerhin nahe genug zum Aufleben standen, während ein Übergreifen auf Amerika, trotz der Wirkung von Fr. Boas und E. Sapir, vereinzelt blieb. Von der Art und Weite der durch Whorf ausgelösten Diskussion gibt H. Gipper (Bausteine zur Sprachinhaltsforschung, 1963) ein interessantes Bild. Am bemerkenswertesten ist dabei das Verhältnis zu der Zentralthese von Whorf, 'daß es in der Hopi-Sprache keine Zeit- und Raumauffassung in unserem gewohnten Sinne gibt', und zwar soll ebenso die Vorstellung eines dreidimensionalen Raumes fehlen wie eine Zeitvorstellung im Sinne eines von der Vergangenheit über die Gegenwart in die Zukunft fließenden Kontinuums. Um die sprachlichen Indizien für eine so weittragende Folgerung geht die Hauptdiskussion. Es handelt sich dabei nicht nur um das Vorhandensein oder Fehlen von Tempora mit Zeitbezug o.ä., sondern es müssen anstelle der zeitlichen Dimension andere Bezugskategorien im Vordergrund stehen (etwa die Nähe zur wahrnehmbaren, manifesten Sphäre des Realisierten oder zum Bereich des erst noch zu realisierenden Denkens und Wollens). Leider erscheinen die Tatsachen, auf die Whorf sich für diese Interpretation stützte, etwas dürftig, und sie sind nicht ausreichend durch Sachkenner und Eingeborene bestätigt. Zudem scheint es H. Gipper gelungen zu sein, im verbalen System des

Hopi eine Partikel festzustellen, die einen Zeitbezug enthält. Dann müßte auch die Tragweite der anderen damit verbundenen Beobachtungen neu überdacht werden. Das ist eine Sperre, auf die gerade der Vergleich von weit auseinanderliegenden Sprachen leicht stößt.

Solche Tücken des Großvergleichs werden immer wieder auftauchen; aber sie bilden eine ständige Aufforderung an die Sprachforscher, auf diese Probleme zu achten. Ihre Ergebnisse müßten zugleich einen Ansporn für den Vergleich im engeren Kreise bilden. Bei diesem Vergleich, etwa im Rahmen europäischer Sprachen, springen die Unterschiede in der sprachlichen Weltgestaltung nicht gleich deutlich in die Augen; es ist darum aber nicht weniger wichtig, auf sie zu achten und den Blick dafür zu schärfen. Eine ständige Aufforderung dazu enthalten die Übersetzungsprobleme, und die heute so lebhaften Bemühungen in Übersetzer- und Dolmetscherkreisen liefern Stoff genug. Es müßte dabei nur der Gedanke von der Sprachverschiedenheit als Verschiedenheit des geistigen Umschaffens der Welt durch eine Sprachgemeinschaft noch lebendiger sein. Gewiß steht die persönliche Leistung des Übersetzers im Vordergrund; aber sie baut auf auf der Meisterung zweier geltender muttersprachlicher Weltbilder. Um hier zu den bestmöglichen Überführungen zu kommen, muß man nicht nur die wirklichen Übereinstimmungen, sondern auch die vielen merklichen und unmerklichen Unterschiede kennen, die da mitspielen. Diese Unterschiede der geistigen Zugriffe und Ausgriffe mögen dem Plaudernden nicht immer wichtig erscheinen; aber wer verantwortlich einen Text von irgendeiner erheblicher Tragweite übersetzen soll, bleibt fast bei jedem Wort am Nachdenken. Bei der Überprüfung der fünf Versionen, in denen das Pariser Abkommen über Südtirol von 1946 vorliegt (englisch, französisch, russisch als authentischen, deutsch und italienisch als Gebrauchstexten für die Nächstbeteiligten; vgl. meine Schrift über 'Vertragstexte als sprachwissenschaftliche Aufgaben', 1961) zeigten sich so viele Abweichungen, die nicht nur zu Lasten der Übersetzer gehen, sondern bereits in der Sprachverschiedenheit als solcher angelegt sind, daß eine vergleichende energetische Betrachtung dieser Sprachen geradezu als Voraussetzung für das innere Zusammentreffen der gewollten Abmachungen und die Vermeidung späterer Auseinandersetzungen über die Auslegung der Texte erscheint.

Etwas leichter, und doch im Grunde noch schwieriger erscheinen diese Übersetzungsprobleme in der Zusammenfassung einer Lebensarbeit über

Sprachverschiedenheit und Übersetzbarkeit, die M. Wandruszka kürzlich (1969) unter dem Titel 'Sprachen — vergleichbar und unvergleichlich' veröffentlicht hat. Das Werk, das aus hervorragender Kenntnis der romanischen Sprachen (ausgewertet werden Französisch, Italienisch, Spanisch, Portugiesisch), des Deutschen und des Englischen erwachsen ist, fußt auf zahllosen Beobachtungen, die aus dem Vergleich von sechzig Gegenwartstexten, die jeweils in einer dieser Sprachen abgefaßt sind und in Übersetzungen in die fünf anderen vorliegen, gewonnen wurden. Während in entsprechenden Untersuchungen über dichterische Texte stärker die Probleme der Übersetzbarkeit hervortreten, zielt diese Auswahl des sprachlichen Verfahrens in dreißig Kapiteln 'von der Lautgestalt des Wortes bis zu der des Satzes' (S. 527) auf den Vergleich des sprachlichen Verfahrens in einzelnen Satzprägungen. Das Ergebnis ist, wie Wandruszka selbst im Titel andeutet, zwiespältig. Aus den beobachteten Differenzen wird vor allem hervorgehoben, daß unsere Sprachen 'höchst zufällig, höchst launenhaft, höchst unbekümmert asystematische Systeme' sind. Über die Tragweite der Unterschiede sind auch mancherlei Bemerkungen eingestreut. Man weiß auch aus anderen Schriften, daß M. Wandruszka vor einer Überschätzung der Verschiedenheiten warnt. Das liegt zum Teil an der Herkunft und Art des Materials. Daß im Kreis der geschichtlich und kulturell nächstverwandten Sprachen nach Jahrhunderten intensiven Austauschs die Verschiedenheiten wesentlich reduziert sind, kann niemanden überraschen. Daß die Aufgabe unverbindlicher Tagesübersetzungen wenig Anlaß zum Hervorlocken der geistigen Eigenart bietet, kommt hinzu. (Man sollte überhaupt die Übersetzungen auf ihrem zweiten Platz belassen gegenüber der originalen Produktivität. Daß man die Bibel in tausend Sprachen übersetzt hat, ist noch lange kein Argument gegen die Tragweite der Sprachverschiedenheit; es kommt nicht so sehr auf den mehr oder weniger treffenden Versuch der Umsetzung des Sachgehaltes eines bereits formulierten Gedankens an, als auf die Originalproduktion aus der Substanz einer geltenden Sprache selbst heraus. Wenn da irgendwo ein Werk von Bibelformat zum Vorschein kommt, will ich gerne meine Meinung über die Sprachverschiedenheit revidieren). — Aber es scheint doch, daß M. Wandruszka trotz aller Breite und Tiefe seiner Forschung methodisch mit der Aufgabe des Sprachvergleichs nicht fertig wird. Im Grunde denkt er in Sprechäußerungen und nicht in Sprachen. Damit hängt die immer wiederkehrende Feststellung zusammen, daß 'das Wort

das Mittel ist, die Vorstellung mitzuteilen' (S. 42); das führt weiter zu einer im Grunde genommen gestaltbezogenen Auffassung von der Sprache, bei der es im Ungewissen bleibt, was über die Gestalt hinaus noch zur Sprache gehört; und das wird ohne ausdrückliche Diskussion der Weite dieses Schrittes auf die geltenden Sprachen angewandt und führt zu dem nachdrücklichen Einhämmern des Standpunktes, Sprache ist nicht Denken, die Sprache ist das Werkzeug des Geistes, sie ist nicht selbst Geist, und all den Halbwahrheiten, mit deren Überprüfung und sachgemäßer Formulierung die Sprachwissenschaft nun ein halbes Jahrhundert beschäftigt ist. Im Endergebnis bleibt das, was die Hauptaufgabe des Sprachforschers ist, die Aufhellung der geltenden Sprache einer Sprachgemeinschaft, bedenklich im Hintergrund, und die Beurteilung der Sprachverschiedenheit wird weithin auf die Verschiedenheiten des sprachlichen Ausdrucks reduziert. An zahlreichen Stellen, z.B. in der Beurteilung der Wortbildung, der Substantivierung usw., wäre mit dem Heranziehen anerkannter Ergebnisse der inhaltbezogenen Sprachbetrachtung eine wesentliche Vertiefung zu erreichen gewesen. Es wäre gut, wenn M. Wandruszka die reichen Ergebnisse langjähriger Beobachtungen in einer schärferen Trennung der Ebenen (denn die Existenz von Sprachen von Gemeinschaften wird er trotz aller Polemik gegen den von ihm mißdeuteten Muttersprachgedanken kaum abstreiten wollen) wirklich fruchtbar machte. Gerade das, was ihm als Ungereimtheit und Unzulänglichkeit, als Bildsamkeit und Wandelbarkeit, als Anpassungsfähigkeit an das Neue, das Unerwartete, als Offenheit für das Unvorhersehbare, als Aufnahmebereitschaft für das noch nie Gesagte (S. 528) in der Sprache sichtbar wird, ist mit der Formel, daß Sprache Werkzeug des Geistes, aber nicht selbst Geist sei, nicht zu bewältigen.

Wahrscheinlich ist es unvermeidlich, daß in der Beurteilung der Sprachverschiedenheit die Meinungen sich wechselnd gegenüberreten. Im gegenwärtigen Zeitpunkt scheint der Trend mehr auf ein Überdecken des geistigen Abstandes zwischen den Sprachen hinzustreben. Dabei spielen allerdings verschiedene Motive zusammen. Daß in der generativen und transformationellen Sprachforschung die Lehre der anthropologischen Linguisten wenig Sympathie findet (vgl. etwa Chomsky, Sprache und Geist, 1970, S. 127 f.), ist aus deren Grundthese von den angeborenen Merkmalen gut zu verstehen: extreme Eigentümlichkeiten in angetroffen-

nen Sprachen würden die Herleitung aus letztlich gemeinsamer Wurzel erschweren. Andererseits ist die Philosophie heute eher geneigt, aus den Tatsachen der Sprachverschiedenheit Folgerungen bis in Logik und Erkenntnislehre hinein zu ziehen (vgl. H. Gipper). Einige Verwirrung richten auch Mißverständnisse und Vorurteile an. So geht aus wiederholten Andeutungen von M. Wandruszka deutlich hervor, daß ihm besonders die Rede von einem *Weltbild* einer *Muttersprache* recht suspekt ist. Ich sehe nicht ein, was dagegen spricht, die bestehenden inhaltlichen Eigentümlichkeiten einer Sprache als zu ihrem geistigen Weltbild gehörig zusammenzustellen. Ein Vergleich kann es leicht deutlich machen: wenn für Europa seit Hipparch und Ptolemäus der sichtbare Sternhimmel in 48 Sternbilder aufgegliedert war, während in China für den dort sichtbaren Ausschnitt seit dem 3. Jhd. 283 Sternbilder galten, so wird man wohl mit Recht sagen können, daß diese Aufgliederungen zum Weltbild der Völker gehörten, bei denen sie galten. Sind die im engeren Sinne sprachlichen Felder, das Verwandtschafts-, das Farnefeld nicht ebenso zu beurteilen? Was soll dagegen sprechen, sie zum muttersprachlichen Weltbild der Sprachgemeinschaften zu rechnen, bei denen sie gelten? Und was die 'Bevormundung' durch solche sprachlichen Weltbilder angeht: wird sie erleichtert durch einen nivellierenden Sprachvergleich? Ich wüßte nicht, daß ich eine Befreiung verspürt hätte, als ich die Gliederung von Wortfeldern, deren muttersprachlicher Geltung ich selbst unterstehe, wissenschaftlich durchschauen lernte. Es wäre gut, wenn M. Wandruszka der befreienden Wirkung seiner Feststellungen auch die Tatsache hinzufügte, daß aus einem solchen Weltbild heraus nur ein Weg in ein ebenso bedrückendes Weltbild einer anderen Muttersprache oder in die ausweglose Sackgasse einer künstlichen Weltsprache führte (und sich dabei etwas von dem unterschiedslosen Operieren mit *Weltbild*, *Weltansicht* und *Weltanschauung* distanzierte). Wenn an dem Terminus *Weltbild* etwas zu beanstanden ist, dann ist es sein statischer Grundcharakter. Eine Ersetzung durch das energetische *Weltgestaltung* wäre angebracht, und wenn M. Wandruszka seine Beobachtungen unter diesem Stichwort fortsetzte, könnten sie zu einer uneingeschränkten Förderung unseres Wissens führen.

V. MUTTERSPRACHFREIE GEISTIGKEIT? (Gestaltferne Versuche)

Mit der energetischen Betrachtungsweise dürfte die Methode gewonnen sein, die der Erforschung der geistigen Sprachseite am angemessensten ist. Denn damit ist der Sinn des Phänomens Sprache getroffen, die Mitte, von der aus alle Spracherscheinungen verständlich werden. Auf diese Mitte müssen letztlich auch die Befunde der anderen methodischen Ansätze bezogen werden, auch wenn dieses Ziel bei ihrer Gewinnung noch gar nicht sichtbar war.

Man sollte meinen, daß damit auch unsere Untersuchung abgeschlossen werden könnte. Wenn wir trotzdem noch einen fünften Kreis von Überlegungen anschließen, so ist das nicht als bloßes Streben nach Symmetrie anzusehen. Es steckt in dem Gedanken, daß bei einer zweiseitigen Größe wie der sinnlich-geistigen Ganzheit Sprache mit einem fünfseitigen Ansatz gerechnet werden muß, ein beachtlicher heuristischer Anstoß. Wenn vor der methodisch unvermeidlichen Dreiheit von gestaltbezogenem Modell, inhaltbezogenem Modell und geistbezogenem Modell eine rein lautbezogene Stufe ohne systematischen Bezug auf die geistige Seite vorausgeht, so ist das Gegenstück eines rein geistbezogenen Verfahrens ohne Bewußtheit der lautlich gestalthaften Bindungen gar nicht so fernliegend. Und dort wäre es sicher nötig, sich um Klarheit zu mühen. Es fliegen so viele herrenlose Ideen durch die Luft, daß es schon lohnte, sie daraufhin zu prüfen, ob nicht auch unerkannte Elemente der sprachlichen Geistigkeit unter ihnen sind. Andererseits hat man so manche *Ideen* aus recht verborgenen Quellen hergeleitet, daß man doch ihre Beziehungen zur sprachlichen Geistigkeit überprüfen sollte. Die verschiedensten Beziehungen wurden ins Gespräch gebracht: außermuttersprachliche Begründung, außersprachliche Herkunft, uralte Probleme wie das der Universalien, der *ideae innatae* wurden wieder aufgeworfen und mit alten und neuen Argumenten behandelt. Soll man sich in diesen Irrgarten wagen, nur mit dem Leitfaden, was davon gemäß unseren heutigen Kenntnissen von der geistigen Sprachseite doch von da aus aufgehellt werden kann? Aber nachdem gerade neueste Strömungen der Linguistik gerne auf *ideae innatae* und *Universalien* zurückgreifen, kann man nicht umhin, ihr Verfahren kritisch

zu prüfen, an welchen Stellen der Rückgriff auf diese ungelösten Probleme sich als Ausweg anbietet, und mit wieviel wissenschaftlicher Begründung sie an bestimmten Stellen eingesetzt und ausgewertet werden. Noch nachdrücklicher muß man den heutigen Formen psychologischer Erklärung nachgehen, besonders dort, wo die *meaning*-freie Sprachforschung die Probleme des Geistigen nicht anzufassen weiß, sondern sie vor sich herschiebt, bis sie zumeist in Psychologismen enden. Das alles vollzieht sich nicht so methodisch klar, daß man von festen Modellen sprechen könnte. Aber die Hauptrichtungen des Argumentierens lassen sich auf bestimmte Frageformen zurückführen.

Die freisteigenden Ideen des Geistesfluges

Die Vorstellungen vom freien Ideenflug gehören zu den sich immer wieder erneuernden Halbwahrheiten, unter denen der Mensch sein geistiges Tun beurteilt. Sie wurzeln letztlich in dem Vorgang des Sprachgewinns. Das unreflektierte Hineinwachsen in die Muttersprache betrifft die beiden Sprachseiten, ebenso die gestalthafte wie die geistige. Der Sprachgewinn ist erst abgeschlossen, wenn in dem die ganze Jugend ausfüllenden Prozeß der Auseinandersetzung zwischen erlebendem Menschen und vorgefundener Muttersprache nicht nur die geltenden Gestalten, sondern ebenso und noch mehr die geltenden muttersprachlichen Zugriffe im Einzelbewußtsein verwirklicht sind. Mit ihnen arbeitet der Mensch dann ganz selbstverständlich, und zwar realisiert er die Lautgestalten und die geltenden Zugriffe in durchaus ebenbürtiger Weise. Die Bemerkbarkeit der beiden Seiten ist allerdings verschieden: an dem muttersprachlichen Charakter der Gestalt kann kein Zweifel sein, mag sie in lauter Äußerung oder in ungelauteter geistiger Arbeit realisiert werden. Schwieriger ist es beim geistigen Zugriff, von dessen muttersprachlichem Charakter der Mensch nichts ahnt. Grundsätzlich ist damit zu rechnen, daß die Sprachelemente als sinnlich-geistige Ganzheiten realisiert werden. So ist es jedenfalls bei der auffälligsten Form des Sprachgebrauchs, beim Sprechen. Aber damit ist es nicht getan. Lautes Sprechen ist nicht die einzige und nicht einmal die wichtigste Form des individuellen Arbeitens mit der Sprache. Es ist hier nicht der Ort, um zu untersuchen, wieweit die Sprache in das 'stille Sprechen',

das 'bloße Denken', das Auffassen und Vorstellen hineinreicht. Aber schon lange war der Denkpsychologie aufgefallen, wie vielfältig Wirkungen der sprachlichen Gestalten nachweisbar sind, auch wo an ein Verlauten gar nicht gedacht ist: unwillkürliche Kehlkopfbewegungen, das Fassen von Gestaltfetzen in der Selbstbeobachtung des Denkablaufs u.ä. Grundsätzlich kann man sagen: Der Sprachgewinn führt zur Beherrschung der sinnlich-geistigen Ganzheiten der geltenden Muttersprache. Diese sind auch bei jedem Arbeiten mit sprachlichem Einschlag als ganze im Spiel. Allerdings kommt es mit zunehmender Geläufigkeit dahin, daß die Realisierungen nicht mehr vollständig ins Bewußtsein treten, sondern in abgekürzten Verläufen, die je nach dem Ziel des sprachlichen Aktes zu Reduzierungen auf der lautlichen oder (und) der geistigen Seite führen können. Dahin gehören ebenso der Übergang des Kindes von einem mehr lauten zu einem mehr stillen Denken wie manche Formen des gedankenlosen Sprechens. Da in der sprachlichen Aktivität des Menschen die nicht auf Äußerung angelegten Denkprozesse die gelauteten Sprechakte bei weitem überwiegen, wird das Vorherrschen der geistigen Seite so stark, daß die immer mitspielenden Rudimente der Engramme der eingprägten Gestalten nicht mehr zu Bewußtsein kommen. So kann für den Denkenden in viel größerem Umfang das Gefühl der Sprachfreiheit entstehen, als es je gerechtfertigt ist, zumal ihm die Herkunft des Grundstockes seiner Ideen aus den Geltungen der Muttersprache (also einer Gemeinschaftsform von Sprache) in keiner Weise bewußt ist. Die Selbsttäuschung, die dabei vorliegt, wird sofort klar, wenn er für sich selbst oder für andere diese freisteigenden Ideen präzisieren will; dann werden notwendig die mitspielenden Gestalten überschwellig. Jeder Versuch, eine vorsprachliche Stufe des Gedankens von einer Stufe des Kleidens in Worte zu trennen, stößt auf eine Fülle von Gegenargumenten, angefangen bei der Unmöglichkeit, die Folgen des Spracherwerbs, also die Wirksamkeit der geistigen Geltungen der Muttersprache auszuschalten, bis zu dem Wunder, daß diese freien Ideen bei so vielen Menschen sich schließlich so reibungslos mit einer geltenden Sprache vereinigen lassen. Auch zwei Einwände, die man oft hört, sollten von da aus überdacht werden.

Das eine sind die Klagen des Dichters, aber auch des Denkers und des Mystikers, daß die verfügbare Sprache nicht ausreicht, um alles, was ihn bewegt, auszudrücken. Nun, viele dieser Klagen über die Unzulänglichkeiten der Sprache gleichen, wenn man sie überdenkt, der Beschwerde

eines Mannes, der einen hundert Meter hohen Turm bestiegen hat und diesem nun zum Vorwurf macht, daß man auf ihm nicht hundertzehn Meter hoch kommt. Wo die Sprachgrenzen für den Wissenschaftler, den Künstler liegen und wie sie zu überwinden sind, wird gleich noch zu besprechen sein. Eines aber ist allgemein festzuhalten: Jeder Mensch untersteht dem Gesetz der Muttersprache und damit dem Zwange, den in dieser wirklichen sinnlich-geistigen Wortungen auch für sich Geltung zu verschaffen. Man hat aus dieser klaren Feststellung nicht selten den Vorwurf abgeleitet, bereits die inhaltbezogene Sprachbetrachtung wolle den Menschen zum Sklaven der Muttersprache machen; was wird man dann erst von der energetischen Sprachauffassung sagen? Ist es so schwer, eine vernünftige Feststellung vernünftig auszulegen? Dieser Zwang ist primär ein Zwang des Aneignens, des Habens: ich kann nicht vorbei an der Muttersprache, ich muß mich in ihren sinnlich-geistigen Geltungen bewegen. Was ich daraus für mich mache, ist eine Frage für sich, allerdings nicht eine Frage der Willkür. Wenn ich mit einem einmal geltenden muttersprachlichen Element arbeite, muß ich so mit ihm arbeiten, wie es gilt. Im Grunde eine Selbstverständlichkeit, an der niemand Anstoß nimmt. Sicher nicht bei dem sinnlichen Teil. Wenn in der deutschen Sprache *fünf* gilt und ich mir dies muttersprachlich angeeignet habe, so werde ich diese Lautform unwidersprochen annehmen, und weder auf den Gedanken kommen noch den Wunsch verspüren, dafür ein individuelles *fämf* oder was ich mir sonst ausdenken könnte einzusetzen. Wollte ich es trotzdem, so würden meine Sprachgenossen mich rasch belehren, daß es untunlich ist, an geltenden muttersprachlichen Formen willkürlich zu ändern. Diese Diktatur würde selbst W. Betz nicht als unmenschlich empfinden (selbst bis in die noch viel schwächer begründete Diktatur der Rechtschreibung hinein. Wer sich in Rechtschreibfragen für Vorbereitungen für eine behutsame Revision auch nur der größten Ungereimtheiten der geltenden Vorschriften einsetzt, muß darauf gefaßt sein, ebensogut als Muttersprachschänder wie als Kulturbolschewist angeprangert zu werden). — Die Verständnislosigkeit beginnt dort, wo die Geltung der geistigen Seite der Sprache einbezogen wird. Auch nicht sofort. Daß außer der Lautgestalt *fünf* auch deren 'Bedeutung', das geistige Verfügbarmachen einer bestimmten Zahlengröße, muttersprachlich gilt, wird wohl auch anerkannt. Daß ich das auch für mich verbindlich machen muß, ist offenbar: man mache doch nur den Versuch, die Bindung zu lockern, sei es, daß ich die Ganzheit *fünf* aufsprenge

und für mich den Wert *zehn* einsetze, oder daß ich den Begriff *fünf* selbst irgendwie abzuändern suche; ich würde sofort zu spüren bekommen, daß die inhaltliche Geltung von *fünf* in der Sprachgemeinschaft ebenso gesichert ist wie die lautliche. Ist es mit den anderen geistigen Geltungen anders? Kann ich bei *laufen* und *bitter* und *Stuhl* versuchen, auf die muttersprachliche geistige Geltung zu verzichten und dafür geistige Prägungen meiner Willkür einzusetzen? Wo fängt denn nun der Vorwurf der Versklavung an? Er ist in sich zweigeteilt. Richtig ist, daß in den geltenden geistigen Zugriffen und Ausgriffen das Ergebnis eines durch die Jahrtausende währenden Prozesses des Wortens der Welt vorliegt, dem gegenüber ich keine andere Haltung einnehmen kann als die des Lernens und geistigen Nachvollziehens nach besten Kräften. Wer hier den Grundsatz des eigenen Erarbeitens und selbständigen Überprüfens anwenden wollte, wäre an seinem Lebensende noch ein hoffnungsloser Anfänger (was nicht dagegen spricht, daß in dieser übernommenen Welt die eigenen Erfahrungen, die damit bewältigt werden sollen, zu ihrem Recht kommen). In diesen Prozeß des Aufbaus auf dem als festhaltenswert befundenen Ertrag der geistigen Arbeit unzähliger Generationen wird der Gedanke der Sklaverei durch einen Fehlschluß eigener Art hineingetragen. Die Verbindlichkeit des Nachvollzugs der muttersprachlichen Weltgestaltung im Einzelbewußtsein schafft eine Verbindlichkeit des Begreifens und der Möglichkeiten des Beurteilens; sie umschließt nicht unmittelbar eine Verbindlichkeit des Handelns. Soweit Kenntnis auch Anstöße zum Handeln mit sich bringt, sind diese auch im Gesichtskreis dessen, der in einer bestimmten Situation handeln soll. Aber die Entscheidung über dieses Handeln selbst bleibt beim Einzelnen. Zugespitzt gesagt: das muttersprachlich geltende *fünf* muß ich natürlich übernehmen und in seiner sinnlich-geistigen Ganzheit als verbindlich anerkennen. Aber niemand kann mich zwingen, mit diesem Wort zu arbeiten, wenn nicht ich selbst. Daß ich dann nicht an dem geltenden Wort vorbei handeln kann, ist klar; ich muß auf jeden Fall seine Geltung in Rechnung stellen. Oft stellt die Muttersprache mehrere Verfahrensweisen zur Auswahl; es bleibt mir dann wenigstens die Möglichkeit der Wahl. Aber das ist Sache eines vorausgehenden Urteiles. Und von diesem kann mich niemand entbinden.

Wir haben hier die Vorstellung von den individuellen geistigen Höhenflügen des Einzelnen etwas bremsen müssen. Das ist nötig, weil es bei

manchen psychologischen Sprachinterpretationen darauf hinausläuft, als ob der Einzelne am laufenden Band Ideen in die Welt setzen könnte. Da gilt es, zunächst die muttersprachliche Welt zu ihrem Recht kommen zu lassen. Nicht ist dabei geleugnet, daß der Einzelne auf der geistigen Höhe, zu der er mit der Muttersprache in früher Jugend emporsteigen kann, auch als Persönlichkeit weiterschaffen kann. Aber das geschieht dann nicht, indem er in die Tiefe seines Gemütes hineingreift. Selbst die genialsten Ideen bedürfen des Untergrundes, in dem sie vorbereitet sind. Wer den Gang des geistigen Lebens richtig beurteilen will, tut gut daran, den muttersprachlichen Einschlag so einzurechnen, wie er bei jedem Prozeß, der an sprachliche Vollzüge gebunden ist, vorliegt, und dazu gehört auch das Beachten der geltenden Sprachgestalten. Eine der wichtigsten Folgerungen aus dieser Richtigstellung betrifft auch die oft anzutreffende Selbstherrlichkeit von Autoren, die es für möglich und angemessen halten, geltende Sprachprägungen mit eigenem Gehalt zu füllen: *ich verstehe unter Gleichberechtigung, unter Sprache usw. das und das* – darin kann das Hervorheben eines vielfach übersehenen Zuges einer geltenden Ordnung stecken; dann muß es aber mit einem Hinweis auf die muttersprachliche Ganzheit dieses deutschen Wortes versehen werden; oder es ist ein unzulässiges Verfahren, in dem etwa eine Verwechslung mit *Rechtsgleichheit (Sprechen usw.)* darinsteckt; dann ist es ein Verstoß gegen die geltende Sprache, und wer so etwas für angebracht hält, muß sich und den Sprachgenossen darüber Rechenschaft ablegen, was aus einer Sprache werden soll, wenn alle nach diesem Rezept verfahren würden. Glücklicherweise fällt die Sprachgemeinschaft meist selbst das Urteil: wer selbstherrlich darin verfährt, kann nicht damit rechnen, daß seine Eigenwilligkeit zum Ziele führt.

Die sich selbst fortpflanzenden Ideen des Psychologismus

In dem gestaltfernen Ideenkomplex sind auch die meisten der Erklärungsversuche anzusiedeln, die, ohne den muttersprachlichen Erscheinungen inhaltliche Qualitäten ausdrücklich abzusprechen, nicht die entsprechenden wissenschaftlichen Begriffe und Methoden ausbilden, um solche gemeinschaftsgebundene Geistigkeit adäquat zu fassen. Nach

einem solchen Verfahren arbeiten alle Forscher, für die der psychologische Aspekt der Sprache vorrangig bleibt. Bei allem Eigenwert der sprachpsychologischen Erkenntnisse kann niemand glauben, daß von da aus das Gesamtproblem 'Sprache' aufgearbeitet werden könnte. Wenn aber trotz aller Fehlschläge die konkreten individuell-psychischen Fakten als Hauptarbeitsansatz festgehalten werden, kommt es zu zwei typischen Fehlentwicklungen: entweder zu einer Psychologisierung der geistigen Spracherscheinungen, vor allem im inhaltlichen Bereich, oder zu Vorstellungen vom Ablauf geistiger Prozesse, die sich auf Schritt und Tritt als unzulänglich erweisen. — Noch merkwürdiger erscheint die Position der *meaning*-freien Forschung. Die amerikanischen Strömungen von L. Bloomfield an wollen ja nicht den Sinngehalt des Sprachlichen leugnen; aber sie finden, daß aus sachlichen und methodischen Gründen das, was sie unter *meaning* verstehen, für exakte Forschung unzugänglich ist. Der Ausweg, dann eben die *meaning*-Probleme auszuklammern oder wenigstens zurückzustellen, führt zu zwei verhängnisvollen Folgen. Jede Sprachforschung, ganz gleich auf welchem Teilgebiet, muß ein dem Charakter des Gegenstandes adäquates Ganzes sein. Vernachlässigt man einen wichtigen Faktor, so fallen nicht nur Tatbestände aus, für deren Aufhellung die Wissenschaft verantwortlich ist, sondern auch die restlichen Tatbestände, und mögen sie noch so intensiv untersucht werden, werden unter einer solchen Einseitigkeit deformiert. Das Gegenstück ist, daß ein vernachlässigter wichtiger Tatbestand ja dadurch nicht aus der Welt geschafft ist, sondern sich an anderer Stelle bemerkbar macht. Dort aber ist die Aussicht einer adäquaten Behandlung sehr herabgesetzt, und die abgetrennten Teile geraten oft in sonderbare Zusammenhänge. So ist es auch dem ausgeklammerten *meaning* in der amerikanischen Forschung gegangen, mit all den Weiterungen für die abgeleiteten Computerlinguistiken und die nachahmenden europäischen Linguistiken. — Es gibt noch andere Beispiele für die Schicksale verdrängter Sprachinhalte, bei denen vieles ins Lot zu bringen wäre. Wir müssen uns hier auf kurze Bemerkungen zu den beiden genannten Fällen beschränken.

Es scheint zunächst gar nicht so viel einzuwenden zu sein gegen die psychologische Interpretation der Sprachinhalte. In irgendeinem Bewußtsein müssen sie doch zuerst aufgewiesen werden, und was soll da anders in Frage kommen als individuelles Bewußtsein? Also primär psychologische Methoden. Dieser scheinbar einleuchtende Erklärungs-

gang stößt aber allenthalben auf seine Grenzen. Einmal bei der Frage nach der Herkunft dieser psychischen Gehalte. Eigene Produktion? Selbst die extremsten Individualisten werden das nicht zu behaupten wagen. Also Nachahmung? Solche wird gewiß im Spiele sein. Aber wer wird nachgeahmt? Die sprachliche Umgebung. Gewiß — aber die besteht aus einem vielfach wechselnden Kreis. Wird jeder als Einzelner nachgeahmt? Und ist der Neuling auf eine Summierung dieser Erfahrungen angewiesen? Nun — er hat einen Anhalt: das sind die wiederkehrenden Gestalten, die ihm überhaupt den Weg zu den Inhalten weisen, und zwar von Anfang der Spracherlernung an. Nun ist eines sicher: die Gestalten sind auf keinen Fall Tatbestände des individuellen Lebens; sie sind ganz ausgesprochene Erscheinungen der Gemeinschaftsform von Sprache. Hier spätestens muß der Psychologe merken, daß er allein nicht vorwärtskommen kann, daß er an seiner Suche mindestens den Soziologen beteiligen muß. Was ihn oft davon abhält, sind zwei Grundirrtümer. Einmal hat er als Psychologe keinen rechten Blick für die überindividuellen Geltungen, und so wird er leicht zum Psychologisten. Sodann ist in Psychologiekreisen das Rechnen mit den Spracherscheinungen als sinnlich-geistigen Ganzheiten doch nicht so fest ausgeprägt, daß die 'Nachahmungs'-bedingungen des Geistigen hinreichend abgehoben wären von den Erlernungsbedingungen des Lautlichen. Erst wer die Daseinsbedingungen der geistigen Sprachseite bis zu ihrem Mittelpunkt zurückverfolgt hat, wird für die individuellen Realisierungsformen den richtigen Blick haben. Und dann gliedert sich etwa beim Spracherwerb das jeweilige Ergebnis auf in den Anteil der eigenen sprachlichen Aktivität und den der Wirkungsformen muttersprachlicher Geltungen. Damit wird auch die Frage nach der Priorität des individuellen und des muttersprachlichen Einschlags dringend. Und das mindeste, was man sagen muß, ist, daß die individuelle Erscheinung die vorübergehende, die muttersprachliche Geltung die dauerhafte und allgemeine Bedingung ist. Aber abgesehen von alledem müßte der Psychologe es auch abwehren, daß ihm das Aufdecken der Wurzeln einer so folgenschweren Bedingung des menschlichen Geisteslebens aufgehalst würde. Die Sprachforscher, die die Problematik der geistigen Sprachseite auf die Psychologen abwälzen wollen, sind von dem Wesenskern ihres Forschungsobjekts noch weit entfernt.

Nun braucht es sich nicht immer um eine ausdrückliche Übertragung an die Psychologie zu handeln. Aber wenn die richtigen Anknüpfungspunkte verfehlt sind, kann nicht nur die Grenze zwischen Geistigem und Psychischem nicht mehr eingehalten werden, sondern es kommt auch alles ins Wanken, was den Weg vom Außersprachlich-Sachlichen zur geistigen Sprachwelt öffnet und bestimmt. Es kommt zu einem Durcheinander von Sachlichem und Psychischem, das aber trotzdem noch einen Zusammenhang mit dem *meaning* von Gemeinschaftssprachen haben soll.

In diese Situation hat sich die *meaning*-freie Sprachforschung gebracht in dem Augenblick, in dem sie die inhaltliche Sprachseite ausklammerte. Sie zog diese Folgerung, als sie keine Möglichkeit fand, das, was ihr als *meaning* vorschwebte, mit einer exakten linguistischen Methode zu fassen. Dieses Aufgeben der Suche nach *meaning*, verbunden mit dem Abstufen des Wortes als sprachlicher Grundeinheit, wurde in Amerika in den dreißiger Jahren so begründet: *meaning* ist etwas, was dem Wort erst im konkreten Fall seiner Anwendung zuwächst. Es handelt sich also um eine Verbindung von Situationsgehalt und individuellem Worteinsatz, die im Prinzip unwiederholbar ist. Eine Übersicht über diese unzähligen einmaligen Vollzüge ist nicht einmal für ein einziges Wort möglich. Wie soll man erst den ganzen Wortschatz einer Sprache unter diesen Bedingungen aufarbeiten? Soweit verstehbar. Aber unverständlich bleibt, wieso man daraus Folgerung zog, eine semantische Erforschung einer Sprache sei undurchführbar und der ganze Bereich des 'Inhaltlichen' sei aus der Wortforschung auszuschalten. Hätte es nicht näher gelegen, zu überdenken, ob nicht diese offenbar unbrauchbare Interpretation von *meaning* zu revidieren sei? Wo ist denn begründet, daß nur eine solche auf den ersten Blick abwegige Zuordnung als Maßstab an geltende Wörter einer Muttersprache anzulegen sei? Diese Fehlentscheidung ist nur zu verstehen aus einer Verbindung von Psychologismus und Behaviorismus, wie sie damals im amerikanischen Denken im Vordergrund stand. Von beiden Seiten her erscheint sie heute leicht als falsch und unhaltbar zu erweisen. Aber sie hat die Sprachforschung in eine Fehlentwicklung hineingeführt, aus der sich nur langsam ein Ausweg findet, zumal wenn auch die Forscher aus Ländern mit anderer Tradition offenbar mit Minderwertigkeitskomplexen zu tun haben.

So bleibt es schließlich doch noch bei den psychologistischen Erklärungen vor allem der Spracherlernung und der Sprachübertragung. Das Schwergewicht liegt bei den individuellen Erlebnissen, die im Grunde assoziativ Sprachgestalten von der Umgebung aufnehmen und nach und nach auffüllen, bis sie mit der Umgebung ausreichend übereinstimmen. Welche Faktoren diese Abstimmung inhaltlich bewirken, bleibt im Grunde unerklärt. Irgendeine Vorstellung von mitspielenden Ideen muß ja dabei sein; aber sie wird kaum über das Einrechnen von assoziativen Elementen aus den Einzelsituationen hinausgeführt. Zu Ende gedacht bleibt es bei nicht-faßbaren, im Handeln der Umgebung bemerkbar werdenden 'Ideen', die sich forterben, ohne daß das Wie? sichtbar würde. Von der lenkenden Wirkung der sprachlichen Elemente ist wenig die Rede, und wenn schon die zusammenführende Funktion der geltenden Sprachgestalten nicht ignoriert werden kann, so bleibt der Gedanke an dauerhaft geltende 'Sprachinhalte' oder gar 'Sprachzugriffe' fremd. Man müßte eben grundsätzlich von den psychologistischen zu solchen Grundbegriffen übergehen, die den Bedingungen eines Gemeinschaftswerkes angemessen sind.

Wie schwer sich dieser Psychologismus tut, um mit Erscheinungen fertig zu werden, die mit seinen Denkmitteln nicht zu fassen und doch nicht abzuleugnen sind, zeigen die jetzt stärker in den Vordergrund getretenen Erklärungsversuche im Sinne von W.V. Quine (1960). Das Problem ist aus der rein okkasionellen Sicht weiterentwickelt zu übergreifenden Verbindungen: zwischen den einzelnen Akten des Individuums, zwischen den Verfahrensweisen mehrerer Individuen, und auch den Verfahrensweisen mehrerer Sprachen. Die Hauptrolle spielt dabei der Gedanke der Stimulation: in allen sprachlichen Akten ist eine *stimulus*-Wirkung (am besten wohl zu interpretieren als Auslösung einer psychischen Reaktion durch einen sinnlichen Anstoß) enthalten. Wesentlich ist nun die *stimulus*-Synonymie. Diese kommt dadurch zustande, daß im einzelnen Sprachteilhaber immer ein Prozeß des Beurteilens abläuft, der dazu führen kann, daß verschiedene Anstöße als inhaltsgleich empfunden werden. Aus solchen Vorgängen (die den Sinn einzelner Wörter, aber auch ganzer Sätze betreffen können) ist auch eine überindividuelle *stimulus*-Synonymie herleitbar, schließlich auch eine Synonymie für zwei Sprachen. Dieser Grundgedanke wird natürlich sehr differenziert ausgewertet, aber es scheint

doch eine Auffassung festgehalten zu werden, die Quine in dem Bilde niederlegt von den einzelnen Sprachteilhabern als Büschen, die zurechtgestutzt werden etwa zur Form von Elefanten: äußerlich können die erreichten Formen sich sehr ähneln, aber die unter den Blättern liegenden Verästelungen und Verzweigungen sind durchweg völlig verschieden, und vom Zustandekommen her bleiben unterschiedliche Bedingungen, die dem Zustutzen immer wieder hinderlich sind. Das Bild mag manche der Wachstumsbedingungen des einzelnen Sprechers gut veranschaulichen, aber als Ganzes erreicht es die sprachliche Wirklichkeit in keiner Weise. Wer stutzt zu? Wie und nach welcher Vorlage? Wie entstehen ganze 'Herden'? usw. So richtig der Gedanke der Harmonisierung der *stimuli*, des geistigen Zusammenführens von Erlebnissen und Situationen verschiedener Art ist, – das alles gewinnt doch erst Lebenswirklichkeit, wenn der Komplex 'Muttersprache' eingerechnet wird, nicht nur mit dem selbstverständlichen Arbeiten mit muttersprachlichen Gestalten, sondern mit den entscheidenden Wirkungen der geistigen Geltungen.

Trotz allen Versuchen des Kurierens an den Symptomen bleibt die psychologische Herleitung der geistigen Sprachphänomene so unbefriedigend, daß man sie als Erklärungsprinzip ablehnen muß. Wo außerdem die Grenze zwischen Sprachlichem und Sachlichem nicht eingerechnet wird, ist kein Ausweg aus den Schwierigkeiten zu finden, die mit der Unwiederholbarkeit der Erlebnissituationen, den Zufälligkeiten der sprachlichen Begegnungen, der Einmaligkeit der verarbeitenden Persönlichkeiten gegeben sind. Denn unter diesen Bedingungen könnten nur Ideen wirken, die sich selbst am Leben halten und unter den unwahrscheinlichsten Bedingungen so etwas wie einen Kommunikationsprozeß oder gar eine geistige Verständigung ermöglichen. Wo diese aber beheimatet sein sollen, ist selbst dann unerklärlich, wenn man den Verzweiflungsschritt des Rechnens mit eingeborenen Ideen wagt, von dem gleich zu sprechen ist. Ob es dann nicht doch vernünftiger ist, mit der muttersprachlichen, also an die Sprachgemeinschaft gebundenen Geltung geistiger Zugriffe zu rechnen, die das unmittelbare Korrelat zu der von niemand bezweifelten muttersprachlichen Geltung der lautlichen Gestalten sind? Ein solcher Ausweg ist in Sicht, seit 1968 der englische Forscher J. Lyons vorgeschlagen hat, den Begriff *meaning* zurückzustellen (so wie ich es 1927 für dt. *Bedeutung* getan hatte) und statt dessen die Erforschung von *sense* (das in die Nähe unserer *Geltung* führt) auszubauen.

Vorsprachliche Geistigkeit

Waren die beiden bisher besprochenen Ansätze selbständiger Ideen typische psychologische Refugien für die nicht bewältigten muttersprachlichen Geltungen, so müssen viel ernsthafter zwei Erklärungsrichtungen in Rechnung gestellt werden, die die Quellen der sprachlichen Geistigkeit außersprachlich suchen. Genauer müßte man wahrscheinlich zwischen vormuttersprachlicher, vorsprachlicher und außersprachlicher Herkunft unterscheiden. Aber weil in den gegenwärtigen Erörterungen die Grenzen nicht deutlich herausgearbeitet werden, wollen wir den beschränkten Raum nicht auf eine genauere Scheidung verwenden. Wir nehmen daher zwei Hypothesen voraus, die von ihren Verfechtern durchweg im Hinblick auf individuelle Verhältnisse exemplifiziert werden, in Wirklichkeit aber allgemeinemenschliche Bedingungen im Auge haben, deren Konsequenzen dann mit dem Befund der einzelnen Sprachen in Verbindung zu bringen sind. Die eine stellt die *eingeborenen Ideen* in den Vordergrund, die andere die *Universalien*. Beides gehört natürlich aufs engste zusammen. Man wird sich wundern, diesen umstrittenen Problemen der Philosophie früherer Jahrhunderte in den Strömungen zu begegnen, die sich als die fortschrittlichsten fühlen. Nun ist es gewiß keine einfache Kopie der mittelalterlichen *universalia* oder der frühneuzeitlichen *ideae innatae*. Trotzdem ist der Bezug nicht bedeutungslos, und da er wissenschaftsgeschichtlich ein Ausschnitt aus dem Bemühen ist, aus der *meaninglosen* Sprachforschung herauszukommen und wieder engeren Anschluß an Geistiges zu gewinnen, so geben wir den hauptsächlichen Verfechtern das Wort. Es ist dabei besonders aufschlußreich zu sehen, wie die Unfähigkeit, mit geltender muttersprachlicher Geistigkeit zu rechnen, sich in solcher sehr begrüßenswerter Vertiefung auswirkt.

Eingeborene Ideen

Unter dieses Stichwort stellen wir Gedankengänge von N. Chomsky, die sich von Anfang an in seiner Sprachtheorie finden und die sich seit etwa 1966 stärker in einer Diskussion um den Gedanken der *innate ideas* sammeln. Ohne alle Grundgedanken der generativen und transfor-

mationellen Grammatik einzubeziehen, suchen wir möglichst in Chomskys eigenen Worten die Punkte zu kennzeichnen, die für unsere Fragestellung wichtig sind. Es trifft sich gut, daß Chomsky in drei Vorträgen von 1967 (gedruckt 1968 unter dem Titel 'Language and Mind'; Übersetzung 'Sprache und Geist' 1970) eine ebenso präzise wie klare Übersicht gegeben hat.

Es ist schwer, in wenigen Worten die Stellung der Überlegungen über die 'eingeborenen Ideen' in Chomskys Gesamtwerk zu kennzeichnen und zu beurteilen. Im Grunde geht es um den Gesamtkomplex der menschlichen Sprachfähigkeit und den Versuch, allgemein menschliche Bedingungen bis in den Umgang mit den hochkomplizierten Gebilden moderner Sprachen zu verfolgen. Dabei ist Chomsky ein überzeugter Verfechter der Annahme, daß die Sprachfähigkeit eine gleichermaßen allgemein- wie nur-menschliche Anlage ist, die sich durch einen Entwicklungssprung (S. 117) von allen tierischen Vorstufen abhebt. Zu dem, was in dieser Mutation beschlossen ist, gehört die Prädisposition zu gewissen Grundformen sprachlicher Verfahrensweisen, die insgesamt eine gewisse allgemein-menschliche Sprachkompetenz, eine Unterscheidungsfähigkeit für das, was sprachlich möglich ist und was nicht, schon vor der einzelnen Sprache begründen. In diesem Grundstock menschlicher Sprachbegabung wurzeln elementare Richtungen sprachlicher Aktivität, die Chomsky in der ursprünglichen Konzeption der 'eingeborenen Ideen' (im Sinne von Descartes, im Gegensatz zu Locke) wiederfindet. Das systematische Korrelat dieser 'eingeborenen Sprachanlagen' (die Chomsky vor allem im syntaktischen Verfahren findet; Grundzüge des Wortschatzes treten gemäß der sekundären Rolle des Wortes bei Chomsky zurück) ist die Idee einer universalen Grammatik. Von ihr sagt Chomsky: 'Sie versucht die notwendigen und hinreichenden Bedingungen zu formulieren, denen ein System genügen muß, um sich als eine mögliche menschliche Sprache auszuweisen, Bedingungen, die nicht zufällig auf die existierenden menschlichen Sprachen zutreffen, sondern begründet sind in der menschlichen "Sprachfähigkeit" und so die natürliche Organisation konstituieren, die determiniert, was als sprachliche Erfahrung zu gelten hat und welche Sprachkenntnis auf der Basis dieser Erfahrung möglich ist' (S. 50). Diese universale Grammatik als Bezugspunkt für alle menschlichen sprachlichen Aktivitäten ist gewiß nie formuliert worden und wird sich wohl nie über Ausschnitte

hinaus wissenschaftlich erarbeiten lassen. Aber sie steht als regulierendes Prinzip an zwei wichtigen Stellen. Alle Einzelsprachen (Chomsky spricht lieber von Grammatiken) müssen sich innerhalb der Grenzen der universalen Grammatik halten (was ihr nicht entspricht, ist nicht Sprache). Dem einzelnen Menschen aber sind die Auffangformen angeboren, mit denen er die spezielle Grammatik (also seine Muttersprache, deren Stellung Chomsky stark unterstreicht) bewältigen kann. Damit ist Chomsky bei der Lösung seines Ur-Rätsels: wie kann der Prozeß des Spracherwerbs sich im Kinde so abspielen, daß die Muttersprache geradezu aus ihm herausbricht, daß es so kreativ sein kann, daß es noch nie gehörte Sätze produziert und eine Eigenleistung vollbringt, die nicht auf nachahmendem Lernen beruhen kann? Der Prozeß ist so zu verstehen, daß das Kind kraft seiner angeborenen Sprachkompetenz unmittelbar eine 'Grammatik' der ihm begegnenden Muttersprache produzieren kann, weil die Anstöße, in denen die auch dieser immanente Universalsprache sich manifestiert, richtig an die angeborene Sprachkompetenz angeschlossen werden und diese nun zu einer muttersprachlichen Kompetenz schöpferischer Art werden lassen.

Wie sich aus dieser Grundkonzeption das vielgestaltige System der generativen und transformationellen Grammatik entwickelt, ist hier nicht zu erörtern. Die Frage ist, wie weit sie der Existenz von muttersprachlicher Geistigkeit gerecht wird, und ob vor allem das energetische Sprachmodell zur Erleichterung oder Verstärkung beitragen kann. (N. Chomsky fühlt sich nach vielfachen Hinweisen Humboldt nahe verwandt und könnte aus der deutschen Humboldtrenaissance der letzten fünfzig Jahre manches entnehmen) Daß zwischen den Anlagen des Menschen und den Strukturen menschlicher Geistesschöpfungen irgendwelche Beziehungen bestehen, wird man Chomsky gerne zugeben. Ob diese Beziehungen sich allerdings so unmittelbar auswirken können, ist weniger wahrscheinlich. Vor allem muß man die Rolle der Gemeinschaftsformen, eben der Kulturgüter, zu denen jede Muttersprache gehört, genauer durchschauen. Bei Chomsky bleibt im Grunde alles, was mit der Geltung insbesondere der geistigen Seite einer Muttersprache zusammenhängt, unbewältigt. Letztlich steckt dahinter der Psychologismus, der seit fünfzig Jahren in Amerika vorherrscht (und der auch durch die im Grunde unvermeidlichen Einsichten in die soziale Bedingtheit sprachlicher Tatsachen nicht durchbrochen ist). Dem geht zur Seite, daß dem Individuum ein unwahr-

scheinlich großer Anteil am Aufbau seiner Sprache zugesprochen werden muß. Im Grunde schrumpft die muttersprachliche Wirkung zusammen auf Anstöße aus der sprachlichen Umgebung, die der Neuling kraft seiner angeborenen Kompetenz mit Leben füllt; er ist es im Grunde, der sich seine 'Grammatik' schafft, und zwar mit solcher Souveränität, daß er von der ersten Begegnung an bereits muttersprachliche Kompetenz entwickelt. 'Die Sprache wird jedesmal, wenn sie erlernt wird, "neu erfunden"' (S. 142). Dabei schließt sich Chomsky der Meinung an, 'daß das System der angeborenen Ideen und Prinzipien nur dann funktioniert, wenn eine einschlägige Stimulation stattgefunden hat' (S. 133). Allerdings muß dabei postuliert werden, daß das Kind kraft seiner angeborenen Ideen in der Lage ist, aus einem aufgenommenen (erlernten) Anstoß im Sinne der 'universalen Grammatik' einen der Sprachfähigkeit angemessenen Gehalt richtig zu entnehmen und umgekehrt einen entsprechenden Impuls seiner Sprachfähigkeit richtig zur Oberfläche einer sprachlichen Äußerung durchzusteuern. Zur Erklärung dieser Annahme dient der ganze Aufwand der Transformationsregeln, die von der Oberflächenstruktur einer bestehenden Sprache zu den universalen, elementaren Zügen der angeborenen Sprachfähigkeit führen, und umgekehrt eine solche Tiefenstruktur in einer Reihe von Verwandlungen oberflächenreif machen soll. Dabei wird eine gewisse Analogie zur Rückführung der Phoneme einer geltenden Sprache auf ganz wenige Grundelemente sichtbar; so wie dort sehr verschiedenartige Erscheinungsformen auf vier oder fünf physiologischen Grundbedingungen fundiert werden können, so müßten aus dem elementaren (aber deshalb nicht primitiven) Gehalt der angeborenen Sprachideen auch die realisierten Sprachphänomene ableitbar sein.

Daß in dieser Konzeption eines postulierten Sprachkreisels viele angreifbare Punkte stecken, weiß Chomsky am besten. Trotzdem wird man seiner Abwehr von 'offensichtlichen' Korrekturen, die sich in Menge eingestellt haben, eine verstärkte Berechtigung zusprechen, wenn man bedenkt, wieviele lange vernachlässigte Gesichtspunkte er in die Debatte bringt. Insbesondere wird man sein langfristiges Ziel, etwas Begründetes über den Gehalt der menschlichen Sprachfähigkeit auszusagen (S. 50 u. ö.), lieber erleichtern als erschweren wollen. Dabei kann das energetische Modell der geistigen Sprachseite wesentlich helfen. Einen Ansatz, auch im Sinne von Chomsky selbst, bietet vielleicht die Anmerkung auf S. 146

der Übersetzung: 'Ich habe den Spracherwerb bisher von der offenkundig falschen Annahme aus erörtert, daß es sich hier um einen Prozeß handelt, der sich auf einen Schlag vollzieht. Es gibt viele interessante Fragen, die sich dann ergeben, wenn wir in Betracht ziehen, wie sich der Prozeß in der Zeit erstreckt.' Zu diesen 'interessanten Fragen' gehört in erster Linie die Folgerung, daß die Wirkungen der eingeborenen Ideen durchaus von Anfang an da sein können, dann aber auf eine geltende Sprache gelenkt werden, deren Erlernung Zeit genug läßt, um nicht nur auf die Oberflächenstruktur, sondern auch auf die Tiefenstruktur im Sinne einer Auswirkung muttersprachlich geltender Geistigkeit wesentlichen Einfluß zu gewinnen. Die Auseinandersetzung zwischen der angeborenen Sprachfähigkeit und dieser muttersprachlich-gemeinschaftsgebundenen Weltgestaltung macht den Kern jeder kindlichen Spracherlernung aus. Die sicher vorhandenen Beziehungen zwischen angeborener Sprachfähigkeit, geltender Muttersprache und Gewinn einer ausreichenden Sprachkompetenz werden auf festere Tatsachen begründet und von vielen Unwahrscheinlichkeiten entlastet werden. Eines ist dabei allerdings unentbehrlich: ein sinnvoller Einbau der geistigen Leistungen der Gemeinschaftsform von Sprache in die Dreiheit der Bedingungen Mensch-Sprachgemeinschaft-Individuum, und vor allem eine den Fakten angemessenere Interpretation des Ineinandergreifens der sicher vom ersten Lebenstag an sich regenden Sprachfähigkeit des Kindes und den mittelbaren und unmittelbaren Wirkungen der geltenden Muttersprache, — bis zu dem Stadium, in dem das Kind seine sprachliche Eigenkraft zielstrebig einmünden läßt in den Gewinn der seiner individuellen Kapazität in jeder Weise überlegenen muttersprachlichen Weltgestaltung. S. meinen Aufsatz 'N. Chomsky am Wendepunkt?', Wirkendes Wort 21, 1971, S. 106 ff.

Die semantischen Universalien

Bei N. Chomsky ist der mit der Erneuerung der rationalistischen Sprachauffassung des 17. Jahrhunderts eine Zeitlang stärker hervorgetretene Gedanke der *ideae innatae* vor allem auf die Angeborenheit der für Sprachliches grundlegenden Denkschritte abgestellt, während ausgebautere Ideen etwa im Sinne von J. Locke nachdrücklich abgelehnt werden. Für die im engeren Sinne semantischen Probleme, die

dann auch in die Richtung von 'Ideen' im weiteren Sinne führen, ist bezeichnender die Richtung der generativen Grammatik, die vor allem an den Namen M. Bierwisch anknüpft. Am deutlichsten sprechen die Überlegungen über 'Einige semantische Universalien in deutschen Adjektiven', die 1967 (dt. 1970 in: Vorschläge für eine strukturelle Grammatik des Deutschen, hrsg. v. H. Steger) vorgelegt wurden mit einigen Wortanalysen (*Wagen, hoch* u.a.) in der Form von Merkmalbäumen. Die dabei zugrundeliegende Anschauung ist diese: 'Es gibt gute Gründe für die Annahme, daß die semantischen Merkmale in einer angemessenen Beschreibung einer natürlichen Sprache nicht Eigenschaften der uns umgebenden Welt im weitesten Sinne repräsentieren, sondern tief verwurzelte, ererbte Eigenschaften des menschlichen Organismus und des apperzeptiven Apparates, Eigenschaften, die die Art und Weise determinieren, in der das Universum begriffen, adaptiert und verarbeitet wird.' (Dabei beruft sich Bierwisch auf Postal) ... 'Es sei darauf hingewiesen, daß die Vorstellung von angeborenen Grundelementen der semantischen Struktur nicht eine biologische Determinierung der Begriffe oder Bedeutungen innerhalb einer gegebenen Sprache, sondern nur ihrer elementaren Komponenten impliziert. Diese Komponenten können in verschiedenen Sprachen ziemlich frei und unterschiedlich kombiniert werden. Es ist immer möglich, beim Erlernen einer neuen Sprache und auch innerhalb einer Sprache neue Begriffe aufzunehmen. Aber die Aneignung eines neuen Begriffs ist nichts anderes als die Erfassung einer neuen Konfiguration potentiell bekannter Grundelemente. Weiterhin bedeutet die Universalität semantischer Merkmale nicht, daß die Gesamtheit aller Merkmale zur Struktur jeder einzelnen Sprache gehört, sondern nur, daß einem Merkmal, wenn es in einer bestimmten Sprache auftaucht, eine allgemeine Interpretation entspricht. Wenn diese Auffassung annehmbar ist ..., dann ist die Universalität semantischer Merkmale kein Zufall in der Theorie, sondern ein konstituierendes Faktum der menschlichen Sprache, der Fähigkeit, die de Saussure *langage* genannt hat' (S. 272 f.). Im Ergebnis der Untersuchung wird dann noch präziser festgestellt: 1) Die Grundelemente, die für semantische Beschreibungen angemessen sind, brauchen nicht einfachen Strukturen der Außenwelt zu entsprechen. 2) 'Die semantischen Elementareinheiten sind keine isolierten Erscheinungen', sondern 'Elemente zusammenhängender Strukturen wie Normativität, Räumlichkeit, Vertikalität usw.' —.

3) 'Alle diese Merkmale (und die komplexen Strukturen, für die sie stehen) müssen als Teil der angeborenen Fähigkeit zur Sprache begriffen werden. Man muß daher einem Kind nicht beibringen, was eine Norm ist, wie der Raum strukturiert ist, etc.; all das ist ihm angeboren und entfaltet sich spontan; beibringen muß man ihm nur, auf welche Weise und in welchen Kombinationen diese Strukturen ausgedrückt werden. Das scheint mir die einzige mögliche Basis, auf der man erklären kann, wieso ein Kind die ganze komplexe semantische Struktur seiner Sprache schon längst erfaßt hat, ehe es auch nur die Grundbegriffe der Physik, der Geometrie etc. kennen lernt.' – 4) 'Die Kombination der Grundelemente zu den Bedeutungen der Einzelsprachen geht nach allgemeinen Kombinationsprinzipien vor sich. Diese Prinzipien sind, wie unsere Analyse gezeigt hat, durchaus nicht trivial. Auch sie müssen Teile der ererbten Sprachfähigkeit sein; sie kommen zwar im Verlauf der Spracherlernung zum Vorschein, werden jedoch nicht erlernt. Wie die endgültige exakte Formulierung dieser Prinzipien aussehen wird, muß offenbleiben. Aber daß die Komplexität der Bedeutungen in natürlichen Sprachen nicht durch unstrukturierte Merkmalmengen repräsentiert werden kann, haben wir gezeigt.' (S. 316 f.).

Es kann nicht beabsichtigt werden, in eine Diskussion über die hier in gedrängter Kürze skizzierte Gesamtauffassung einzutreten. Eine solche würde von lebhafter Zustimmung bis zu nachhaltigem Widerspruch führen. Zustimmung vor allem zu der Grundposition: 'Es ist bekannt, daß die Gleichsetzung semantischer Merkmale der Sprache mit Objektklassen und Eigenschaften der Welt ... zu erheblichen Schwierigkeiten führt', die dazu zwingen, 'eine radikal andere Position einzunehmen' (S. 272), im Grunde eben die Humboldtsche von der weltgestaltenden Kraft der Sprache. Zweifel und Ablehnung gegenüber der Atomisierung: 'Unter Linguisten herrscht Einhelligkeit darüber, daß die Bedeutungen von Wörtern und Morphemen nicht unanalysierbare Ganzheiten sind, sondern aus kleineren Elementen, den kleinsten Inhaltseinheiten von Hjelmslev oder den semantischen Merkmalen von Fodor und Katz zusammengesetzt sind. Diese Elemente sind die Grundbausteine, die in der systematischen Beschreibung der semantischen Struktur natürlicher Sprachen zu verwenden sind' (S. 270), wobei die Möglichkeit, eine phonologische Beschreibung einer Sprache auf ein universelles Inventar von Grundelementen, die phonologischen Merkmale, zurückzuführen, das Hauptargument bildet. Diese unbewiesene Zusammen-

setzungsthese, die dann schließlich zu den Merkmalsbäumen führt, muß sehr kritisch überprüft werden, wenn man Wahrscheinliches und Unwahrscheinliches trennen soll.

Keiner weiß, wie es in dem Köpfchen des Neugeborenen aussieht; aber daß es die Vorbedingungen für alles das, was sich später entfaltet, umfassen muß, bleibt unwiderlegbar. Daß darunter auch die Anlage zur Sprache sein muß, ist einleuchtend. Was diese umfaßt? Hier beginnen Grundschwierigkeiten, und es ist ebenso notwendig wie begrüßenswert, daß diese unter dem Titel der Sprachfähigkeit bei Chomsky wie bei Bierwisch als wesentliches Gebiet auch der Sprachforschung angesehen werden. Über das, was die Sprachfähigkeit umschließt, und über den Weg, wie sie sich entfaltet, beginnen die Kontroversen. Gleicher Meinung wird man noch in der Annahme sein, daß der junge Mensch vom ersten Lebenstag an mit seiner Sprachfähigkeit arbeitet. Wie das vor sich geht, können wir nur ahnen: sicher nicht in einer dem späteren Sprechen vergleichbaren Weise, aber doch damit übereinstimmend in der Grundform des Einsetzens von sinnlichen Zeichen, um sich in der Lebenswelt auszukennen und mit ihr fertig zu werden. In der Entwicklung dieser mit gesetzten Zeichen vorankommenden Umweltbeherrschung würden wir die Entfaltung der Sprachfähigkeit sehen. Sie braucht keine angeborenen Lautmerkmale (zumaß sie in den Anfängen sicher mehr mit optischen oder taktilen als mit akustischen Merkmalen arbeitet). Braucht sie angeborene inhaltliche Merkmale? Sicher gehen schon diese ersten Ansätze auf Aufmerksamkeits-(Erwartungs-)richtungen zurück, und dafür sind angeborene Anhaltspunkte für Zugriffe unentbehrlich. Ich würde aber nicht wagen, von angeborenen semantischen Universalien zu sprechen; denn weder erschöpfen sich diese in der Hinleitung zu sprachlichen Leistungen noch sind die sprachlichen Ansätze aus der reinen Wirkung solcher Universalien zu erklären. Daß der Mensch sehen kann, daß er seine Erfahrungen mit dem Raum macht usw., geht zweifellos auch in seine sprachliche Eigenentfaltung ein, aber die mit Zeichen zu bewältigende Umwelt hat viel konkretere, interessebetontere Ziele, Objekte, an denen auch das Kleinkind schon seine Sprachkraft üben und vor allem den Erfolg gezielter sprachlicher Aktivität messen kann.

Aber wie sich auch solche sprachliche Aktivität des Kindes in den frühesten Lebensmonaten darstellt, — diese Eigentätigkeit erfährt eine

grundlegende Richtungsänderung zu dem Zeitpunkt, in dem das Kind einer geltenden Muttersprache begegnet. Natürlich nicht auf einen Schlag. Aber in der Spanne zwischen dem ersten Erfahren von Lautungen in der Umgebung als erfolgreichen Hinweisen auf werdende 'Gegenstände' bis zum ersten gesprochenen 'Wort' wird die Erfahrung immer drängender, daß man mit diesen Lautzeichen der Umgebung weiter kommt als auf allen anderen Wegen. Die Zwischenstufen sind allbekannt: Training der Sprechapparatur, gezieltes Hervorbringen von Lautungen, Einfügen in den selbsterarbeiteten Zeichenvorrat, Ausbau von sinnlich-geistigen Sprachzugriffen nach erprobtem Verfahren der in der Umgebung geltenden Muttersprache. Es wäre nicht richtig, von einem Bruch zu sprechen, und der Vorgang des Hineinwachsens in die Muttersprache braucht seine Zeit. Aber der Einschnitt ist klar: durch die Erfahrung belehrt führt das Kind seine vorherigen eigenständigen Sprachansätze über in eine gezielte Sprachaktivität, die getrieben ist von dem Verlangen, möglichst weite Bewegungsmöglichkeit in der geltenden Sprache zu gewinnen: das berühmte Fragealter will ja nicht nur die Lautungen erfragen, sondern auch deren Reichweite erproben. Darüber geht die genuine Sprachleistung immer mehr zurück und das Kind verläßt sich auf die Lenkung durch die nun voll einsetzende Muttersprache bei der Auswertung seiner Erlebnisse für eine umfassende sprachliche Weltgestaltung und -bemeisterung.

Diese ungeheure Ausweitung der sprachlichen Möglichkeiten ist nun nicht nur eine Sache der Quantität, sondern vor allem der Qualität, und hier zeigt sich der Grundgedanke der generativen Spracherklärung auch im Wortschatz als unhaltbar. Was das Kind in der Phase seiner eigenständigen Sprachentfaltung sich erarbeitet hat, muß wohl im Ertrag eingehen in die neue Phase. Aber die Sprachaktivität wird von dem eigenständigen Überführen der bleibenden Ergebnisse des sprachlichen Ausschöpfens von Angeborenem und Erlebnis in das Eigentum des Bewußtseins notgedrungen auf eine wesentlich verschiedene Aufgabe gelenkt: diese Eigentätigkeit weiterzuführen unter der verbindlichen Geltung einer Muttersprache, das heißt einer aus Zehntausenden von Jahren und Millionen von Menschen resultierenden Ausprägung sprachlicher Weltgestaltung. So gewiß beides letztlich in derselben menschlichen Sprachfähigkeit wurzelt, — der Abstand zwischen kindlichen Sprachanfängen und geltender Gemeinschaftssprache ist so ungeheuer, daß er nicht mehr überbrückt werden kann. Sicher nicht

durch eine fortgeführte sprachliche Eigentätigkeit des Kindes: selbst mit angeborenen semantischen Merkmalen im Sinne von Bierwisch kann bei allen Kombinationen, Umgliederungen, Transformationen nichts erreicht werden, was einem sachgemäßen Anschluß an geltende Sprachelemente einer gegenwärtigen Muttersprache entspräche, weder im sinnlichen, noch gar im geistigen Sektor. Eher vorstellbar wäre, daß das Kind von seiner Sprachentfaltung her einen Zipfel der muttersprachlichen Geltungen, im Lautlichen, in weitem Abstand im Geistigen, faßte. Aber dann ist die Umstellung auf die Lernhaltung unentbehrlich: da ist keine Kombination angeborener phonologischer Merkmale im Spiel, sondern nur Nachahmung komplexer Laute, die nicht von der Art der Erzeugung, sondern von der Stimmigkeit des Ergebnisses her gesteuert werden; erst recht ist kein adäquates Erfassen geltender Zugriffe oder gar Ausgriffe von angeborenen semantischen Merkmalen aus im Spiel: den Anfang macht ein sehr unvollkommener Zeichenbezug auf ein Erlebnis, das weitere wird nicht durch Kumulierung semantischer Merkmale erreicht, sondern durch Anstöße der sprachlichen Umgebung, die im Sinne der muttersprachlichen geltenden Zugriffe und gemäß den Bedingungen von deren Gerichtetheit zusammenwirken. Je mehr man es überlegt, umso klarer wird es: für das Kind ist ein von der angeborenen Sprachkapazität ausgehender intuitiver Durchblick bis zu heutigen Geltungen, selbst bei zwischengeschalteten Tiefenstrukturen ebenso unmöglich wie der Sprachforschung der umgekehrte Durchstoß von heutigen Geltungen mit Hilfe von immer weiter auflösenden Transformationen in Tiefenstrukturen, die hinter die geltenden Inhaltsstrukturen einer Gemeinschaftssprache zurückführen. Der systematische Ort für die Ausprägung der für die Spracherlernung relevanten Tatsachen ist eben diese zu erlernende Sprache selbst, und man fragt sich nur, wieso M. Bierwisch diese unumgängliche Bedingung nur halb anerkennt. Für die sinnlich-lautliche Sprachseite kann er nicht anders als mit deren muttersprachlicher Geltung selbstverständlich zu rechnen; aber das alles bleibt Oberflächenstruktur, deren zugehörige innere Struktur überall anders gesucht wird als in eben dieser gleichen Sprache. Daher der Sprung ins Bodenlose zu den unerreichbaren Universalien.

Wenn man diese beiden Varianten des generativen Sprachmodells überlegt und sich fragt, warum sie für die geistige Sprachseite keinen Halt finden vor den eingeborenen Ideen und den semantischen Universalien, so stößt man auf die gleiche Unfähigkeit, mit Erscheinungen der Ge-

meinschaftsform von Geistigem fertigzuwerden. Erstaunlich ist das vor allem, weil die Gemeinschaftsgeltung der Oberflächenstruktur, also letztlich der schon geistig interpretierten sinnlichen Sprachseite so widerspruchslos akzeptiert wird bis in scheinbar geringfügige Unterscheidungen hinein. Die Gründe für das Übersehen oder wohl richtiger die Ablehnung einer entsprechend geltenden inhaltlich-geistigen Sprachseite dürften nach beiden Seiten verschieden sein. Daß das Amerika der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts ein schlechter Nährboden für Einsichten in geistige Geltungen war, kann einen bei dem Vorherrschen von psychologischen und behavioristischen Erklärungsweisen nicht wundern. Verschieden und doch verwandt sind die Gründe, aus denen das Rechnen mit Geistigem im Nachkriegseuropa einer abzulehnenden idealistischen Philosophie zugeschoben wurde. Trotzdem wundert man sich, daß N. Chomsky mit seiner stetigen Vertiefung in die sprachlichen Grundlagen ebenso wie M. Bierwisch mit der immerhin vorhandenen Möglichkeit der Überprüfung anderer Modelle sich auf die Abenteuerfahrt zu den Urquellen der Sprachfähigkeit begaben. Nicht als ob es nicht alle Mühe wert wäre, etwas über die Wurzeln der menschlichen Sprache auszumachen. Aber beide Forscher müssen bei ihren Untersuchungen auf die Unmöglichkeit der Durchführung ihres Ausgangsplanes gestoßen sein. Mit aller Offenheit spricht N. Chomsky in den erwähnten Vorträgen von den Grenzen, die er allenthalben angetroffen hat, und M. Bierwisch muß die Auffindung der semantischen Universalien auf weite Zukunft vertagen. Von unseren Ergebnissen über die geistige Sprachseite aus könnte sich manches Rätsel leichter lösen lassen. Es war schon darauf hinzuweisen, daß N. Chomsky zu den Wurzeln menschlicher Sprache geführt wurde durch sein immer wieder betontes Staunen darüber, mit welcher Vollkommenheit das Kind die Sprache handhabt, lange bevor es die inner- oder außersprachlichen Bedingungen seines Verfahrens durchschauen kann; es mußten ausreichende Prädispositionen im Kinde angenommen werden, die bei der ersten Berührung mit der Muttersprache global aktiviert werden, und von daher erwachsen die unendlichen Mühen der generativen und transformationellen Grammatik. Für Anfang und Ende dieser weiten Wege und Umwege bieten sich nun doch gangbarere Strecken an. Den Zugang hat neuerdings N. Chomsky selbst erleichtert durch seine schon herangezogene Erkenntnis: 'Ich habe den Spracherwerb bisher von der offenkundig falschen Annahme aus erörtert, daß es sich hier um einen Prozeß handelt,

der sich auf einen Schlag vollzieht. Es gibt viele interessante Fragen, die sich dann ergeben, wenn wir in Betracht ziehen, wie sich der Prozeß in der Zeit erstreckt.' Die 'interessanteste' Frage ist dabei zweifellos, ob die für den Spracherwerb anzusetzende Zeit ausreicht, um die volle Verbindung zwischen der kindlichen Sprachfähigkeit und der geistigen Seite der zu erlernenden Sprache herzustellen. Zweifellos tut sie das, denn der Gehalt des Spracherwerbs erfüllt sich erst, wenn das Kind zum Mitvollzug der muttersprachlich geltenden geistigen Weltgestaltung gelangt. Diese muß man aber erst gesehen haben, wenn man sie sinnvoll in eine Sprachtheorie einbauen soll. — Von der andern Seite aus öffnet die energetische Sprachbetrachtung einen methodisch gesicherten Zugang zu dem, was als *Tiefenstruktur* gesucht wird. Wenn die generative Grammatik von dem, was sie *Oberflächenstruktur* nennt, zu den sich darunter abspielenden geistigen Prozessen und Transformationen kommen will, so ist ihr voll zuzustimmen. Nur muß sie zuerst die geistige Struktur der Sprache, die sie aufhellen will, von der richtigen Seite aus gefaßt haben. Dazu gehört dreierlei:

- 1) daß jeder gesprochene Satz letztlich auf eine Realisierung eines in der Muttersprache geltenden Satzbauplanes zurückgeht;
- 2) daß ein solcher Satzbauplan eine sinnlich-geistige Ganzheit ist, die für die Angehörigen einer Sprachgemeinschaft eine geistige Situation verfügbar macht, in der sie ihre jeweiligen Erlebnisse in einer verständlichen Weise geistig ausformen können;
- 3) daß diese geltenden geistigen Situationen mit der Spracherlernung jedem Neuling als die 'natürlichen' Schauplätze seines geistigen Verfahrens eingeprägt werden (vgl. Kap. IV). Rechnet man diese geltenden geistigen Satzzugriffe ein, so bekommt die Suche nach Tiefenstruktur Richtung und Ziel. Vieles von dem, was die generative Grammatik zu erreichen hofft, kann man beim richtigen Namen nennen. Daß sie sich mit einer formalen Analyse der Oberflächenstruktur nicht zufrieden geben will, entspricht völlig dem Grundgedanken der inhaltbezogenen Grammatik, daß die sinnlich-geistigen Ganzheiten der Sprache bei aller Enge der Verbundenheit doch jeweils in eigenständigen Forschungsgängen untersucht werden müssen. Aber während bei formaler Analyse sehr rasch der Gedanke der Summierung von Teilen auftaucht (Teilphrasen usw.), muß zwar die Spannung zwischen Gestalt und Inhalt im Sinne einer Überwindung des gestaltbezogenen Modells gegenwärtig sein, sie darf aber nicht zu einer Zerstückelung des geltenden In-

halts führen. Wie ein solcher geltender Inhalt eines Bauplans festgestellt werden kann, läßt sich methodisch ausreichend sichern. Wer die Befragung von kompetenten Sprachangehörigen in den Vordergrund stellt, darf darüber nicht vergessen, daß diese Gewährsleute nicht aus eigener Vollmacht, aus der Tiefe der womöglich angeborenen Fähigkeit, schöpfen, sondern daß sie unreflektiert in diese geltende muttersprachliche Geisteswelt hineingewachsen sind und daß das Beste, was man aus ihnen herausholen kann, die individuelle Realisierung des geltenden Gemeingutes ist. Aber darauf kommt es ja auch für die generative Grammatik im Grunde an, und was der Gewährsmann liefern soll, ist eine möglichst spontane, unvoreingenommene Auskunft über das, was seinem Sprachgefühl, d.h. dem unreflektierten Haben nach in der geltenden Sprache möglich ist. Die Grundlage für ein solches Urteil ergibt sich im Laufe des natürlichen Sprachgewinns. Gewiß sind dazu ungezählte Begegnungen mit der Muttersprache in ihrer Verwirklichung in anderen Sprachteilhabern nötig. Aber normalerweise wird ein solches 'Haben' mit erstaunlicher Sicherheit erreicht. So 'beherrscht' schon ein Zwölfjähriger die muttersprachliche geistige Situation des öfters herangezogenen zugewandten Betätigungssatzes (*er klopfte seinem Freunde auf die Schulter*) so fest, daß ihn eine unangemessene Realisierung wie *die Sonne schien dem Hause auf das Dach* zum Lachen reizt. Hier ist sicher nichts Angeborenes oder Durchschautes im Spiel, weder im Aneignen, noch in der Auswertung dieses Satzplanes; das Entscheidende ist seine Geltung in der deutschen Sprache, und in der Bereitstellung dieser geistigen Situation zeigt sich die der Oberflächenstruktur zugeordnete Tiefenstruktur. Wenn diese Stufe erreicht ist, kann man mit größerer Aussicht nach weiteren Analysen suchen, so wie auch die Probleme der Sprachfähigkeit durchaus im Gesichtsfeld bleiben können.

Übersprachliche Bezugssysteme

Die ungeheure Kluft, die die heute anzutreffenden muttersprachlichen Inhalte von etwaigen angeborenen allgemeinmenschlichen semantischen Universalien trennt und deren Überbrückung durch noch so viele Kombinationen und Transformationen als unrealisierbar erscheint, läßt noch einmal die Möglichkeiten eines in gewissem Sinne vergleichbaren älteren Gedankens überdenken. In den Plänen einer vergleichenden Sprachfor-

schung erscheint sei je auch die Absicht, gewisse Unterprobleme durch möglichst viele Sprachen hindurch zu verfolgen, nicht nur, um ein Bild von der Mannigfaltigkeit sprachlicher Verfahrensweisen zu gewinnen, sondern auch eine Übersicht, in welche Richtungen die Sprache insgesamt sich entfaltet. Es handelt sich also um eine Art universaler Sprachbetrachtung, der es aber nicht um wenige universale Merkmale in der Begründung der jeweils angetroffenen Realisierungen geht, sondern gerade um die Fülle der Variationen, in denen Sprache sich darbietet. In diesem Verfahren sind gewisse Folgerungen angelegt. Die interessanteste wäre das Aufstellen von Bezugstabellen, die das einzelsprachliche Vorgehen vor dem Hintergrund dieser Gesamtheit von eingeschlagenen Verfahrensweisen vorstellte. Mit einem entsprechend weiten Ausbau könnte man empirisch an die Gesamtheit der realisierten Möglichkeiten herankommen und einen Schluß wagen auf etwa in der menschlichen Sprachfähigkeit angelegte Entfaltungsrichtungen. Das wäre also eine universale Sprachforschung, die von den Erscheinungsformen aus an die Grundlagen heranzukommen suchte. Es gibt einige Beispiele, die vom Material aus einigermaßen vorbereitet wären. Weltweite Untersuchungen liegen vor für die Zahlwörter, die Verwandtschaftswörter, die Farbwörter; ausgiebig untersucht sind die Klassifikationssysteme für Substantive, einige Züge aus den Formen- (weniger Denk-)kreisen der Wortarten; Gesichtspunkte verwandter Art dürften auch einer Untersuchung wie der von L. Hjelmslev über die Kasus zugrundeliegen. Allerdings zeigt sich doch bald, daß die Auswertbarkeit für Probleme der genannten Art sowohl von dem Gewinnen der Daten wie von der Beurteilung ihrer Tragweite aus ziemlich beschränkt ist. Sie werden eher in die Richtung der Glossematik geführt, in der L. Hjelmslev zwar die Einbeziehung der geistigen Seite in die Sprachforschung (entsprechend der Forderung F. de Saussures) wesentlich gefördert hat; die von ihm eingeführten Glosseme wurden allerdings rasch mit der Hypothek belastet, daß sie als kleinste geistige Spracheinheiten doch noch in semantische Merkmale zerlegbar sein sollen. Hier beginnt der Weg zu den semantischen Universalien: sowie man muttersprachliche Zugriffe nicht mehr als einmalige Ganzheiten, sondern als Kombinationen von erdachten Elementen nimmt, kommt man aus dem Bereich der angemessenen Bestandsaufnahme in den der Willkür und Spekulation.

Außersprachliche Geistigkeit

Mit einem kurzen Wort sei schließlich auf das Verhältnis außersprachlicher Geistigkeit zu der geistigen Sprachseite hingewiesen. Um zu angemessenen Problemstellungen zu kommen, müssen wir uns dabei an den Begriff der *Geistigkeit* halten, den wir als auf sprachliche Verhältnisse zutreffend erarbeitet hatten. In erster Linie handelt es sich dabei um den geistigen Gehalt anderer Kulturschöpfungen des Menschen. Es ist anzunehmen, daß auch dabei die Ausprägung von Geistigem in der Sprache nicht beziehungslos beiseite bleibt; vielmehr sind wechselseitige Wirkungen das Naturgegebene. Um nicht in uferlose Probleme zu geraten, soll nur die Frage herausgenommen werden, ob und wie die geistige Sprachseite getroffen werden kann durch die Auswirkungen außersprachlicher Geistigkeit. In erster Linie müßte man mit solchen Ausstrahlungen rechnen von Seiten der Wissenschaft, der Religion, der Kunst. Und zwar müßte man noch einmal unterscheiden zwischen den primären Formen, in denen diese Bereiche als solche gewortet werden, und den mittelbaren Formen, in denen Ergebnisse wissenschaftlichen oder religiösen oder künstlerischen Denkens Eingang in die Möglichkeiten sprachlichen Verfahrens suchen. Hier könnten dann 'Ideen' außersprachlicher Herkunft im sprachlichen Bereich auftauchen. Nur zu den letzteren wäre in aller Kürze folgendes zu sagen:

Wissenschaftliche Ergebnisse haben naturgemäß die größte Affinität zu sprachlicher Geistigkeit. Da Sprache und Wissenschaft in ihren Wurzeln vielfach verschlungen sind (ohne daß sie durcheinandergeworfen werden dürften), so treten Ergebnisse der Wissenschaft durchweg schon in sprachlicher Fassung auf. Ihre Aufnahme in die Sprache erscheint deshalb leicht möglich. Jedoch muß der Unterschied in der Begründung und Umschreibung ihrer Geltung stets bewußt bleiben. Insbesondere im Bereich wissenschaftlicher Fachausdrücke bleibt die Zuständigkeit für die geistige Seite bei der Wissenschaft. Die Gedanken der unreflektierten Geltung, der Gerichtetheit durch innersprachliche Bedingungen (Feld, Wortstand usw.), müssen zurücktreten gegenüber Kriterien wissenschaftlicher Bestimmtheit vor allem durch Definition. Daß diese Trennung nicht immer scharf und dauerhaft durchzuführen ist, zeigt sich in mancher Annäherung wissenschaftlicher Begriffe an gemeinsprachliche Verhältnisse, die dann zu einer Überführung mit zunehmender Wirkung sprachlicher Bestimmtheit führen kann.

Wesentlich entfernter bleibt die religiöse 'Begrifflichkeit'. Wir würden die religiösen Kräfte des Menschen als in der Wurzel von seinen sprachlichen Kräften getrennt ansehen. Es bleibt aber trotzdem vielerlei Wechselbeziehung. An dieser Stelle ist vor allem wichtig, daß die Religion, insbesondere wo sie als Gemeinschaftsform auftritt, nicht ohne Sprache auskommt. Das führt dann im Kern zu einer religiösen Sondersprache, die nun auch die eigenständigen Gehalte des Religiösen sprachlich zu fassen sucht. Zu den vorwiegend sprachlich bedingten Zugriffen, mit denen eine Muttersprache von sich aus den religiösen Bereich angeht, kommen also die vorwiegend religiös gelenkten Zugriffe, die den Gehalt einer anders begründeten Geistigkeit ins sprachlich Verständliche überzuführen suchen. Man sieht leicht, welche Probleme sich bei diesen letzteren Sprachmitteln ergeben, ebenso für eine adäquate Fassung der religiösen Erfahrungen wie für eine sachgemäße Tradition solcher Wortungen in einer Sprachgemeinschaft.

Von den Formen der Kunst ist es vor allem die Wortkunst, die Dichtung, die die stärksten sprachlichen Impulse mit sich bringt. Hier zeigt sich auch auf der geistigen Sprachseite eine reiche Wechselwirkung. Im Dichter, der im Zentrum dieser Begegnung von Sprache und Kunst steht, treffen sich die beiden Extreme: einerseits das bedrückende Gefühl, daß die Sprache oft als unzulänglich erscheint, um den dichterischen Visionen nachzukommen, andererseits die befreiende Erfahrung von der sprachschöpferischen Kraft, die sich im Ringen mit dem Verfügbaren entfaltet. Dabei gehört es auch weithin zum Amt des Dichters, angelegte Möglichkeiten der Sprache zum Leben zu wecken. Insgesamt ist der künstlerische Einschlag eine Quelle steter Erneuerung für die Sprache, in dem Ausschöpfen angelegter Möglichkeiten, in der Wiederbelebung und Stärkung der in die Sprachmittel hineingelegten Kraft geistiger Weltgestaltung, in dem Anbahnen noch ungewohnter geistiger Wege. Allerdings kann sich die künstlerische Schöpfungskraft nicht anders manifestieren als im dichterischen Wort.

Keine muttersprachliche Geistigkeit ohne geltende Zeichen

Es ist eine ziemlich disparate Gruppe von Überlegungen, die wir hier mehr anschnitten als vorführten. Zusammengehalten sind sie durch die

Frage, ob sie Wege aufweisen können, auf denen muttersprachliche Geistigkeit gefaßt werden kann, ohne daß man die Rolle mitspielender Sprachgestalten ausdrücklich einbezieht. Allerdings war es dabei auch notwendig, gewissen Ausweichformen nachzugehen, in denen sich legitime Sprachinhalte, die allzu weit von ihren tragenden Gestalten getrennt werden, als Scheinprobleme darbieten. Es zeigte sich, daß für all diese Probleme sich bessere Lösungen finden, wenn man das Grundprinzip der sprachlichen Ganzheit, die konstitutive Zusammengehörigkeit von sinnlicher Gestalt und geprägter Geistigkeit, durchhält und vor allem in der Gemeinschaftsform der Sprache anerkennt: daß der unbestrittenen muttersprachlichen Geltung von Sprachgestalten eine ebenso unbestreitbare muttersprachliche Geltung von Sprachinhalten, letztlich geistigen Zu- und Ausgriffen, entspricht.

Was an scheinbaren Gegenbeispielen bleibt, soll gewiß auf seine tatsächliche Beweiskraft geprüft werden. Die Ablehnung von psychologischen Erklärungen für muttersprachliche Geltungen soll die individuellen Möglichkeiten im sprachlichen Bereich nicht abstreiten; wohl aber müssen sie auf ihren Charakter und ihre Tragweite hin geprüft werden. Der Einzelne ist ein sprachfähiges Wesen mit grundsätzlich eigenen Möglichkeiten. So sehr nun diese in muttersprachliche Entfaltungsformen überführt werden, so bleibt ihr latentes Wirken zu beachten. Für seinen 'Privatgebrauch' kann er persönliche Wege einschlagen, allerdings nur am Rande der muttersprachlichen Prägungen (dazu würden etwa mit optischen Merkmalen festgehaltene Situationen von besonderem Eigenwert o.ä. gehören; auch eigenständige Setzung akustischer Zeichen ist ihm durchaus zuzugestehen). Daß solche Verläufe allerdings vor allem inhaltlich unter ganz anderen Bedingungen stehen als die eigenständigen Ansätze der frühesten Kindheit, braucht nicht besonders betont zu werden. Dazu werden sie normalerweise nicht über die individuelle Sphäre hinauswachsen, also keine muttersprachliche Bedeutung gewinnen. Grenzfälle ergeben sich dort, wo ein Einzelner Möglichkeiten realisiert, die in der Muttersprache gestalthaft und inhaltlich angelegt sind. Das Ernten solcher reifer Früchte gehört zum Amt der Sprachmächtigen auf allen Gebieten, wobei man streiten kann, wie weit er als Einzelner handelt und wie weit als Erster. Denn alle solche Tätigkeit steht unter der Bedingung, daß sie auch in ausreichendem Umfang in der Sprachgemeinschaft aufgenommen werden muß, wenn

sie nicht Episode bleiben soll. — Es ist gewiß aufschlußreich, alle individuellen sprachlichen Aktivitäten im Lichte unserer Ergebnisse zu prüfen. Aber als Quelle muttersprachfreier Geistigkeit, die nachträglich der Muttersprache einverleibt würde, tritt das Individuum ganz zurück.

Noch eine Tatsache ist zu erwähnen, die oft zu Verwirrungen über die Herkunft von Sprachinhalten führt. Aus der Zeit, die noch Wort und Lautgestalt verwechselte (und es weithin bis zum heutigen Tag verwechselt), stammt die Meinung, daß man aus der Sprache herauskäme, wenn man die Voll-lautungen durch andere Zeichen, etwa logische oder mathematische oder naturwissenschaftliche Formeln ersetzte. Was darüber auf der geistigen Sprachseite passierte, machte weniger Sorge, zumal man von den 'Bedeutungen' nur sehr mangelhafte Vorstellungen hatte. Jedenfalls wurde das Rechnen mit Ideen unbestimmter Herkunft dadurch wesentlich erleichtert. Hier muß man nun unterscheiden. Der Austausch von Sprachgestalten kann recht verschiedene Tragweite haben. Wenn die akustischen Lautzeichen fortgeführt werden in optische Schriftzeichen, so ist das zwar nicht gleichgültig, aber es wirkt sich nur selten für den Inhalt eines Wortes aus. Wenn ich eine Formel wähle, die lediglich als Abkürzung gedacht ist, so braucht das nicht größere Tragweite zu haben. Ist es aber eine Formel der Wissenschaftssprache, so ist zu prüfen, ob dabei eine Verlagerung nach der wissenschaftlichen Fachsprache hin eintritt. Man muß aber vermeiden, sich durch einen bloßen Formelwechsel irreführen zu lassen. Das gilt auch für die Sprachwissenschaft selbst. Manche der formalisierenden Strömungen bieten durchaus nicht die Gewähr, daß ihre Denkmittel nun um soviel wissenschaftlicher geworden seien. Jedenfalls muß man prüfen, ob unter dem neuen Schein der alte Gehalt nicht doch vielleicht noch weiterlebt oder gar noch unkontrollierbarer geworden ist. Aber auch die alltagssprachlichen 'Ideen' unterliegen nicht einer so leichten Beeinflußbarkeit, daß sie mit einem neuen Namen einfach ausgewechselt werden könnten mit Ideen unbekannter Herkunft.

Schließlich ist die Warnung zu wiederholen, wissenschaftliche Manipulationen mit Sprachwirklichkeit zu verwechseln. Seit die strukturalistischen und generativen Strömungen sich auch auf die inhaltliche Seite der Sprache besonnen haben, ist es Mode geworden, auch im semantischen Bereich mit Methoden zu arbeiten, die aus der Zergliederung der gestalthaften Sprachseite erwachsen sind. Wir hatten es bereits als unzu-

lässig bezeichnet, daß man mit wechselnden Summierungen und Transformationen einiger semantischer Universalien geltende muttersprachliche Ganzheiten zu analysieren sucht. Dem wäre nun hinzuzufügen, daß solche Elementarteile und die auf ihnen aufbauenden Wort- und Satzstammbäume nicht den Anspruch erheben können, als Teilstücke im Aufbau des Ideenschatzes anerkannt zu werden. Ganz gleichgültig, wie der wissenschaftliche Aufschlußwert solcher angesetzter Vor- und Zwischenstufen zu beurteilen ist, — in die Übersicht über die Bestandteile einer bestehenden Sprache können nur die Elemente eingehen, die als Ganzheiten aus muttersprachlich geltenden Gestalten und muttersprachlich geltenden Zugriffen aufgewiesen werden können.

VI. DIE GEISTIGE SPRACHSEITE IN DER COMPUTERLINGUISTIK

Unser Untersuchungsgang hat fünf Modelle aufgezeigt, mit denen sich die methodische Annäherung an die Probleme der geistigen Sprachseite in eine übergreifende Ordnung bringen läßt. Wir haben dabei von Anfang an mehr an eine Bestandsaufnahme der faktischen Versuche gedacht, die weniger als chronologische oder systematische Ordnung angelegt war. Wenn sich nun auch gewisse Entwicklungstendenzen nicht verkennen ließen und vor allem die einzelnen Modelle jeweils durch grundsätzliche Einsichten in das Wesen der Sprache voneinander abgehoben wurden, so kann man aus dem Forschungsgang selbst nur in eingeschränkterem Sinne eine Art Stufenfolge entnehmen. Nicht nur in Laien-, sondern auch in Forscherkreisen ist die Notwendigkeit, auf gewisse systematische Grenzen zu achten, nicht so gegenwärtig, daß dabei Sprünge und Kurzschlüsse im Vorgehen vermieden würden. Das zeigte sich besonders deutlich, als auch für die Sprachforschung ein maschinelles Verfahren eine zunehmende Bedeutung gewann, das auf fast allen Lebensgebieten zu einschneidenden Folgen führt: die elektronische Datenverarbeitung. Wenn es auch noch zu früh ist, über deren mögliche Bedeutung für die Sprachforschung ein abgewogenes Urteil abzugeben, so lassen sich doch einige Konsequenzen für die Erforschung der geistigen Sprachseite abschätzen.

Computerlinguistik und maschinelle Übersetzung

Die Ansätze lassen sich seit etwa 1940 verfolgen. Damals kündigten sich im Zusammenhang mit den herkömmlichen Rechenmaschinen drei wesentliche Änderungen an: ein technischer Ausbau, der die Geschwindigkeit der maschinellen Operationen um ein Vielfaches steigerte; ein sachlicher Fortschritt, der über Rechenaufgaben hinaus den Computer als Sammler, als Speicherer für Informationen verschiedenster Art ausbaute, und ein Wandel der Einschätzung, der im Sinne der Kybernetik diese beiden Fortschritte bis zu einer Nachahmung menschlicher Denkprozesse auch über die Mathematik hinaus zu stei-

gern hoffte. Für solche nicht-numerischen (außer-mathematischen) Aufgabenbereiche boten sich die Tatbestände der Sprache von selbst an, und die Ausnutzung des Computer-Rechners als Computer-Speicherer stellte sich rasch ein: Computer-Wörterbücher verschiedener Art mußten erreichbar sein; das war eine legitime Aufgabe, die auf lange Sicht Techniker und Sprachforscher zusammenführen mußte. Aber dabei blieb es nicht. Lange bevor eines der Computer-Wörterbücher fertig sein konnte, führten Anstöße aus der Technik und Kybernetik im Zusammentreffen mit bestimmten Zeitbedürfnissen zur Konzeption einer utopischen sprachlichen Computer-Aufgabe: die erstaunlichen technischen Entwicklungen, die kybernetischen Anschauungen von der Möglichkeit, menschliche Denkprozesse maschinell nachzuahmen, der übermäßige Bedarf an sprachlichen Arbeitern im Übersetzungswesen, namentlich im 'Kalten Krieg', und die damit zusammenhängende Verfügbarkeit von Geldmitteln sonst ungeahnter Höhe für sprachliche Arbeiten wirkten zusammen an der Idee einer aus dem Computer zu entwickelnden Übersetzungsmaschine. Damit war unerwartet und viel zu früh in erste Anfänge hinein eine Aufgabe geworfen, die die allergrößten Anforderungen an die Erkenntnis und Auswertung der geistigen Sprachseite stellt. Da die ungeheueren Geldmittel nur für diese spezielle und kurzfristige Aufgabe verfügbar waren, gerieten diese Ansätze in eine Überstürzung und Verkehrung hinein, die von Anfang an ein Scheitern befürchten lassen mußte: nicht nur eine Störung eines bei jedem Schritt sorgsam zu überlegenden Forschungsganges war zu erwarten, sondern das Hineintragen von heterogenen Gesichtspunkten technischen Ursprungs (sprachliche Geistigkeit sollte dem binären Grundgesetz der Rechenmaschine gefügig gemacht werden) mußte die gesamte Sprachforschung in eine sich immer noch steigernde Krise stürzen.

Die damit in die Entwicklung hineingetragene Spannung zwischen einer durch den Gegenstand selbst nahegelegten Annäherung an eine Computerlinguistik und einer forcierten Vorwegnahme einer der spätesten möglichen Auswertungsformen hat sich bis heute nicht ausgeglichen. Das trifft vor allem die geistige Sprachseite. Eine seit je zu kurz gekommene Betrachtungsweise, in der *meaning*-fernen Forschung des Ursprungslandes der Computerlinguistik erst recht zurückgestellt, wird von den Computer-Technikern naiv vorausgesetzt, wobei dann

unerschöpfliche Geldmittel die angetroffenen Lücken überstürzt ausfüllen sollten und an vielen Stellen gehäuft mehr zur Förderung von Tageseinfällen als zu stetiger Wissenschaftlichkeit führten. Es bedurfte nicht erst des Fiaskos der meisten dieser Übersetzungsunternehmungen um zu beweisen, daß dahinter völlig unzureichende Vorstellungen von der geistigen Sprachseite standen. Da außerdem auch bei ernst zunehmenden Versuchen ein die unbestreitbaren Schwierigkeiten nutzlos steigerndes esoterisches Verfahren üblich ist, ist es auch heute noch kaum möglich, sicher vorhandene fruchtbare Ansätze zusammenzuführen, und es besteht die Gefahr, daß die auch von ernsthaften Sprachforschern auf diese Probleme verwandte Arbeit ertraglos bleibt. Wo ist die Stelle, an der die legitime Computerlinguistik sich verbinden kann mit den legitimen Sprachproblemen, die sich auch bei fachfremden Bemühungen einstellen? Nicht zuletzt sind die zusätzlichen Operationen, die neben der eigentlichen Übersetzungsproblematik Teilaspekte zu lösen suchen (maschinelle Spracherkennung, Präzisierung syntaktischer Befunde usw.) oft auf Probleme gestoßen, die bei den engeren Verhältnissen traditioneller Forschung noch lange unbeachtet geblieben wären. Eigene Beachtung erfordern auch sekundäre Wirkungsweisen, die weiterbestehen bei Forschungsrichtungen, die einmal stärker durch Computerbedingungen beeinflußt waren (etwa dichotomes Verfahren) und diese Einflüsse nicht mehr eliminieren können, auch wenn die maschinelle Verarbeitung als Ziel zurückgetreten ist.

Erreichbare Ziele

Angesichts der aus solchen Bedingungen herzuleitenden gleichzeitigen Hypertrophie und Zersplitterung kann an dieser Stelle nur ein ganz bescheidenes Ziel verfolgt werden: das Schicksal der geistigen Sprachseite in einer so diffusen Forschung. Wird sie in sachgemäßer Weise erforscht unter der Vorherrschaft eines Instrumentes, das seiner Natur nach nur gestaltbezogen eingesetzt werden kann und das technisch ausschließlich ein dichotomes Verfahren zuläßt? Wie weit sind die beteiligten Sprachforscher, wie weit die unentbehrlichen Techniker mit den Problemen der geistigen Sprachseite vertraut genug, um an geeigneter Stelle Anhaltspunkte zu schaffen? Ist es denkbar, daß die in den fünf ange-

troffenen Modellen wirksamen Gesichtspunkte ohne Verzerrung computergerecht aktiviert werden können? Und nicht zuletzt: wird die sehr ungleichmäßige Zugänglichkeit der sinnlichen und der geistigen Sprachseite nicht zwangsläufig dazu führen, daß Gestaltbedingungen dominieren? Und am gefährlichsten: Werden die Bedingungen der Maschine nicht dazu führen, daß für das Geistige Ersatzzugänge ausgedacht und einkonstruiert werden, die unter den Gesamtbedingungen des Computerwesens kaum mehr zu rektifizieren oder gar zu eliminieren sein werden? Diese sehr begründeten Sorgen kann der 'traditionelle' Sprachforscher nur überprüfen, wenn er aus naher Fühlung mit Versuchen der Computerlinguistik die Stellen des Auftauchens und der Behandlung solcher Probleme, die seinem Urteil zugänglich sind, durchgeht.

W o r t s c h a t z

Am ehesten zu durchschauen sind die Wirkungen, die der Computer als Speicherer des Wortschatzes entfaltet; hier kommen auch primäre sprachwissenschaftliche Anliegen zur Geltung. Es ist nicht nötig, von dem ungeheueren Aufschwung zu sprechen, den alle auf die Sammlung von Belegen angewiesenen Unternehmungen erfahren haben. Gespeicherte Wortindizes jeder Größenordnung machen keine Schwierigkeiten: vollständige 'Verzettelung' einzelner Schriftwerke, einzelner Autoren (in Bonn früh gefördert etwa der Kant-Index), bis hin zu Thesaurus-Unternehmungen, denen nach Weite und Tiefe keine anderen Grenzen gesetzt sind als die Zahl und Qualität der Mitarbeiter (am weitesten gefördert für das Französische, auch für frühere Jahrhunderte; mehr im Anfangsstadium die Sammlungen des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim, denen es zunächst mehr auf einen repräsentativen Querschnitt für die Gegenwartssprache ankommt). Gegenüber dem jahrzehntelangen Zettelsammeln früherer Zeiten sind einige Vorteile unverkennbar, auch im Hinblick auf die inhaltliche Sprachseite, für die eine lückenlose Belegsammlung vielfach dienlich ist; schon die reinen Belegsammlungen haben den Vorzug, daß sie bei jedem Stand der Arbeit auswertbar sind, daß ihre Erstellung von verschiedenen Arbeitsplätzen aus viel leichter ist; daß sie bald auch von jedem Interessenten angezapft werden können ohne die Beschränkungen des gedruckten Wörterbuches. Allerdings machen sich

auch die Schranken des Rohmaterials schon verstärkt bemerkbar. Das Speichern wird rascher vor sich gehen als die Verarbeitung. Vielfach wird das, was früher der erfahrene Wörterbuchbearbeiter vorwegnahm, nun auf jeden einzelnen Benutzer zukommen (selbst wenn bereits bei der Speicherung einzelne allgemeine Gesichtspunkte eingearbeitet sind). Vor allem ist, wie bei allen uferlosen Informationsmengen des Computers, zu befürchten, daß die Überschüttung mit Belegen auch den vorhandenen Willen zur genaueren Sichtung bald lähmt. Den Schaden nimmt dabei die 'Bedeutungs'seite.

Diese 'Bedeutungs'seite der Sprachelemente ist sowieso das Schmerzenskind der Computerlinguistik. Bei den Wortbedeutungen, um die es vor allem geht, kommt dreierlei zusammen. Für die amerikanische Forschung Bloomfieldscher Richtung, die die Anfangszeiten der Computerlinguistik beherrschte, waren die Tatsachen der Wortbedeutung sowieso schon ausgeschlossen, weil sie theoretisch und praktisch als für exakte Methoden unzugänglich galten. Dies umso mehr, als der Computer eine extrem gestaltverhaftete Maschine ist. Dazu kommt, daß die Ausgangsbeobachtungen über die geistige Seite eines Wortes bereits mehrfach umgedacht werden müssen, bevor sie sich zu einer ersten Auskunft eignen. So kommt es, daß die Wortsemantik in der Computerlinguistik am weitesten zurückgeblieben ist.

Man kann sich das veranschaulichen an der maschinellen Auswertung der vorliegenden Wörterbücher, die ja noch lange gegenüber den gespeicherten Rohbelegen die gegebenen Ansatzpunkte für systematische Arbeiten bleiben werden. Sehen wir von rein statistischen oder gestalthaften Problemen ab, so beginnt ein Computerwörterbuch mit einer Reihe von positiven Möglichkeiten. Alles, was an der Gestalt der Stichwörter abgelesen werden kann, wird in neuer Weise verfügbar, wenn es eine Eintragung in eine Lochkarte begründet. Das sind nicht nur die üblichen Angaben über Wortarten mit ihren Formenkreisen, über flexivische Eigentümlichkeiten usw., sondern auch Beobachtungen über Wortbildung, über Ableitungsklassen, über die Auswertung stammhafter Elemente u.ä. Es gibt einen in Bonn durch G. Kandler schon früh inaugurierten Wortschatz nach Bauelementen, der bei beschränkten Mitteln durch überlegte Auswertung der achtzig Stellen einer Lochkarte unerwartete Zusammenordnungen blitzschnell ermöglicht. Vor allem ist Wert gelegt auf die Auffindbarkeit der in der deutschen Sprache überhaupt vorkom-

menden Bauelemente (stammhafter, suffixaler usw. Art), ihrer Ausnutzung im Gesamtwortschatz, ihrer Gruppenzusammenordnung usw. Das Ausschöpfen dieser Befunde für die Beurteilung der Zusammenhänge im deutschen Wortschatz, die Tragweite der einzelnen stammhaften oder suffixalen Bauelemente, führt zu vielen wichtigen Folgerungen, die durch unmittelbare Prüfung an vergleichbar aufgeschlüsseltem Material nicht nur für die sinnliche, sondern auch für die geistige Sprachseite wichtig sind (G. Kandler, Deutsche Universitätszeitung, 1969). Daß eine solche Ausarbeitung auf elektronischer Grundlage ein idealer Ausgangspunkt für die Wortbildungslehre ist, kann man sich leicht ausmalen: nicht nur unmittelbare Verfügbarkeit des Gesamtbestandes sämtlicher Ableitungstypen (auch aus versteckten Stellen), sondern Heranführen an die inhaltlichen Bedingungen, die Feststellung von Nischen, unmittelbares Weiterführen zu entsprechenden Nischen anderer Ableitungstypen mit anschließender Beurteilung von Wortständen. Auch die Lebenskraft und mögliche Produktivität kann von der formalen wie von der inhaltlichen Seite her geprüft werden (K.D. Bunting, Morphologische Strukturen deutscher Wörter: ein Problem der linguistischen Datenverarbeitung. Diss. Bonn 1969).

Zu diesem Eröffnen vielseitiger Möglichkeiten, solange es um gestalt-hafte Sprachtatsachen geht, stehen nun in schroffem Gegensatz die Schwierigkeiten, auf die die Computertechnik schon bei bescheidenen Ansätzen der Verarbeitung inhaltlicher Daten stößt. Das gilt schon für das volle alphabetische Wörterbuch mit seinen 'Bedeutungs'angaben. Selbst bei diesem noch ganz gestaltbezogenen 'Bedeutungs'modell ist die Maschine für die geistige Sprachseite überfordert. Einer der inhaltlich größten Schwierigkeiten des Bedeutungsdenkens, der sog. Vieldeutigkeit, konnte zwar in gewissem Umfang abgeholfen werden durch die erweiterte Anerkennung von Homonymen, also selbständiger Wörter gleicher Gestalt, wenn die inhaltlichen Verhältnisse eine solche Scheidung verlangen. Soweit kann allenfalls getrennt gespeichert und abgerufen werden. Aber es bleibt die große Überzahl der Wörter, die eine gefächerte 'Bedeutung' haben, ohne daß man zu einer Aufspaltung in mehrere Wörter käme. Da auch eine einfache Erklärung durch Wörter einer fremden Sprache nicht angeht, muß man auf eine Umgehung der ange-troffenen Schwierigkeiten aus sein. Diese Umgehung muß der binären Grundanlage des Computers Rechnung tragen, also der Tatsache, daß er immer nur einfache ja-nein-Entscheidungen treffen kann.

Nun liegt ein Gedanke nahe, der auch außerhalb der Computerlinguistik eine Rolle spielt: Kann man nicht 'Bedeutungen' so aufschlüsseln, daß sie in einer Kette von ja-nein-Entscheidungen faßbar werden? Es ist das Modell der Faktorenanalyse, das in mehrfachen Abwandlungen durchprobiert wurde. Es beruht auf der Annahme, daß jede Wortbedeutung in dem Zusammen einer Anzahl von Zügen besteht, die man isolieren und in der Art ihres Aufbaus bestimmen kann. Solche aufgegliederten Komplexe müßten in einer Folge von binären Schritten auch maschinell zu bewältigen sein.

Der Gedanke hat soviel Bestechendes, daß man sich wundert, seiner Anwendung in der Computerlinguistik nur selten zu begegnen. Der Grund liegt tiefer: auch die Sprachforschung selbst würde in ihren 'Bedeutungs'-analysen davon häufiger Gebrauch machen, – wenn er nicht ziemlich rasch auf seine Grenzen stieße. So könnte es durchaus als ausreichend erscheinen, wenn man für die Bedeutung von *laufen* die Folge *sich fortbewegen – auf dem Boden – aufrecht – schnell* ansetzte. Eine solche Kette wäre auch dem Computer rezeptiv wie produktiv zugänglich. Aber reicht sie aus? Kommt man mit diesen Faktoren eindeutig auf *laufen*, oder könnten sie nicht ebensogut auf *eilen* oder *rennen* führen? Dem kann man vorbeugen durch das Einfügen weiterer Faktoren. Aber wie weit muß man dabei gehen? Und wo holt man die Gesichtspunkte her, die nötig sind? Diese ganze Problematik kann hier nicht abgehandelt werden. Halten wir fest, daß eine solche Faktorenanalyse sich nicht nur als kaum durchführbar, sondern auch als unzulänglich erwiesen hat. Und wenn man sie zur Fütterung des Computers forciert oder abkürzt, ist man auf dem besten Wege, ein falsches Bild von den sprachlichen Tatsachen aufzubauen. Wir sahen, daß das Bedeutungsmodell den Aufbaugesetzen der Sprachinhalte nicht gerecht wird. Nun könnte man erfreut feststellen: die Begriffsschwäche des Computers zwingt also seine Organisatoren zur Suche nach angemesseneren Methoden. Wir waren sowieso schon unbemerkt vom Bedeutungsmodell abgekommen und in die Nähe des inhaltbezogenen Modells geführt worden. Aber hier ist größte Umsicht geboten. Der Computer braucht möglichst einfache, verständliche, wiederholbare, allgemein verwendbare Faktoren und Ketten für seine ja-nein-Entscheidungen. Gibt es die? Verfechter dieses Verfahrens werden von vornherein zu Einschränkungen und Vereinfachungen geführt, die die sprachliche Substanz willkürlich verändern. So wurde damit gerechnet, daß von einer beschränkten

Zahl von Klassen (etwa 1000, G. Meier, in 'Zeichen und System der Sprache' III, 1966) aus alle Bedeutungen abgeleitet und demgemäß verdichtet werden könnten. Oder aus der unendlichen Fülle der möglichen Relationen von Bedeutungen werden einzelne herausgenommen, um — auch schon vielfach beschnittenes — Wortgut computergerecht zu analysieren (Bierwisch 1967, bei Steger 1970). Es sieht so aus, als ob diese Versuche sich totgelaufen hätten, teils wegen ihrer zu schwachen Basis, teils wegen der Beschränktheit ihrer Anwendungsmöglichkeit. Das müßte man erleichtert begrüßen. Denn eine solche Aufschlüsselung des deutschen Wortgutes mit der Leichtigkeit ihrer Verbreitung und der Unkontrollierbarkeit ihres Zustandekommens wäre in der Lage, unabsehbaren Schaden anzurichten. Man kann vor allem nur wünschen, daß die generative Sprachbetrachtung, soweit sie auch computergerechte Daten liefern will, sich entschlossen von der *fata morgana* der semantischen Universalien abwendet.

Wie soll man aber weiterkommen? Denn die Computerlinguistik wird das Ziel, auch den Wortschatz in seinen inhaltlichen Bedingungen operabel zu machen, trotz aller Fehlschläge nicht aufgeben. Wenn die drängende Übersetzungsmaschine ihr Zeit läßt, würde sie sich wohl am besten am Ausbau der Feldlehre beteiligen und einige Ressentiments abbauen, die sie einige Jahre hindurch gegenüber der inhaltbezogenen Grammatik großgezogen hat. Daß die inhaltbezogene Betrachtung ganz andere Zugänge zur geistigen Sprachseite eröffnet als die gestaltbezogene, läßt sich nun einmal nicht leugnen. Und dieser Wechsel des Standpunktes ist jenseits aller Methoden das Entscheidende, auch für die Computerlinguistik, die, gerade weil ihre Maschine nur gestaltbezogen vorgehen kann, eine genaue Einsicht in den inhaltlichen Aufbau der Sprache haben muß. Und zwar eine unvoreingenommene, die nicht durch das Schielen auf die binäre Beschränktheit des Computers von vornherein auf möglichst leicht transponierbare Methoden aus ist. Gerade angesichts der immer größer werdenden Möglichkeiten der Maschine muß auf eine einwandfreie Begründung ihrer Arbeit größter Wert gelegt werden. Zwei Einwände liegen zur Hand: Die fertig greifbaren Resultate der inhaltbezogenen Betrachtung sind noch zu bruchstückhaft, als daß man einen Wortschatz als ganzen nach diesem Modell speichern könnte. Und weiter dauert es viel zu lange, bis wir für jedes Wortfeld seine eigene Form des maschinellen Simulierens ausgetüf-

telt haben. Aber beides sticht nicht: Energie, Zeit und Geld, die für voreilige fehlgeschlagene Versuche investiert wurden, hätten eine systematisch aufgebaute und überprüfte Einsicht in den inhaltlichen Aufbau eines Wortschatzes leicht verhundertfacht. Wenn aber die Einbeziehung des Wortschatzes nur ein Nebenzweck für eine Texterkennungsmaschine ist, dann muß man das nachdrücklich betonen, um keine Verwirrung über den tatsächlichen Aufschlußwert solcher Speicherungen hochkommen zu lassen.

Einen Augenblick schien sich eine zukunftsreiche Verbindung anzubahnen. Es gibt eine Arbeitsrichtung, die sich um die maschinelle Realisierung eines Thesaurus-Modells bemüht. Es handelt sich darum, ob man die Art von ideologisch geordneten Wortschätzen, die man seit über hundert Jahren nach dem Vorbild von P.M. Rogets 'Thesaurus of English words and phrases' für fast alle europäischen Sprachen erarbeitet hat, für die inhaltliche Lenkung des Computers auswerten kann. Möglich ist das, weil solche Wortschätze in einer begrenzten Zahl (meist tausend) von Unterrubriken das Material in Stichworten vorführen und dabei sowohl in der Anordnung des Ganzen wie in der Einordnung der Einzelwörter das alphabetische Prinzip überwinden. Ein für das Englische unternommener Versuch (Masterman, Sparck-Jones, vgl. G. Salton, Information Retrieval, 1969) hat sich allerdings nicht soweit auswirken können, daß die mögliche wechselseitige Steigerung mit der Wortfeldforschung beurteilbar wäre. Da die Sammlung mehr der Auffindbarkeit von bedeutungsverwandten Wörtern dienen soll, führt sie häufiger zur Verwischung der Unterschiede als zum Herausheben der geistigen Eigenart.

Zwei Ausblicke seien nur kurz angefügt. Unsere Überlegungen hatten uns zu der Einsicht geführt, daß als der Natur der Sprache am angemessensten das energetische Modell zu gelten hat: Die Sprache als Geisteskraft, die in den muttersprachlichen Zugriffen und Ausgriffen jeweils eine geistige Welt konstituiert. Bei der jungen Entfaltung dieser Betrachtungsweise kann man weder erwarten noch verlangen, daß sie schon stärkere Spuren in der Computerlinguistik hinterlasse. Aber zweierlei sollte man bedenken. Einmal ließe sich an den bereits vorliegenden Beispielen erproben, ob und wie ein solcher Befund für die Maschine verständlich und nachvollziehbar gemacht werden kann. Und dann wäre es nicht ausgeschlossen, daß eine solche Auffassung der

Sprache als Prozeß gewisse Verbindungen zu dem Verfahren der Maschine zuließe, die ein Heranrücken des Simulierens an den Kernprozeß der Sprache ermöglichen.

Ganz zurückstellen müssen wir hier das Problem mehrsprachiger Computerwörterbücher. So erwünscht derartige Hilfsmittel sowohl für die Computerlinguistik wie für die Übersetzungsmaschine wären, so hat man nach den Erfahrungen mit dem naiven Gebrauch mehrsprachiger alphabetischer Wörterbücher bald erkannt, wie weit der Weg bis zu einigermaßen brauchbaren Verbindungsformen zwischen den gespeicherten Wortschätzen zweier Sprachen ist. Nehmen wir selbst an, die Darstellungsform eines ganzen Wortschatzes, am liebsten auf der Grundlage ebenso der sinnlichen wie der geistigen Sprachseite wäre gelöst, so kommt nun die Schwierigkeit der Sprachverschiedenheit hinzu. Es bleibt eine Grundtatsache, daß die Sprachverschiedenheit ebenso die geistige wie die sinnliche Sprachseite betrifft. Die geistige Verschiedenheit ist heute (und auf lange Zeit hinaus) maschinell noch kaum überbrückbar. Daran sind die groß aufgemachten Übersetzungsmaschinen der ersten Periode gescheitert. An dem Ausweg, eine Metasprache einzuschalten, die eine adäquate Vermittlung zwischen der geistigen Eigenart zweier Sprachen übernehmen könnte, wird man noch lange arbeiten müssen.

Syntaktische Strukturen

Das Bild von den Zielen und Möglichkeiten der Computerlinguistik, das sich aus den bisherigen Befunden ergab, mag etwas schwächer und unvollkommener erscheinen, als es der Tatsächlichkeit entspricht. Das hängt dann damit zusammen, daß die Intensität der Arbeit auf die einzelnen Gebiete der Sprache verschieden verteilt war. Wir hatten selbst schon darauf hinzuweisen, daß die inhaltliche Seite des Wortschatzes verhältnismäßig spät und unsystematisch ihren Platz unter den Forschungsaufgaben gefunden hat. Der Computer konnte sich den Zeitbedingungen, unter denen er entstand, nicht entziehen. Das besagte nach der sprachwissenschaftlichen Seite: Zweifel an der Eigenständigkeit des Wortes als sprachlicher Einheit; Zurückstellen der *meaning*-Forschung als unter den bestehenden Bedingungen (oder überhaupt)

unlösbarer Aufgabe; Überwiegen 'strukturalistischer' Strömungen, die vor allem darauf aus waren, formale Strukturen geltender Systeme und sprachlicher Verfahrensweisen aufzudecken. Verstärkt wurde das durch die zunehmende Vorliebe für ganze Sätze und Texte als Ausgangsmaterial, geleitet durch die Praxis, ein bestimmtes Corpus von Sprachmaterial als Arbeitsgrundlage festzuhalten und an diesem (tatsächlich oder methodisch) unbekanntem Objekt durch verschiedene Methoden (Verschiebemethode, Ersatzproben) Gesetzmäßigkeiten des sprachlichen Vorgehens festzustellen, die dann als Züge der Sprachstruktur angesetzt wurden. Hand in Hand ging damit die Vorliebe für Formeln am liebsten mathematisierender Art und damit eine Formalisierung der Befunde, die diesen eine starrere Begrifflichkeit, ein gesetzlicheres Aussehen und eine leichtere Handhabung einbrachte. Eine gewisse innere Verbindung zwischen dieser Art der Sprachbetrachtung und dem Verlauf der Einbeziehung der Sprache unter die Objekte des sich immer stärker durchsetzenden Computers ist nicht zu verkennen.

Es hat wenig Zweck, diese genuinen Entwicklungen im einzelnen zu verfolgen, weil sie bald überschattet wurden durch eine unvorhergesehene Konstellation, die sich in dem Plan der Übersetzungsmaschine niederschlug. Es war schon hinzuweisen auf den ungeheueren Auftrieb, den die Computerlinguistik aus dieser Idee gewann und bei dem der Zweifel bleibt, ob man die Vorteile oder die Nachteile höher einschätzen soll. Weiter ist noch der Einfluß der seit etwa 1940 hochkommenden Kybernetik zu nennen, die – nicht ohne Zusammenhang mit der sprunghaften technischen Entwicklung der 'Rechenmaschine' – ihre Meinung, daß alle geistigen Vollzüge menschlicher Hirntätigkeit maschinell nachahmbar seien, auch auf sprachlichem Gebiet zu verifizieren suchte. Man muß einen Ursachenkomplex von fünf Tatsachen im Auge behalten: Achten auf Strukturen als sprachwissenschaftliche Grundhaltung; Vorliebe für Formalisierung der Befunde; sprunghafter Ausbau des Rechners auch für nicht-numerische Probleme; die kybernetischen Vorstellungen von einer Denkmaschine und die starke Interessiertheit einer finanzstarken Gruppe. Die Auswirkungen glichen einer Explosion.

Uns würde es am stärksten interessieren, ob in diesen gar nicht mehr zu überschauenden Versuchen soviel an allgemeinwichtigen Einsichten gewonnen wurde, daß daraus das operationelle Simulieren aller in einer Sprache geltenden syntaktischen Strukturen abgeleitet werden kann.

Eine solche Computersyntax wäre nicht nur eine ideale Zusammenordnung einer Datenmasse mit allen darin beschlossenen Formen wissenschaftlicher Auswertung; sie wäre zugleich eine unüberbietbare Grundlage für alle Arbeitsrichtungen angewandter Sprachwissenschaft. Die Datenbestände sind tatsächlich aus bald dreißigjähriger intensivster Arbeit heraus besonders für das Englische sehr umfangreich. Aber es ergeben sich doch gewisse Einschränkungen aus der Verschiedenheit der Fragestellungen heraus, unter denen die Ergebnisse gewonnen wurden.

Man wird mit gutem Recht annehmen können, daß alles, was im syntaktischen Bereich formal faßbar ist, mindestens für das Englische elektronisch eingeordnet und gespeichert ist. Das sind die formalen Einzugsbereiche der Hauptwortarten (für das Englische besonders wichtig, weil nach dem Zerfall der Flexionen die überkommenen Formenkreise abgelöst wurden durch formal und inhaltlich andere Ausbaurichtungen, die das, was die 'Satzstücke' an Informationen mit sich bringen müssen, sichern); es sind gewisse formale Eigentümlichkeiten des Satzbaues, die an gestalthafte Züge von Satzbauplänen heranführen. Es ist alles gefaßt, was gezählt (Wortzahl in großen Sammlungen von Satzbeispielen), geordnet, auch im Schema aufgebaut werden kann.

Man muß dabei in Rechnung stellen, daß auch die rein wissenschaftlich konzipierten Aufgaben Lösungsrichtungen einschlagen, die schon die technischen Möglichkeiten des Computers einkalkulieren und ein dichotomes Verfahren als unumgänglich voraussetzen (besonders früh und ausgeprägt in vielen Arbeiten aus der Arbeitsstelle Strukturelle Grammatik der Deutschen Akademie der Wissenschaften). Auch die meisten Strömungen im gegenwärtigen Deutschland, die sich als Linguistiken vorstellen, zeigen eine so starke Nähe zu maschinellen Einschlägen, daß sie deren Möglichkeiten wohl stets mit vor Augen haben. Ich fürchte, daß ein so frühes Wirksamwerden einer einschneidenden technischen Bedingung der Wahrheitsfindung nicht zuträglich ist. Man mag gewonnene Ergebnisse nach allen Richtungen maschinell auswerten, aber in das Gewinnen dieser Ergebnisse selbst darf diese Absicht noch nicht als Gesichtspunkt eingehen. Man wird sagen können, daß hier eine der größten Gefahren der Computerlinguistik vorliegt, und daß es methodisch unerläßlich ist, solche Wirkungen nach Möglichkeit auszuschalten.

Die maschinellen Übersetzungsgrammatiken

Die primären wissenschaftlichen Ziele treten nun sowieso in den Hintergrund gegenüber Problemen, die unmittelbar oder mittelbar aus Aufgaben der Übersetzungsmaschine herrühren und deren genaue Stellung man kennen muß, um zu beurteilen, welcher allgemeinere Aufschlußwert ihnen allenfalls zukommt. Drei große Problemkreise treten dabei in den Vordergrund: das maschinelle Erkennen von Texten, das maschinelle Erzeugen von richtigen Sätzen und der Kernvorgang des maschinellen Umsetzens von Sprache zu Sprache. Über die zahllosen amerikanischen Arbeiten zu diesen Fragen steht mir kein Urteil zu. Da im deutschen Sprachbereich die Probleme des Generierens von Sätzen in der Ostberliner Schule ausgiebig erforscht sind, will ich mich beschränken auf zwei näherstehende Beispiele, bei denen das Erkennen von Sätzen und eine Metasprache zur Überführung von Sprache zu Sprache wesentlich gefördert sind.

Bis zum lesenden Computer ist es noch ein weiter Weg. Aber das wesentliche Stück, das Erkennen und Durchschauen von Sätzen eines zu bearbeitenden Textes, muß stetig gefördert werden. Da hierbei die Sprachverschiedenheit bereits eine Rolle spielt, greife ich den jüngsten Bericht über eine Untersuchung deutschen Sprachmaterials auf. Bei der Saarbrücker Arbeitsgruppe für Elektronische Sprachforschung unter Leitung von H. Eggers sind die bis ins Jahr 1956 zurückgehenden Bemühungen um elektronische Hilfe bei syntaktischen Forschungen nun soweit ausgebaut, daß wesentliche Grundlagen sowohl für eine deskriptive Syntax der heutigen deutschen Schriftsprache wie für die Ausgangsseite einer maschinellen Übersetzung gewonnen wurden. Aus einem umfangreichen Belegmaterial (100 000 ausreichend gestreute Ausgangssätze) wurden möglichst neutral (nach der Wortzahl in fünf Satz-längen) 11 250 Sätze gewonnen, an denen die Möglichkeiten einer maschinellen Erkennungsgrammatik durchstudiert und -probiert wurden. Das Ziel ist 'ein Algorithmus, der automatisch bestimmten Sätzen syntaktische Beschreibungen zuordnet'. Entsprechend dem hochgesteckten Ziel werden der Reihe nach alle Hindernisse auf diesem Weg geklärt, die Schritte zu ihrer Überwindung begründet (wobei vor allem die Erstellung eines das gesamte Material umfassenden syntaktischen Wörterbuchs wichtig ist) und dann in operativem Verfahren die Ergiebigkeit geprüft.

Es zeigt sich, daß unter diesen Vorbedingungen ein Verfahren möglich ist, das in entsprechenden Analyseschritten die syntaktische Rolle der den Satz bildenden Gruppen und Einzelwörter herausfinden kann. Eine Überprüfung während der Arbeit ergab, daß von 1600 maschinell analysierten Sätzen etwa 60 % sprachrichtig erkannt waren; für den größten Teil der übrigen Sätze konnte die Quelle der Fehlleistung erkannt und im Formenwörterbuch beseitigt werden. Dadurch ist beim jetzigen Stand eine Senkung der Fehlerquote auf etwa 3 % möglich. Man wird H. Eggers zustimmen, daß diese Schritt für Schritt verfolgte Linie die Erwartung stützt, daß die Erkennungsgrammatik bis zu einem unabhängigen Stand (ganz beliebige Sätze und allgemeines syntaktisches Wörterbuch) ausgebaut werden kann; der Bericht über 'Elektronische Syntaxanalyse der deutschen Gegenwartssprache', den H. Eggers mit seinen Mitarbeitern 1969 gegeben hat, dürfte die sprachnächsten Angaben über Probleme und Lösungsmöglichkeiten enthalten.

Die höchsten Ansprüche treffen dort zusammen, wo das Ziel einer maschinellen Sprachübersetzung durch alle Enttäuschungen hindurch weiter verfolgt wird. Es gehört Mut dazu, nach dem Scheitern der ersten Versuche zu einer brauchbaren Übersetzungsmaschine den als äußerst schwierig erkannten Weg fortzusetzen. Daß aber die Verbindung von Sachkunde, Einfallsreichtum und Konsequenz auch hier weiter führt, als der Skeptiker glauben möchte, haben in jüngster Zeit wieder bestimmte Erfolge der Arbeitsgruppe LIMAS (A. Hoppe) in Bonn gezeigt. Die seit bald zehn Jahren ohne großen Aufwand arbeitende Gruppe hat als Ziel die Lösung von Problemen der maschinellen Übersetzung zwischen Deutsch und Englisch. Grundlage ist dabei eine ungewöhnlich große sprachwissenschaftliche Sachkunde, die sich von Anfang an von übertriebenen Vorstellungen der Übersetzungs-Hochflut fernhielt. Statt dessen wurden an geeigneten Einzelproblemen (Verbalsystem, Präpositionssystem, Satzbaupläne u.ä.) Verfahrensweisen ausgebildet, die letztlich eine Verbindung von Erkennungs- und Erzeugungsgrammatik beider Sprachen über eine Metasprache maschineller Art darstellen. Auf das technische Verfahren ist hier nicht einzugehen. Aber die realisierten Grundgedanken geben eine Möglichkeit, sich ein Bild von der Reichweite zu machen. A. Hoppe hat sein Verfahren in jüngster Zeit mehrmals unter dem Titel einer 'kommunikativen Grammatik'

vorgestellt (so in dem auch durch andere Beiträge aufschlußreichen Heft 3 des *Studium Generale* 22, 1969). Charakteristisch ist, daß ihm die geistige Sprachseite als das Entscheidende gilt, zu deren Sicherung alle maschinellen Prozesse beitragen müssen. Die kommunikative Grammatik soll dabei 'die Formulierung der Informationen als sprachlichen Prozeß und den linguistischen Teil des Transportes der Informationen von einem Sender zu einem Empfänger' beschreiben. Daß dabei nicht an individuelle Vorgänge gedacht ist, sondern an die zu aktivierenden geltenden muttersprachlichen Möglichkeiten, zeigt sich allenthalben. So in der Forderung der doppelseitigen Wirkung: die Steuerungsfaktoren, die den Sprechenden zu seiner Formulierung bringen, müssen gleichzeitig auf den Hörenden treffen, der aus der Umkehrung dieses Weges die Information sicher entnehmen kann. Auf diesen Charakter des Reversiblen wird großes Gewicht gelegt. Er wird noch gesteigert bei der Übersetzungsproblematik, wo die 'Umkehrung' in einer anderen Sprache erfolgen soll. Dabei liegt die Vermittlung bei einer Metasprache, im Grunde einer maschinellen Grammatik, die ein 'Wechselwirkwerk' umfaßt und über Algorithmen verfügt, um die aus der Analyse der einen Sprache gewonnenen Informationssenden zu koordinieren mit den entsprechenden Informationssenden der anderen Sprache. Der konsequent festgehaltene Grundsatz, nur 'solche Faktoren aufzunehmen, die Inhalt-faktoren sind' und nach ihnen die Stelle des Einbaues der Gestaltelemente zu bestimmen, führt geradezu zu einer 'inhaltbezogenen Computerlinguistik'. Es gelingen ihr daher auch erstaunliche Leistungen, so die unerwartet sichere maschinelle Bewältigung des mehrfach herangezogenen Bauplanes des 'zugewandten Betätigungssatzes' (*er klopfte dem Freunde auf die Schulter*). Obwohl das Englische keine unmittelbare Entsprechung kennt und überhaupt nicht über den unentbehrlichen Dativ verfügt, gelingt es, im Wechselwirkwerk die Ansätze zusammenzuführen, die im Englischen die charakteristische geistige Situation des deutschen Bauplanes mit anderen Mitteln nachfühlbar machen. — Man kann aus diesem Beispiel entnehmen, daß es auch nach dem Abflauen der verfrühten Hochflut von Versuchen noch Sinn hat, den Gedanken der Übersetzungsmaschine durchzudenken und dabei zunächst kleinere lösungsnahе Aufgaben zu verwirklichen wie auch die dabei anfallenden allgemeinen Einsichten in den Sprachbau festzuhalten.

Umbiegung angemessenerer Forschung unter Computereinfluß

Beim Abwägen, ob die Computerlinguistik mehr Vorteile oder mehr Nachteile mit sich bringe, spielt das Argument eine große Rolle, daß mit dem Einbeziehen der Sprache unter die möglichen Gegenstände elektronischer Datenverarbeitung die Sprachwissenschaft selbst zu verstärkter Tätigkeit auf Gebieten veranlaßt würde, die sonst in der Gefahr wären, übersehen oder vernachlässigt zu werden. Daran ist sicher etwas Richtiges. Ob es ein unbedingter Vorteil ist, bleibt zweifelhaft; es hängt wesentlich davon ab, ob bei solcher Arbeit mehr die Sprache oder mehr der Computer im Vordergrund steht. Es gibt aber auch Fälle, in denen wir beobachten können, wie innerhalb von bestehenden Forschungsrichtungen die Führung von der Sprache allmählich auf die Kapazität der Maschine übergeht. Eine solche Umbiegung schließt große Gefahren für eine unvoreingenommene wissenschaftliche Analyse in sich.

Einflüsse der angegebenen Art lassen sich in der osteuropäischen Forschung verfolgen, insbesondere in der Wortlehre. Es ist bekannt, daß in der Slawistik semasiologische Fragen sich durchweg eines großen Interesses erfreuten. Auch in der Nachkriegszeit ging dieses Interesse nicht zurück, wenn auch gewisse Vorbehalte gegen eine 'idealistische' Forschung zu einer stärkeren Betonung des Einflusses der Sachen führten. Als nun die Computerlinguistik stärker in das Blickfeld Osteuropas rückte, und zwar ziemlich früh mit den Fragestellungen der Übersetzungsmaschine, war die Wirkung zwiespältig. Der Sprung war nicht so groß wie bei den *meaning*-freien Strömungen der amerikanischen Forschung, die sich unvorbereitet mit drängenden Forderungen konfrontiert sah. Aber aus der Übersicht, die B. Spillner über die Rezeption der Probleme der Übersetzungsmaschine im sowjetischen Bereich gibt (Stud.Gen. 22, 1969, bes. S. 282 ff.), läßt sich doch manche charakteristische Weiterentwicklung entnehmen.

Dazu gehört sicher das verstärkte Bemühen um ein Zurückführen semantischer Ganzheiten auf Elementarteile. Gewiß ist das von fast entgegengesetzten Seiten her vorbereitet. In ganz umfassendem Sinne bringt der Übergang vom Bedeutungsmodell zum inhaltbezogenen Modell die Auflösung mancher Bedeutungskomplexe, die beseitigt werden müssen, damit man an tatsächliche inhaltliche Einheiten herankommt.

Aber wenn man auch diese legitimen inhaltlichen Einheiten weiterzerlegt in elementare Merkmale o.ä., so wird aus Analyse ein Sezieren mit der Gefahr, die tatsächlichen Sprachinhalte zu zerstören. Manche dieser Versuche mögen ein Vorbild in L. Hjeltslevs Glossematik haben, aber die Art, wie dieses Vorgehen zum Prinzip erhoben wird (wie in den *Noemen* von G.F. Meier oder den *semantischen Elementarmerkmalen* von D. Apresjan), wäre ohne den Zwang des Computers kaum zustande gekommen. Von da aus ist ein Verfehlen sprachadäquater Aufschlüsselung zu befürchten, auf Kosten der sehr objektiven Tradition slawistischer Semantik.

Besorgte Prognose

Bereits diese Auswahl von Problemen der Computerlinguistik läßt es verstehen, weshalb die Einstellung des Sprachforschers zum Computer zwispältig ist, sowohl im Hinblick auf die Gesamtheit der sprachlichen Probleme, wie insbesondere bezüglich unserer speziellen Frage, was er zur Aufhellung der geistigen Sprachseite beitragen kann. Die Spannung zwischen einer unausschöpflichen Erscheinung menschlicher Geistigkeit und einem bei aller technischen Raffiniertheit höchst geistfernen Roboter läßt sich nicht aufheben. Das gilt ebenso für buchende wie für suchende Arbeiten. Alle Vorzüge des Erfassens und Verfügbarmachens von Materialmassen wiegen den Nachteil nicht auf, daß der Computer nur gestaltbezogen arbeiten kann, und daß die Versuche, ihm auch Sprachinhalte 'schmackhaft' zu machen, in den Erfordernissen des binären Verfahrens degenerieren. Dieser Schaden setzt sich verdoppelt fort: einmal in den Auskünften, die dem Computer ziemlich unkontrollierbar entnommen werden, sodann in den Arbeitsmethoden der Forscher, die den nun einmal dichotom eingestellten Gang nicht mehr regulieren können oder wollen und darüber das sachliche Urteil über Forschungsnotwendigkeiten und Verfahrenswesen anderer Art verlieren. Eine sekundäre, aber nicht nebensächliche Problematik zeigt sich in der Frage, wer denn einmal die ungeheueren anfallenden Materialmassen aufarbeiten soll, wenn die bestehende Ungleichheit in der Bewilligung von Mitteln für Computerarbeiten und die dadurch nicht gelösten, sondern nur verstärkten Bedürfnisse für langfristige 'Handarbeit' sich nicht bald ausgleicht. Die Folgen, die die

einseitige Kumulierung von Mitteln für den erwünschten, aber nicht realisierbaren Übersetzungscomputer für die ganze Sprachforschung nach sich zog, sollte man so rasch nicht vergessen.

Unter diesen Folgen ist eine, die allen große Investitionen bedingenden Unternehmungen gemeinsam ist: die großen Brocken stärken nicht den Effekt, sondern sind eher geeignet, ihn zu schwächen. Bis heute hat die Sprachforschung sich nicht davon erholt, daß im Wettlauf der Übersetzungsmaschinen jedes Unternehmen seine Existenzberechtigung beweisen wollte. Nie war die Gefahr esoterischer Entwicklungen größer als hier. Und je breiter ein Versuch angelegt war, umso schwieriger war es, noch rechtzeitig Arbeitsrichtung, Fragestellung, Methode, Besserung mit den Zielen und Erfahrungen von Konkurrenzunternehmungen in Beziehung zu setzen. Viel eher wurde ein ergebnisloser Abbruch riskiert. Eine vergleichbare Sorge erhebt sich auch für die bescheideneren Computerlinguistiker. Wer die Vielfalt der 'Grammatiken' überblickt, die in direktem oder indirektem Zusammenhang mit der Maschine (nicht nur der Übersetzungsmaschine) entwickelt werden, kann kaum die Hoffnung haben, daß diese Unternehmungen sich noch treffen und ergänzen können. Und je eigenwilliger sie sich geben, umso eher wird sich zeigen, daß sie unverständlich werden, nicht nur für die Zeitgenossen, sondern erst recht für die Zukünftigen; und die Zeit, Geduld und Finanzkraft, einem dieser Versuche von Grund auf nachzugehen, darf man heute nirgendwo voraussetzen. Wird die potenzierte Technik hier wie anderwärts eher in völlige Verwirrung als zu dem erhofften Fortschritt führen?

Aber auch unabhängig von allen Zukunftsaussichten, — nicht nur eine Behinderung, sondern eine Ablehnung der geistbezogenen Sprachforschung macht sich merkwürdig oft in der maschinenbezogenen Linguistik bemerkbar. Zwei Tatsachen sind charakteristisch. Das eine ist die spürbare Bereitschaft, mit der eine amerikagläubige Generation von Forschern bemüht ist, sich den Ansprüchen einer weithin maschinell bestimmten 'Linguistik' anzupassen, deren Gestaltbezogenheit ebenso durch das Milieu ihrer Entwicklung wie durch die tatsächliche Beschränktheit ihrer Wundermaschine bedingt ist. Das andere ist die Kurzsichtigkeit, mit der einheimische Entwicklungen zurückgestellt werden, ohne einen ernsthaften Versuch, aus ihnen angemessene Impulse für den Erkenntnisgang zu entnehmen. Sollte die Wegstrecke

der Computerlinguistik von da aus bestimmt bleiben, so wird sie — ganz gleich welche äußere Form sie annimmt — als einer der dürftigsten Abschnitte in die Geschichte der Sprachforschung eingehen. — Es scheint tatsächlich höchste Zeit zu sein, daß die Sprachwissenschaft die ausdrückliche Abwehr der Maschineneinschläge aufnimmt, die in die verschiedenen 'linguistischen' Strömungen der Gegenwart eingegangen sind. Das ist der wichtigste Ausschnitt eines Kampfes, der sich daraus ergibt, daß gegenwärtig einflußreiche Kräfte daran arbeiten, die deutsche *Sprachwissenschaft* in eine *Linguistik* umzufunktionieren. Ich habe im Juli 1971 in einer Art Denkschrift über 'Sprachwissenschaft vor Linguistik' nachdrücklich darauf hingewiesen, daß es sich bei dem augenblicklichen Feldzug zur Stärkung einer *Linguistik* vor allem an den deutschen Universitäten nicht bloß um eine modische Umbenennung nach dem Vorbild der amerikanischen *linguistics* handelt, sondern daß tatsächlich mit einer in der deutschen Wissenschaftsgeschichte unerhörten Vehemenz der deutschen *Sprachwissenschaft* eine importierte *Linguistik* unterschoben werden soll. Nun soll eine solche *Linguistik* alles das durcharbeiten, was als notwendig und legitim erreichbar erscheint (wenn etwa die Anglisten einen Teil ihrer Lehrinrichtungen für Überprüfung und Ausbau einschlägiger angelsächsischer Vorbilder einsetzen). Dagegen ist es unverantwortlich, die deutschen sprachwissenschaftlichen Einrichtungen zu reklamieren für ein 'Nachholen' der taxonomischen oder generativen *linguistics*, und das zu einer Zeit, in der die amerikanischen Vorbilder am Ende ihrer *meaning*-freien Methoden angelangt sind. Zu dem, was darüber schon zu sagen war, ist hier im Hinblick auf den Computer hinzuzufügen: diese amerikanischen *linguistics* und ihre deutschen Nachahmer sind voll von Querverbindungen zu Computer und Übersetzungsmaschine. Wenn es nicht an erster Stelle gelingt, diese Einwirkungen der Maschine auf Fragestellungen und Methoden aufzudecken und auszuschalten (auch in ihren scheinbar maschinenfreien Spätformen), ist jedes Zurückdrängen der Sprachwissenschaft durch die Linguistik ein Unglück für Sprachforschung und Sprache (wobei die Auswirkungen solcher Art von Sprachanalysen auf den Umgang mit der Sprache selbst noch gesondert untersucht werden müßten).

VII. DAS HERAUSARBEITEN DER GEISTIGEN SPRACHSEITE IN DER VIERSTUFENLEHRE

Beim Rückblick auf die allein zur Exposition der geistigen Sprachseite nötigen Überlegungen könnte es scheinen, als ob es sich um eine endlose Aufgabe handle, die wahrscheinlich so umfangreich wäre, daß die Ausführung bereits in der ersten Etappe stecken zu bleiben drohte. Nun gilt gewiß für alle eine ganze Sprache angehenden Arbeiten, daß sie mit Jahrzehnten, wenn nicht wie bisher oft mit Jahrhunderten rechnen müssen. Und in der Tat: wenn es notwendig wird, die geistige Sprachseite ebenso nach dem Bedeutungsmodell wie nach dem inhaltbezogenen wie nach dem energetischen Modell bewußt zu machen, so läßt sich schwer angeben, wann die Ergebnisse, auf die eine solche Arbeit hinzielt, greifbar sein sollen.

So kommt alles darauf an, Arbeitswege zu finden, die ebenso dem langfristigen Ziel dienen, wie auch gegenwärtige Aufgaben aufnehmen und lösen lassen. Am richtigsten wird es sein, wenn solche Überlegungen sich im Rahmen der Verfahrensweisen halten, die sich auch über die inhaltlichen Probleme hinaus als die dem Gegenstand angemessensten ergeben haben. Das führt auf die Gedankengänge, die nach zahlreichen Vorarbeiten 1963 in meinem Buch 'Die vier Stufen in der Erforschung der Sprachen' entwickelt wurden. Es erscheint umso angebrachter, die Diskussionsbasis zu verbreitern, als doch viele der in der Nachkriegszeit hochgekommenen 'Linguistiken' eine fatale Neigung zur Selbstbeschränkung zeigen: sowohl in Problemstellung und Methode wie in der Isolierung gegenüber anders orientierten Arbeitsrichtungen. Wer heute darauf wartet, daß eigenwillige Ansätze von anderen nachvollzogen und ausgewertet werden, riskiert noch zu eigenen Lebzeiten beiseitegelegt und vergessen zu werden.

Die genannte Vierstufenlehre geht von der Einsicht aus, daß Sprache ein so vielgestaltiges und vielseitiges Phänomen ist, daß sie nicht in einem einzigen Anlauf bewältigt werden kann. Das gilt bereits für die einzelnen Sprach'ebenen', also die menschheitlichen, die sozialen, die psychischen Bezüge. Erst recht ist danach zu verfahren bei der Erscheinungsform, bei der die meisten konkreten Fragen auftauchen, der Ge-

meinschaftsform von Sprache, also bei der Erforschung der Muttersprachen. Hier kann man sagen, daß alle Elemente einer Sprache von vier Seiten aus angefaßt werden müssen: von ihrer Gestalt, ihrem Inhalt, ihrer Leistung und ihrer Wirkung aus. Dem entsprechen vier Grundformen des wissenschaftlichen Zuganges: eine gestaltbezogene, eine inhaltbezogene, eine leistungbezogene und eine wirkungbezogene Betrachtung. Für sie gilt in gleicher Weise die Notwendigkeit der Trennung wie der Vereinigung. Aufgenommen werden muß jedes Problem von einer dieser Seiten aus; gelöst werden kann es aber nur in einem Ineinandergreifen aller nötigen Gesichtspunkte.

Die geistige Leistung als Ansatzpunkt

Ganz gleich, auf welche Fragestellung man aus ist, – den eigentlichen Ausgangspunkt bietet immer die Leistung eines Sprachelementes. Jede Erscheinung wird nur verständlich von ihrem Daseinsgrund her. Der Daseinsgrund einer Sprache ist ihre Leistung in der sprachlichen Weltgestaltung. Daran hat ein jedes Sprachelement seinen Anteil, und von da aus ist es zu verstehen. Wenn wir also von der Leistung eines Wortes, eines Syntaktikums sprechen, so ist damit sein Anteil am Umschaffen der Welt in das Eigentum des Geistes gemeint. Konkret könnte man von seinem *Zugriff*, seinem *Ausgriff* sprechen; aber die allgemeine Kennzeichnung als *Leistung* eines Sprachelementes ist hier angebracht, und wir behalten sie auch bei, wengleich sie denen, die in der Verkehrung des Sinnes guter deutscher Wörter eine Aufgabe sehen, vielleicht neuen Stoff bietet.

Somit ist auch für den Zugang zur geistigen Seite der Sprache die leistungbezogene Betrachtung der richtige Ansatzpunkt. Es war früher (Kap. III) schon einmal davon zu sprechen, was mit solcher Bezogenheit gemeint ist: es ist das Kriterium der Leistung der Bezugspunkt, der Maßstab für die Argumentationen. Damit soll nicht einem einschichtigen Vorgehen das Wort geredet sein. Im Gegenteil, gerade in dem Miteinander der zuerst zu trennenden Betrachtungsweisen liegt der Wert des Verfahrens. Und das soll nicht nur eine nachträgliche Zusammenfassung werden, Gestalt + Inhalt + Leistung + Wirkung. Vielmehr können gerade durch die systematische Trennung die Bedingun-

gen für eine sinnvolle Verbindung geschaffen werden: die Ausblicke, die von jeder dieser Stufen auf die Arbeiten jeder der anderen zu gewinnen sind, dienen ebenso der Vorbereitung wie der Bereicherung wie der Kontrolle der anderen Arbeitsphasen. Man erinnere sich an das, was über das Bedeutungsdenken zu sagen war. Es wurde seinem Wesen nach als gestaltbezogener Ausblick auf die inhaltliche Sprachseite gekennzeichnet. Damit sollte es nicht entwertet werden; es war im Gegenteil zu betonen, daß dieser erste Ausblick zur Beschaffung von Materialien führt, die für die Weiterarbeit auch in der inhalt- und leistungbezogenen Betrachtung unentbehrlich sind. Aber ein Irrtum sollte verhindert werden, der allerdings sehr weit verbreitet und kaum ausrottbar ist, als ob dieser gestaltbezogene Ausblick ein adäquates Bild von der inhaltlichen Sprachseite erbringen könnte. Das, was mit der terminologischen Scheidung zwischen *Bedeutung* und *Inhalt* unterstrichen wurde, ist in dem methodischen Abstand zwischen inhaltbezogener und gestaltbezogener Untersuchung der geistigen Sprachseite begründet. Damit müßte die Notwendigkeit dieser Trennung, die nicht immer eingesehen wird, plausibel zu machen sein. Vergleichbares spielt sich nun ab, wenn wir das, was gestaltbezogen als *Bedeutung* und inhaltbezogen-statisch als *Inhalt* greifbar war, nun gemäß der leistungbezogenen Betrachtung in seiner eigentlichen Daseinsform als *Zugriff* aufsuchen. Aber auch die Konturen der sinnlichen Sprachseite, der *Gestalten*, ändern sich.

Das Aufsuchen der energetischen Fragestellung

In dem eben skizzierten Verfahren ist eine Konsequenz beschlossen, die bisweilen zu Schwierigkeiten führen kann. Die angemessene sprachwissenschaftliche Fragestellung soll auf der leistungbezogenen Stufe ansetzen. Heißt das, daß z.B. für jede statische Untersuchung die energetische Rechtfertigung beigebracht werden muß oder daß eine Frage, die keinen unmittelbaren Bezug zur sprachlichen Leistung erkennen läßt, nicht lohnt? Offenbar kann man nicht so schroff vorgehen. Aber ebensowenig kann man den Grundgedanken aufgeben, daß jedes Sprachelement seinen Platz findet je nach dem, was es ausrichtet. Man muß es nur an den einzelnen Fällen durchdenken.

Recht nahe liegen solche Überlegungen beim Wortschatz. Der ganze Gedanke des treffenden Wortes entstammt letztlich einer leistungsbezogenen Betrachtung: er schließt aber fast immer Rückgriffe auf das inhaltbezogene und das Bedeutungsmodell ein. Jeder kann aus seiner täglichen Erfahrung solche Fälle beibringen. Ein Beispiel aus diesen Tagen: Die Mitteilung eines Interessenten, daß ein bestimmtes Buch von mir nicht mehr zu haben sei, legt den Gedanken nahe, an den Verleger zu schreiben mit dem Unterton, ihn zu einer Neuauflage zu ermuntern. Bei einem ersten Überlegen über die Fassung einer Anfrage ist klar, daß im Mittelpunkt eine Erkundigung über die Stärke der Nachfrage stehen müsse, und auch einige Ausschnitte der Formulierung machen sich bemerkbar: eine *merkliche Nachfrage*, eine *beachtenswerte Nachfrage*, eine *beträchtliche Nachfrage*, aber das alles schien nicht treffend zu sein und blieb in der Schwebel. Am anderen Morgen war ohne ausdrückliche Überlegung das treffende Wort da: eine *nennenswerte Nachfrage* mußte es heißen, und dieses 'Gefühl' wurde spontan von einem Kollegen bestätigt. Was ist zu einem solchen Vorgang zu sagen? Offenbar läuft er auf eine energetische Fragestellung hinaus: eine bestimmte Absicht steht im Hintergrund und das dafür inhaltlich leistungsfähigste Wort wird gesucht. Die wissenschaftliche Auslegung wird den Hinweisen folgen, die der psychische Ablauf gibt: es stellen sich bedeutungsverwandte Wörter ein, und was hier offenbar individuell aktiviert ist (bis in das *nennenswert* des folgenden Tages hinein), ist zweifellos ein Feldbestand, der zu analysieren ist, und bei dem man überrascht ist über die zahlenmäßige Stärke (*spürbar, merklich, beachtlich, bemerkenswert, nennenswert, erheblich, beträchtlich* u.a.), — Stoff genug für eine inhaltbezogene Felduntersuchung. Wie sich das Zueinander verhält, ist auf den ersten Blick durchaus nicht durchsichtig, es ist auch nicht zu erklären durch verschiedene Kombinationen von Merkmalen, ganz abgesehen davon, woher die anzuwendenden Merkmale bezogen werden sollen, wenn nicht aus der ganz individuellen Gliederung dieses Feldes. Wenn diese muttersprachlichen Verhältnisse einigermaßen aufgeheitelt sind, kann erneut die Frage einsetzen, was *nennenswert* leistet und weshalb es in diesem Fall das treffende Wort ist.

Dieses Abhorchen des leistungsmäßigen Einschlags in den verfügbaren Sprachmitteln ist zweifellos der erreichbare Höhepunkt im Bewußtmachen sprachlicher Bestände. Dabei kommen dann alle Befunde der

vorangegangenen Stufen zu Ehren, so wie umgekehrt von da aus Fragen angestoßen werden, die vorher unwichtig erscheinen konnten. Das gilt natürlich auch für die syntaktischen Verfahrensweisen. Wenn wir auf das wiederholt herangezogene Beispiel des zugewandten Betätigungssatzes zurückkommen, so könnte bei der gestaltbezogenen Betrachtungsweise ungewiß bleiben, ob auch Fälle mit dativischer Präposition dahingehören: *ein Baum stand ihm im Wege*. Die leistungbezogene Betrachtung wird den Zweifel ausschalten: die dativische Präposition kann die geistige Situation, die in dem geltenden Bauplan beschlossen ist, nicht realisieren. Umgekehrt: der Beispielsatz *dem Wanderer liefen viele Tiere über den Weg* erfüllt genau genommen nicht alle Bedingungen der zugewandten Betätigung, denn das *über den Weg laufen der Tiere* geschieht sicher nicht im Hinblick auf den Wanderer und trifft ihn genau genommen auch nur sehr am Rande. Trotzdem wird man hier das Einsetzen unseres Bauplanes anerkennen und dabei eine Leistung einrechnen, die der geistige Plan dem wirklichen Vorgang voraushat: er kann aus eigener Prägungskraft mit bestimmter Absicht Geschehnisse in den Zusammenhang der zugewandten Betätigung bringen, die im Grunde mehr zufällig zusammentreffen. Also ein doppelter Akt sprachlicher Weltgestaltung: die Bereitstellung einer geistigen Situation, die an sich bereits über das Augenscheinliche hinausführt, und das akzeptierte Einlassen von Geschehnissen in diese Situation, die im Grunde deren Geltungsbereich überschreiten.

Es kann hier nicht weiter ausgeführt werden, was der gedankliche Anschluß der Fragestellung an die Zentralstelle der sprachlichen Leistung alles an Förderung mit sich bringt. Gemeint ist nicht nur die Erschließung des Eigenwertes, den ein jedes Problem mit sich bringt. Es ist zugleich die Gefahr vermindert, daß die systematisch zurecht bestehende Forderung von Stufen (gestaltbezogener Ansatz als sachliche Vorbedingung für den Übergang zu inhaltbezogenem, und beider zu leistungbezogenem Verfahren) sich zeitlich und materiell als Hindernis auswirkt.

Die leistungbezogene Frage wird von sich aus in Ausschnitte der beiden Vorstufen hineingreifen und selbst auf die Gefahr verbleibender Unvollkommenheiten hin auch methodische und sachliche Anregungen in die Arbeit dieser Stufen hineinbringen. Insgesamt kann man nicht nachdrücklich genug betonen, daß diese Aufgliederung der Arbeit nicht zum

Rückzug auf Spezialprobleme führt, sondern zur Verstärkung des Interesses für das Ganze, – vorausgesetzt, daß häufig genug dieses Gesamtziel aufscheint und auch über die unvermeidlichen Durststrecken hinweg die letzten Werte der Arbeit an der Sprache gegenwärtig hält.

Das Einbeziehen der muttersprachlichen Wirkungen

Wenn es richtig ist, daß man das Ganze der mit einem Problem zusammenhängenden Tatbestände vor Augen haben muß, wenn die Untersuchung adäquat verlaufen soll – und zwar in allen ihren Stufen –, so muß zum Abschluß noch ein Gedanke zu seinem Recht kommen, der über das Bisherige hinausgeht und doch das Ergebnis im ganzen und in allen seinen Teilen erst abrundet. Unter dem Titel der Vierstufenlehre war nach der gestaltbezogenen, der inhaltbezogenen und der leistungbezogenen Untersuchung noch eine vierte Stufe, die wirkungsbezogene, genannt. Was ist damit gemeint und wie verträgt sich das mit der These, daß mit der leistungbezogenen Betrachtung der Kern und Daseinsgrund der sprachlichen Erscheinungen erreicht sei?

Daß die Sprache Trägerin von mannigfaltigen Wirkungen ist, scheint eine alte Weisheit zu sein. Bei näherem Zusehen erweist sie sich aber als sehr erörterungsbedürftiges Problem. Die offenkundige Bestätigung für das Rechnen mit sprachlichen Wirkungen findet sich auf der individuellen Ebene: jeder Akt des Sprechens impliziert die Möglichkeit, in den meisten Fällen sogar die Absicht, dadurch Wirkungen auszulösen. In der offenkundigsten Form als Befehl, aber ebenso sicher in allen Formen der Mitteilung: zur Bereicherung des Wissens, zur Begründung des Urteils usw. Man braucht das kaum umständlich auszumalen.

Umso auffälliger ist es, wie ungewohnt die Frage nach den Wirkungen in der Untersuchung der Gemeinschaftsform der Sprache ist. Oft stößt sie nicht nur auf Unverständnis, sondern auf unmittelbare Ablehnung. Nun müssen tatsächlich mancherlei Hindernisse aus dem Wege geräumt werden, bis man die Fragestellung einleuchtend gemacht hat, und es wird erst recht mühsam sein, die Wege richtiger Problemstellungen und angemessener Antworten gangbar zu machen. In unseren bisherigen Überlegungen sind allerdings die wichtigsten Gesichtspunkte weithin

geklärt: daß die Gemeinschaftsform von Sprache, die Muttersprache, nicht eine Abstraktion ist, sondern eine vollgültige Daseinsform besitzt, die sich gerade in dem Ausstrahlen von Wirkungen manifestiert; daß die Bestandteile einer Muttersprache nicht leere Lautgebilde sind, von denen nur wenig Wirkungen ausgehen könnten, sondern daß alle muttersprachlichen Elemente Ganzheiten von Laut und Geist sind, und daß davon die geistige Seite der systematische Ort für die Begründung von Wirkungen ist, die in alle Erscheinungsformen der sprachlichen Aktivität eingehen, und die als Bestandteile des muttersprachlichen Prozesses anzusehen sind, und ohne die das wissenschaftliche Bild von einer Muttersprache unvollständig bleibt.

Daß das Einbeziehen der muttersprachlichen Wirkungen eine notwendige Stufe in der adäquaten Erforschung einer Sprache ist, ergibt sich schon aus einer einfachen Überlegung. Sprache ist bei aller Vielfalt der an ihrer Konstitution beteiligten Faktoren nicht Selbstzweck. Sicher wäre das Erarbeiten einer Gemeinschaftsform sprachlicher Weltgestaltung ein Ziel, das die Bemühungen zahlloser Generationen rechtfertigte. Aber bereits dieses Ziel wäre nicht erreichbar, wenn nicht in der Sprachgemeinschaft ununterbrochen an und mit der Muttersprache gearbeitet würde, und zwar auf allen Lebensgebieten. Ein nur theoretisches Interesse an einer Einsicht in den Aufbau der Lebenswirklichkeit würde nicht ausreichen, um die ununterbrochene Zusammenarbeit aller Sprachgenossen am Bewahren und Fortführen des gemeinsamen Werkes zu sichern. Man braucht es eigentlich nur auszusprechen, um einsichtig zu machen, daß die Aussicht, auf sprachlichem Wege Wirkungen zu erzielen, das treibende Motiv aller sprachlichen Aktivität ist. Und wenn der Anstoß sich auch auf die unzähligen sprachlichen Erscheinungsformen verteilt, — der systematische Ort für die Ermöglichung und Lenkung sprachlicher Wirkungen ist die geltende muttersprachliche Geistigkeit.

Das führt auf einen sehr wichtigen weiteren Gedanken. Das Rechnen mit sprachlichen Wirkungen ist nicht ganz ungewohnt; aber es erscheint mehr auf Ausnahmeformen beschränkt und auch da auf die überdurchschnittliche Sprachkraft einzelner Persönlichkeiten. Diese Erscheinungen bedürfen sicher besonderer Beachtung. Aber dabei zeigt sich, daß sie im Grunde nur Hochformen von allgemeinen gültigen Möglichkeiten sind. Und zwar sind zwei Punkte besonders hervorzuheben.

1) Der Gesichtspunkt der Wirkung ist ein Gedanke, der alle Mitglieder der Sprachgemeinschaft angeht, und zwar in allen ihren sprachlichen Aktivitäten. Im Grade des Effekts und in der Auffälligkeit der Wirkungen bestehen gewiß Besonderheiten. Aber im Prinzip ist kein Unterschied. Daß bei weitem die meisten sprachlichen Wirkungen unauffällig und unerkant verlaufen, ist kein Gegenargument. Vielmehr ist es die Bestätigung für die Erkenntnis, daß das Hervorbringen von Wirkungen keine Ausnahme, sondern ein selbstverständlicher Zug in den Grundbedingungen des Sprachlichen ist. So gut wie auf der menschlichen Ebene die Sprachfähigkeit die Basis für außerordentliche Wirkungen im Aufbau menschlichen Lebens ist, und auf der individuellen Ebene jede sprachliche Aktivität vom Anzielen bestimmter Wirkungen getragen ist, so ist auch die Gemeinschaftsform der Sprache, jede Muttersprache, ein Zentrum ununterbrochener Wirkungen in der ganzen Sprachgemeinschaft. Die Betrachtung der Muttersprache als des systematischen Ortes der Ermöglichung der Gesamtheit dieser Wirkungen ist unentbehrlich für eine ganzheitliche, dem Wesen des Gegenstandes entsprechende Sprachbetrachtung.

2) Unter dem Gesichtspunkt der Wirkung sind alle Sprachelemente ausnahmslos zu betrachten. Das sind also nicht nur die besonders wirkungskräftigen Wörter, deren Kennzeichnung als *Schlagwörter* für sich selbst spricht. Vielmehr kommt die Qualität eines Wirkungsträgers jeder muttersprachlichen Ganzheit zu, und zwar unabhängig von ihrer Realisierung in einem individuellen Bewußtsein und Handeln. Das ist die Stelle, auf die es entscheidend ankommt, und deren Bedeutung mit allem Nachdruck hervorgehoben werden muß. Am einprägsamsten ist vielleicht die Formel, daß die mögliche Wirkung eines Wortes, eines Syntaktikums zu verstehen ist als die Konsequenz seiner muttersprachlichen Geltung. In der Geistigkeit des muttersprachlichen Zugriffs (Ausgriffs) sind die Wirkungsrichtungen begründet, die jedem Sprachelement als solchem, unabhängig von der Person eines Sprachangehörigen und den Gelegenheiten seiner Realisierung zukommen. Hier wird auch der Grund deutlich, weshalb die Erforschung der geistigen Sprachseite unvollständig bleibt, wenn sie nicht auch eine wirkungsbezogene Betrachtung entwickelt.

Auf solchen Grundgedanken ist also die wirkungsbezogene Sprachbetrachtung aufgebaut, die sich noch auf dem Wege zur allgemeinen An-

erkennung befindet, wenngleich Modellfälle für alle Sprachbereiche schon längere Zeit die Entwicklung der Methode voranführen können (vgl. auch 'Wirkendes Wort', Jahrg. 13, S. 264 ff.). Es kann nun hier nicht auf die Gesamtproblematik eingegangen werden, obwohl das Humboldt-Wort: 'Von der Seite ihres lebendigen Wirkens aus muß die Sprache betrachtet werden, wenn man ihre Natur wahrhaft erforschen ... will' (Schriften V, S. 370) nachdrücklich daran erinnert, daß hier eine Aufgabe vorliegt, die von grundlegender Bedeutung für die Sprachwissenschaft ist. Für uns kann es sich nur darum handeln, in welcher Weise die Erforschung der geistigen Seite der Sprache von dem Gedanken der sprachlichen Wirkungen betroffen ist. Dabei kann daran erinnert werden, daß anfänglich die leistungsbezogene und die wirkungsbezogene Forschung unter dem Titel der energetischen Sprachbetrachtung zusammengefaßt und den statischen grammatischen Verfahrenswesen, der gestaltbezogenen wie der inhaltbezogenen, gegenübergestellt wurden. Das ist natürlich gut begründet. Aber für die Praxis der Forschung sind die beiden Richtungen doch klar zu trennen: mit *Leistung* ist die Entfaltung der Sprachkraft in Richtung auf die Aufgabe des Umschaffens der Welt in das Eigentum des Geistes gesehen; unter *Wirkung* sind dann die Konsequenzen dieses Wortens für die sprachlichen Betätigungen der Sprachgemeinschaft verstanden. Die Entfaltung der sprachlichen Energieia einer Menschengruppe nach diesen beiden Richtungen kann mit den beiden vorgeschlagenen Termini klar und leicht verständlich auseinandergehalten werden.

Themennachweis zur wirkungsbezogenen Betrachtung

Wenn wir unter Sprachwirkungen in unserem Zusammenhang die Konsequenzen verstehen, die ein muttersprachlich geltendes Sprachelement für die sprachlichen Betätigungen der Mitglieder einer Sprachgemeinschaft nach sich zieht, so ist damit bestätigt, daß jede einzelne Spracherscheinung Gegenstand einer solchen Betrachtung sein kann und muß. (Damit ist auch die systematische Gleichstellung dieser Stufe mit den drei anderen gerechtfertigt: jedes Sprachelement ist ebenso legitimes wie notwendiges Objekt aller vier Untersuchungsweisen). Grundsätzlich kann jedes Wort, jedes Syntaktikum an dieser Stelle auftauchen. Bei der Ungewohnheit dieser Fragerichtung ist der Wunsch nach näheren Auskünften nicht verwunderlich.

Anlaß kann also jedes Sprachelement bieten, vornehmlich von der muttersprachlichen Geltung seines Zugriffs aus: Was zieht das Bestehen des Wortes *geschehen* und seines Sinnbezirkes, des Wortstandes der Ornativa, der Diathese des 'Passivs' im Gestaltungskreis des Verbs, der geistigen Situation der zugewandten Betätigung unter den Satzplänen an Konsequenzen für das geistige Arbeiten der deutschen Sprachgemeinschaft nach sich? Die Antwort ist im Prinzip einfach: je nach der Art des Zugriffs werden für die Sprachangehörigen die Gegenstände ihrer Lebenswelt geistig faßbar mit der weiteren Konsequenz, daß sie aus diesen Hinweisen auch Möglichkeiten des (geistigen und physischen) Umgangs mit diesen Gegenständen gewinnen.

Das klingt vielleicht noch etwas theoretisch. Aber wir können das eine oder das andere unserer früheren Beispiele daraufhin prüfen. Ist es richtig, daß die Angehörigen der deutschen Sprachgemeinschaft mit den Farberscheinungen primär so umgehen, wie deren geistige Verarbeitung in dem Sinnbezirk der deutschen Farbwörter es ihnen nahelegt? Die Antwort ist im Grunde klar; sie muß *ja* lauten. Jeder kann an sich selbst prüfen, wie das abläuft, und wie oft und in welcher Weise er mit Farben außersprachlich umgegangen ist, besonders wenn an irgendeiner Stelle die Verständigungsmöglichkeit mit anderen hineinspielt. Dabei sind Farben noch ein Bereich, der ein Ausweichen in optische Zeichen leicht macht. — Wie steht es mit anderen Wörtern? Ist ein Lehrer, der die Anstrengungen eines Schülers beurteilen soll, nicht darauf angewiesen, sich auf die Maßstäbe zu stützen, die das muttersprachliche Feld bereitstellt? Ist er nicht sogar gezwungen, sich in seinem Urteil über Minderleistungen möglichst eng an die sprachlichen Urteilsweisen von muttersprachlichem *träge* und *faul* und *schlapp* und *erschöpft* zu halten, schon um dem zu Beurteilenden so gerecht wie möglich zu werden und der Gefahr zu entgehen, in einem verantwortlichen Urteil ein Kind fahrlässig in ein schiefes Licht zu bringen? Sind in solchen Abläufen Auswirkungen der muttersprachlichen Geltungen beschlossen oder nicht? Und treffen diese nicht alle, die mit diesem Sprachgut arbeiten und die im Wirkungsbereich dieser Sprachzugriffe stehen, praktisch also die ganze Sprachgemeinschaft?

Wenn man es näher überlegt, ist es eigentlich selbstverständlich, daß die Sprachangehörigen mit den Konsequenzen der geltenden muttersprachlichen Geistigkeit leben müssen. Das ist eine der grundlegenden Selbst-

verständlichkeiten unseres Lebens, die nur deshalb unbemerkt bleibt, weil die weltgestaltende Leistung einer Muttersprache als ganze im Selbstverständlichen bleibt, so daß die Konsequenzen gar keinen sprachlichen Bezug mehr zu haben scheinen. Es bedarf schon besonderer Anlässe, um die Problematik sichtbar werden zu lassen. Im September 1970 (22. Deutscher Therapiekongreß) entspann sich eine lebhaft Diskussions darüber, ob man nicht den Begriff *Faulheit* aus dem Sprachgebrauch der Schule streichen solle. Die Gründe für die so gekennzeichnete Form der Minderleistung seien viel zu verschiedenartig, als daß man diesen auch moralisch abwertenden Begriff in der üblichen Reichweite gebrauchen dürfe. Man kann versuchen, die Motive und die Aussichten eines solchen Vorschlages durchzudenken; aber schon allein die Forderung, das Wort *faul* im Schulbereich auszumerzen, weist auf die unreflektierte Überzeugung hin, daß das Vorhandensein des Wortes bestimmte Konsequenzen im Handeln der Sprachgemeinschaft nach sich ziehe. — Sache der Sprachforschung wäre es, auf diese Zusammenhänge bei der Behandlung jedes Sprachelementes aufmerksam zu machen und eine Untersuchung nicht eher abzuschließen, als auch solche Wirkungsformen geltender Wörter und Syntaktika offengelegt sind.

Bestimmte Erfahrungen lassen es als ratsam erscheinen, diesen Bereich der muttersprachlichen Wirkungen, der Konsequenzen der geltenden Zugriffe für die Sprachgemeinschaft, noch genauer zu umschreiben. Wir gehen kurz drei Möglichkeiten des Zusammenhangs durch: 1) die Beurteilung von Tatbeständen in der Sprachgemeinschaft gemäß den muttersprachlichen Geltungen; 2) die Begründung von Verhaltensweisen in der Sprachgemeinschaft gemäß der Anleitung durch muttersprachliche Geltungen; 3) die Einordnung des passiven und aktiven Verhaltens des Einzelnen in diese Wirkungen.

Zu 1). Es war von Anfang an betont, daß die wirkungsbezogene Betrachtung abgestellt ist auf die Konsequenzen, die sich aus der geltenden Muttersprache für die ganze Sprachgemeinschaft ergeben. Diese Konsequenzen sind am deutlichsten und allgemeinsten dort, wo eine Menschengruppe in der Auffassung und Beurteilung ihrer Begegnisse in die gleiche Richtung gelenkt wird. Wenn wir den Sprachbesitz eines Menschen grundsätzlich als Verwirklichung seiner Muttersprache ansehen und alle individuellen 'Sprachbesitze' in einer Sprachgemeinschaft als auf die geltende Muttersprache hin orientiert zu verstehen haben, dann

ist alle Aktivierung solchen Sprachbesitzes als Fortwirkung der Muttersprache zu betrachten. Der gemeinsame Prozeß muttersprachlicher Weltgestaltung unterstellt alle Begegnungen mit materieller und geistiger Welt den Konsequenzen der ausgeprägten Wörter und Syntagmata. Mag es sich um Sinneserscheinungen handeln oder um geistige Ausgriffe, – die Bezugspunkte für die Ordnung und Interpretation sind für die ganze Sprachgemeinschaft in gleicher Weise gegeben; die Begreifens- und Verständigungsvorgänge sind durchsetzt mit muttersprachlichen Wirkungen.

Zu 2). In diesem Aufbau geistig gestalteter Welt sind auch die Voraussetzungen für weitere Konsequenzen gegeben. Wir sprachen eben davon, daß die geistige Gestaltung der Farberscheinungen eine wesentliche bleibende Vorbedingung für das Umgehen mit der Farbwelt ist. Dieser Einschlag bleibt wirksam in den unzähligen Fällen, in denen in der Sprachgemeinschaft Farberscheinungen eine Rolle spielen, ungeachtet aller individuellen Anlässe und Ziele. In diesem Sinne gehen muttersprachliche Wirkungen auch in das Handeln aller Sprachangehörigen ein. Es ist sogar möglich, unbeschadet aller individuellen Motivationen die Konsequenzen einzelner Sprachgeltungen bis in das Durchschnittshandeln einer ganzen Sprachgemeinschaft zu verfolgen. Die individuellen Ausdrucksformen sind gewiß nach Anlaß und Stellung des Sprachmittels verschieden. Natürlich ist auch der Grad der Bewußtheit solcher Einschläge sehr unterschiedlich. Aber auf die Bewußtheit als solche kommt es gerade bei den hier gemeinten Einschlägen in gleichgerichtetes Handeln nicht an. Im Gegenteil: je selbstverständlicher so etwas abläuft, umso intensiver sind solche Wirkungen.

Zu 3). Über die Tragweite eines solchen Hineinwirkens in gleichgerichtetes Handeln innerhalb einer Sprachgemeinschaft sind die Meinungen geteilt. Der Streit um die möglichen Auswirkungen der 'Akkusativierung' hat dazu beigetragen, das Problem zu verdeutlichen, so wie auch das Wortstandproblem der Zugänglichkeitsadjektive mindestens die Fragen präzisiert hat. Um nur die Probleme anzudeuten: Ist ein Unterschied spürbar zwischen (veraltetem) *einem rufen* und *einen rufen*, zwischen *einem Waren liefern* und *einen mit Waren beliefern*; ist es nur eine Verkürzung und Zeitersparnis, wenn ich statt *den Waisen Renten zusprechen* sage *die Waisen berenten*, statt *bei einem läuten* – *einen anläuten* usw. Insgesamt: hat es etwas zu besagen, wenn verstärkt akkusativische

Konstruktionen statt früher üblicher oder möglicher Dativkonstruktionen im Hinblick auf Personen angewandt werden? – Oder hat es einen tieferen Grund, wenn in dem Verhältnis von Wortableitungen mit *-bar* und *-lich* eine deutliche Verschiebung nach *-bar* hin zu beobachten ist? Das Nebeneinander etwa von *erklärbar – erklärlich, vernehmbar – vernehmlich, faßbar – faßlich* läßt uns noch spürbar werden, daß die Beurteilung eines Objektes auf seine Zugänglichkeit für ein Behandeltwerden sich richten kann nach den innewohnenden Vorbedingungen. Hat das Zurücktreten von *-lich* etwas damit zu tun, wieweit der Gedanke an die Eignung der Objekte eine Rolle spielt? Hat die heutige Geläufigkeit von *-bar*-Bildungen zu fast allen transitiven Verben etwas zu tun mit einer verstärkten Bereitschaft, beliebige Objekte der Möglichkeit eines Behandelt-Werdens in zahllosen Richtungen geistig zu unterstellen?

Die Frage ist nun, ob solche muttersprachlichen Verhältnisse und Verschiebungen geistig soviel zu bedeuten haben, daß in dem Gelten des einen oder des anderen ein Unterschied des Handelns angelegt ist, vorweg des geistigen Verfahrens, entsprechend vielleicht auch des Verhaltens; und zwar zielt die Frage prinzipiell auf die ganze Sprachgemeinschaft. Was für zahlreiche Fälle des Wortschatzes zutrifft, wird auch für andere sprachliche Einheiten nicht gleichgültig sein. Wenn in einer Sprache zwei Anredeweisen gelten, *Du / Ihr* und *Sie*, dann wird man sagen, daß sie von der ganzen Sprachgemeinschaft aufgenommen und nachvollzogen werden. Sicher liegen die Dinge nicht immer einfach. Aber wer Ernst macht mit der Erkenntnis, daß jedes Sprachelement auch eine muttersprachliche geistige Seite hat, dem wird das Rechnen mit solchen Wirkungen als Aufgabe stets mit gegenwärtig sein.

Viele der Fehltritte in solchen Fragen rühren allerdings auch daher, daß das Rechnen mit den verschiedenen Sprachebenen nicht so geläufig ist, wie es sein müßte. Da wird der einzelne Sprachangehörige bemitleidet, daß man ihm eine so sklavische Abhängigkeit von der Muttersprache zumute, daß er schließlich die mit einem aufgenommenen muttersprachlichen Wort gemeinten Handlungen realiter vollziehen müsse. Wer Unsinn sucht, findet auch solchen, und wäre es in der eigenen Phantasie. Gedanklich ist das leicht zu lösen, wenn man den Einzelnen in der doppelgesichtigen Rolle eines Angehörigen der Sprachgemeinschaft und einer sprachlichen Persönlichkeit sieht. Im

Hinblick auf seinen Sprachbesitz überwiegt das erstere mit allem, was an Konsequenzen der geltenden Muttersprache zu nennen war. Als sprachliche Persönlichkeit kommt er gewiß nicht von diesen Vorbedingungen los, aber die muttersprachlichen Wirkungen gehen ein in die Motivation von Handlungen, deren Entscheidungen aus der Gesamtpersönlichkeit kommen.

Man wird noch manche überzeugenden Beispiele für die Wirkungen geltender Sprachmittel beibringen müssen, bis man im wissenschaftlichen und öffentlichen Bewußtsein mit dieser Tatsache der Konsequenzen des geistigen Gehaltes eines Sprachelementes einigermaßen angemessen rechnet (eine Anzahl von Beispielen in dem genannten Buch über 'Die vier Stufen in der Erforschung der Sprachen'; ergiebig ist hier auch vergleichendes Verfahren, denn manches unverständliche Handeln bei fremden Völkern wird verständlicher, wenn man die sprachlichen Voraussetzungen kennt, aus denen es schöpft). Für uns muß es hier genügen, die Behauptung zu rechtfertigen, daß die Behandlung eines Sprachproblems erst dann als abgeschlossen angesehen werden kann, wenn auch die wirkungsbezogene Betrachtung zu ihrem Recht kommt.

Ganzheitliche Sprachbetrachtung

Wenn wir hier den Bezug zur leistungbezogenen Sprachforschung und das Einbeziehen der wirkungsbezogenen Betrachtung so nachdrücklich hervorhoben, so nicht nur, weil sich hier eine Fülle von hochinteressanten Fragestellungen eröffnet. Vielmehr soll vor allem der Weg zu einer ganzheitlichen Sprachbetrachtung gefestigt werden.

Ganzheitlich war eine Zeitlang eine Art Modewort, mit dem eine möglichst vielseitige Betrachtung einzelner Themenkreise propagiert wurde. Es sollte damit das Einbeziehen von Tatsachen und Sehweisen gerechtfertigt werden, deren Zugehörigkeit vielleicht nebensächlich erschien oder ganz übersehen wurde. Das ist längst im richtigen Verhältnis angelangt: ganzheitliche Sprachbetrachtung, das ist die Gesamtheit der Verfahrensweisen, die für eine adäquate Beurteilung der Sprachphänomene nötig sind. Ganzheitliche Erforschung der Gemeinschaftsform schließt die soziologischen Methoden ein, die von den

vier Seiten der Gestalt, des Inhalts, der Leistung und der Wirkung aus die Wesenszüge einer Muttersprache herausarbeiten. Insofern ist der Vierstufenbau das Modell einer ganzheitlichen Sprachbetrachtung. Wir haben ihre jeweiligen Grundgedanken soweit zu erläutern gesucht, daß wir verstehen, welche besonderen Aufgaben einer jeden zukommen.

Auf eines bleibt zum Abschluß doch noch ausdrücklich hinzuweisen. Ganzheitlich, das besagt vor allem die innere Verbindung aller als methodisch notwendig erkannten Schritte. Gerade wenn man systematisch aufteilt, muß man die Gegenaktion des Zusammenhaltens der sachlich zusammengehörigen Tatsachen immer im Auge behalten. Das gilt im großen wie im kleinen. So klar sich herausstellte, daß erst das energetische Modell, also die leistungsbezogene Betrachtung, der geistigen Sprachseite gerecht wird, so wenig soll die Arbeit auf den vorangehenden Stufen als überflüssig hingestellt werden: eine gestaltbezogene Bedeutungsangabe, die schon der inhaltbezogenen Betrachtung Anlaß zur Umgliederung bietet, kann für die Beurteilung der Wirkung wichtig werden, weil dort vielleicht eine durch die Gestalt vermittelte Verbindung zu unerwarteten Konsequenzen führt. Man denke an die mannigfaltigen volksetymologisch bedingten Verhaltensweisen, die aus einem zufälligen Gleichklang heraus Verhaltensweisen entstehen lassen, die sonst unerklärlich blieben, im gedanklichen Verhalten (der *Vielfraß* in der üblichen Einschätzung usw.) wie im gewöhnlichen Gebrauch und Umgang (Heilkräuter wie *Tausendgüldenkraut* oder das gefährdete Leben des *Ohrwurms*). Solche Verbindungen können sogar bis zu Vorschlägen von Umbenennungen führen, von denen man sich günstigere Folgerungen erwartet (ernsthafter Vorschlag aus Fachkreisen, *Raubvogel* durch *Greifvogel* zu ersetzen, oder durchgedrungene Sprachregelung *Gastarbeiter* statt *Fremdarbeiter*, allerdings nur mit geringer Wirkung). — Ebenso ist es möglich, daß erst von dem Inhalt her die Tragweite einer gestalthaften Differenz deutlich wird, auf die man vorher weniger achtete (so bei manchen Beobachtungen phonologischer Art). Die Beispiele für solche Weiterungen sind zahllos.

Eines möchten wir im besonderen Hinblick auf die geistige Sprachseite noch besonders hervorheben. Bei Erörterungen über die inhaltliche Sprachbetrachtung und deren energetische Fortsetzung hört man oft, daß das alles sicher wichtig sei, daß aber die eigenen Forschungsaufgaben, mit denen man beschäftigt sei, so weit davon entfernt seien, daß

kaum eine fruchtbare Verbindung möglich sei. Ich glaube, daß man diese Einstellung von Grund auf revidieren sollte, und zwar um beider Seiten willen. Es ist nicht zu sehen, wie bei solcher stets zunehmender Abkapselung einmal eine ausreichende Einsicht in eine Sprache gewonnen werden soll, wobei selbst die Aussicht auf ein Gemeinschaftswerk ein schlechter Trost ist (so unentbehrlich ein solches trotzdem bleibt). Zweierlei müßte erreichbar sein. Wir sprachen wiederholt von den Ausblicken, die sich auf jeder der genannten Stufen auch auf die anderen ergeben: also gestaltbezogene Ausblicke auf die Inhalte oder die Leistungen oder wirkungsbezogene Ausblicke auf Gestalten oder Leistungen. Diesen wechselseitigen Beobachtungen wohnt ein großer Aufschlußwert inne. Gewiß bringen sie keine adäquaten Ergebnisse für die andere Stufe. Aber sie verdienen festgehalten zu werden als Hinweise auf die anschließenden Probleme. Und gerade ihr mehr beiläufiger Charakter neben der eigentlichen Zielsetzung bringt es mit sich, daß sie kaum wiederholbar sind. Wer also solche ganzheitliche Durchblicke, wie sie sich sicher bei jedem Fachkundigen über der Arbeit einstellen, festhält, darf das Gefühl haben, auch über das Spezialproblem hinaus die Einsicht in die Sprache gefördert zu haben. Vielleicht ist die festgehaltene Beobachtung für ihn oder einen anderen der Anstoß, das Problem an seiner eigentlichen Stelle aufzusuchen, und die Kenntnisse und Erfahrungen, die auf der einen Stufe gewonnen wurden, auch für die anderen nutzbar zu machen. Die eigene Seminarerfahrung bestätigt, daß der irgendwo aufgegriffene rote Faden mit innerer Folgerichtigkeit zu allen wesentlichen Punkten hinführt (vgl. Arbeiten zur Wortlehre, zur Wortbildungslehre, zu Satzbauplänen von E. Bülow, H. Assheuer, P. Jung, H. Schilling u.a., selbst für ein Problem wie die Metaphorik hat sich die Vierstufenlehre als fruchtbar erwiesen; vgl. W. Ingendahl, Der metaphorische Prozeß, Methodologie zu seiner Erforschung und Systematisierung, 1971). — Sollte sich aber auch beim besten Willen kein 'Ausblick' ergeben, so ist das wohl als Hinweis darauf zu fassen, daß die Fragestellung einer Ausweitung bedarf. Beim heutigen Forschungsstand wird diese Ausweitung zumeist in der Richtung der geistigen Sprachseite zu suchen sein. Es wird noch lange dauern, bis das Mißverhältnis zwischen der Erforschung der sinnlichen und der geistigen Sprachseite ausgeglichen ist. Wenn aber Sprache eine geistige Kraft des Menschen ist und Muttersprache ein die Jahrhunderte durchziehender geistiger Prozeß in einer Sprachgemeinschaft, dann ist im Hinführen auf den Kern dieses Vorgangs mit Recht der Sinn der sprachwissenschaftlichen Arbeit zu sehen.